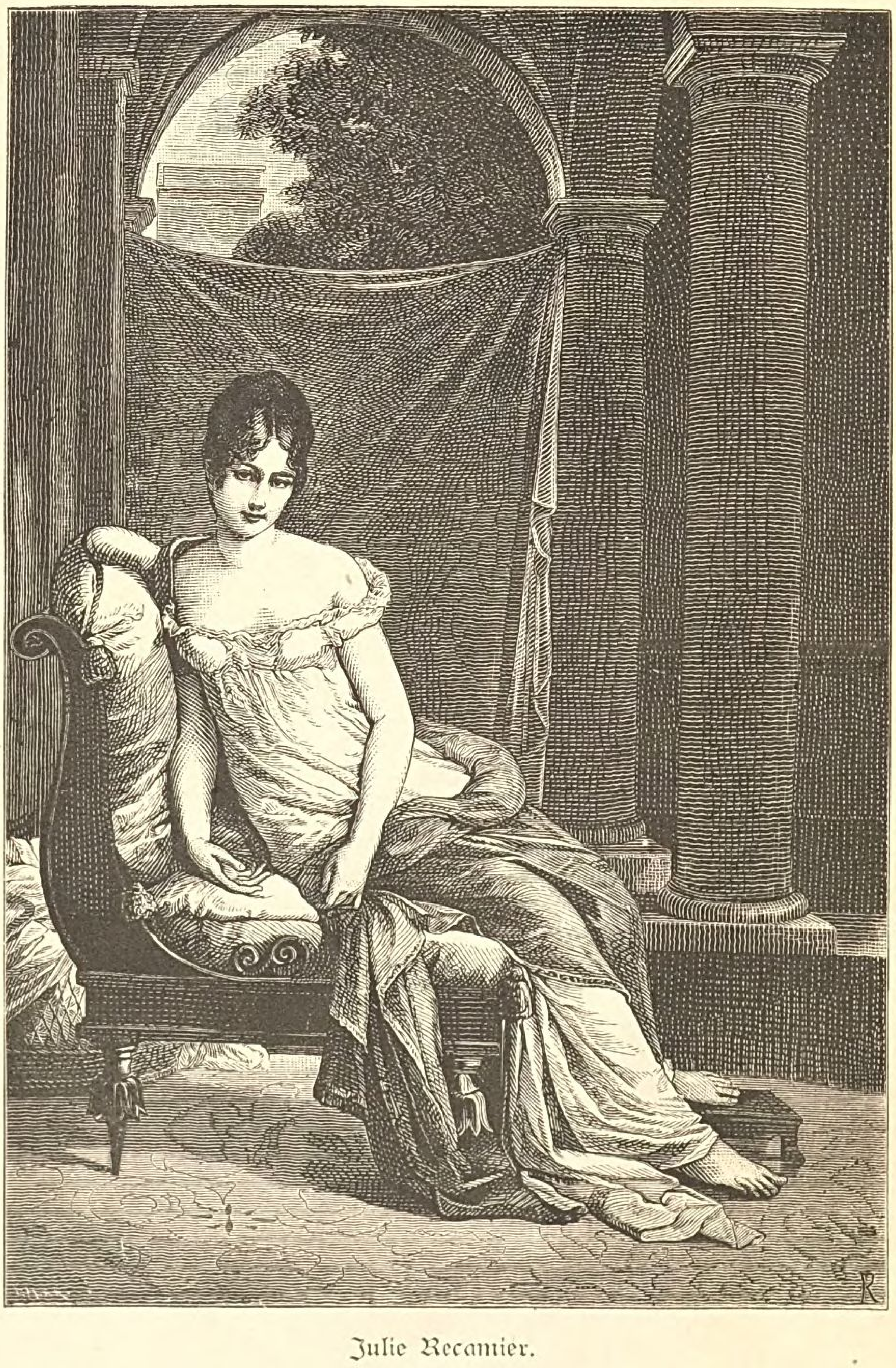
Am Hofe der Frau von Staël.



Julie Recamier.

Am
Hofe der Frau von Staël.

Eine geschichtliche Erzählung

von

Adolf Brennecke.

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1879.

Frau Ottilie Müller

in Potsdam,

der trefflichen Mutter und Hausfrau,

in dankbarer Verehrung

gewidmet.

I.

Auf dem Vorderdeck des Postschiffes, welches an einem Sommertag des Jahres 1807 von Genf nach Lausanne fuhr, saßen zwei Männer in eifrigem Gespräch beisammen. Der ältere von Beiden war ein gutmüthig und doch auch klug drein schauender Herr, dem man seine sechzig Jahre kaum ansah; das bartlose Gesicht zeigte eine gesunde Röthe, die mittelgroße Gestalt war breit und kräftig gebaut.

„Es ist ein Ereigniß!“ rief er in lebhaftem Tone aus, „ein Ereigniß geradezu, nicht nur für unsere genfer Gesellschaft, sondern für die ganze gebildete Welt. Haben Sie denn jemals in unserem literarischen Cirkel eine ähnliche Aufregung gesehen wie gestern Abend, Herr von Constant?“

Henri Benjamin Constant de Rebecque schien die Begeisterung seines Begleiters nicht zu theilen. Sein wasserblaues Auge blieb ruhig, als er entgegnete:

„Sie vergessen, Herr von Bonstetten, daß die Welt im Großen und Ganzen augenblicklich mehr zu thun hat, als die Corinne der Frau von Staël zu lesen oder gar alle übrigen Interessen des Tages über dem neuen Buche zu

vergessen. Der Kaiser Napoleon sorgt schon dafür, daß sich Niemand neben ihm in Europa auszeichnet. Was wollen die geistvollen Schilderungen unserer Freundin gegen die großartigen Umwälzungen in der Weltgeschichte sagen? Sie und ich und einige Dutzend, vielleicht ein paar Hundert gleichgesinnte Freunde der Literatur erfreuen sich herzlich an dem eigenartigen Buche; man beurtheilt es mit lebhafter Anerkennung, etwa wie gestern im genfer Cirkel, aber selbst eine öffentliche Besprechung durch die tonangebenden Zeitungen ist augenblicklich nicht einmal möglich: der eiserne Arm des Kaisers hält ja die europäische Presse am Boden darnieder."

Karl Viktor von Bonstetten glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als er von dem nächsten Freunde der berühmten Schriftstellerin ein so kühles Urtheil über das neue, epochemachende Werk der Frau von Staël vernahm. Er ereiferte sich ordentlich bei den Worten:

„Sie sehen schwarz, Herr von Constant; schon jetzt ist die Welt voll des Lobes der Schloßfrau von Coppet. Die ersten Exemplare der Corinne waren, wie gewöhnlich, in England zu haben. Der Sohn unserer gelehrten Mitbürgerin Frau Necker ist zur Zeit in Edinburg. Gestern kam ein Brief von ihm an. Die glückliche Mutter, welche sich mehr wie jede Andere über den Ruhm ihrer Cousine Staël freut, ließ mich sofort das Schreiben lesen. ‚Corinne brachte in dieser so aufgeklärten Stadt eine unbegreifliche Aufregung hervor,‘ schreibt der junge Necker. ‚Die ganze Gesellschaft

wurde gleichsam elektrisirt. Die Philosophen, die Naturforscher, die Gelehrten aller Art hielten einander auf den Straßen an, um sich zu fragen, wie weit sie im Lesen des Buches gekommen wären. Die Darstellung der englischen Sitten wurde vollkommen getreu befunden, ja man hörte, daß ein Städtchen in der Provinz sich geärgert hätte, weil es glaubte, daß Frau von Staël, obschon dieselbe niemals auch nur eine Sylbe über den Ort gehört, es hätte lächerlich machen wollen.' Sie sehen, mein lieber Herr von Constant, wie zündend das neue Werk sogar bei den kalten Briten wirkt. Der unnatürliche Druck, welchen der französische Kaiser auf die Literatur des größten Theils von Europa ausübt, darf unser Urtheil nicht trüben: Corinne ist eine bewunderswerthe Schöpfung! Wären wir doch erst in Coppet angelangt, daß ich der lieben Staël meine Huldigung darbringen könnte!"

Benjamin Constant war von der Unterhaltung augenscheinlich nicht angenehm berührt, und das aus guten Gründen. Er kannte Frau von Staël nun schon seit langen Jahren; bald nach der Revolution hatte er fleißig ihren Salon in Paris besucht, wo sie als Gemahlin des schwedischen Gesandten die hervorragendsten Erscheinungen der guten Gesellschaft um sich versammelte. Gemeinsame Liebe zu Frankreich und mehr noch die gemeinsam erduldeten Verfolgungen des ersten Konsuls Bonaparte hatten die Beiden im Laufe der folgenden Jahre sich immer näher an einander schließen lassen. Selbst ihre Vorliebe für die schönen Wissen-

schaften war auf gleiche Ziele gerichtet, und als Frau von Staël nach dem Tode ihres Gemahls eine Reise durch Deutschland unternahm, da war das Freundschaftsbündniß zwischen den beiden Literaturfreunden ein so inniges, daß der damals sechsunddreißigjährige Constant die achtzehn Monate ältere Freundin auf ihrer Reise begleitete. Alle Welt glaubte nicht anders, als daß der Segen der Kirche nun bald das gleichgestimmte Paar vereinen würde; nahm doch Constant monatelang seine Wohnung auf Coppet, und war es den Schloßbewohnern bald kein Geheimniß mehr, daß ihre sonst so selbstständige Herrin sich willig in die vielen Launen des blassen, mißmuthigen Mannes fügte.

Die Tochter Necker's war jedoch weniger lenksam, als es vielleicht den Anschein hatte. Wohl mag sie ihr warm empfindendes Herz oft zu dem geistreichen Freunde hingetrieben, wohl mag sie jahrelang bewundernd zu dem glänzend begabten Volkstribunen aufgeschaut haben; aber ihre erste Ehe hatte sie davon überzeugt, wie wenig sie sich einem Manne unterordnen konnte: ein unbeugsamer Hang zur Freiheit, zur Freiheit vor dem bürgerlichen Gesetze wie vor dem eigenen Selbst, ließ sie immer wieder in den Stunden der Schwäche die Selbstständigkeit als höchstes Lebensgut schätzen und die etwaigen Anträge Constant's sanft zurückweisen. Constant war nicht selbstlos genug, über eine solche, vielleicht wohlgemeinte Erklärung rücksichtsvoll hinwegzukommen; verwöhnt, empfindsam und argwöhnisch wie er war, vielleicht auch nicht frei von Eifersucht auf den Geist und Ruhm der Freundin,

hatte er schon damals Stunden, in welchen er ihr im Grunde seines Herzens gram wurde und nur mit innerem Widerstreben sich in die Günstlingsrolle fügte. —

Es war bald Mittag, als das Boot einige Minuten in Genthod anlegte, auf dem halben Wege zwischen Genf und Coppet. Meist hatten die Schiffsknechte bis dahin rudern müssen: unbeweglich wie ein tiefblauer Spiegel lag der See da, kein Lüftchen hatte sich an dem prächtigen Sommermorgen geregt. Aber wie gewöhnlich machte sich mit der höher steigenden Sonne ein leiser Südwestwind auf; bei dem ersten Säuseln wurden die beiden lateinischen Spitzsegel angesetzt, und bald tanzte das Boot leicht wie ein Schmetterling über die sonnige Fläche dahin.

Das breite Gesicht Bonstetten's glänzte vor Freude über die schnellere Fahrt; durfte er nun doch hoffen, schon in der nächsten Stunde der Verfasserin von Corinne die Hand zu drücken. Auch die Schönheit des Sees mochte wohl zu der gehobenen Stimmung des lebensfrohen Alten beitragen. Bonstetten war zwar aus der deutschen Schweiz gebürtig, hatte aber am Ufer des Genfersees einen Theil seiner Jünglings- und reiferen Mannesjahre verlebt. Wohin ihn auch sein reichbewegtes Leben geführt hatte, in England wie in Dänemark, in Holland wie in Paris und Italien, nie schwand ihm das Bild des blauen Sees mit den dunkelgrünen Bergen Savoyens und der schneebedeckten Dent du Midi aus dem Sinn. Als er dann vor wenigen Jahren als angehender Sechziger für sich und seine Familie ein letztes

Daheim suchte, nicht um sich einer bequemen Ruhe hinzugeben, sondern um rüstig an den Resultaten seines Lebens und Strebens zu arbeiten, da wählte er das betriebsame Genf als Greisensitz; wohl schwerlich mochte er damals denken, daß er noch fast dreißig Jahre lang zum Stolze seiner Mitbürger und zum Nutzen der Menschheit thätig sein durfte.

„Was für Nachrichten haben Sie aus Deutschland in letzter Zeit gehabt?" fragte er den vor sich hinbrütenden Constant, welcher weder auf die Reize der Uferlandschaft, noch auf die Nähe von Coppet zu achten schien. „Ich frage nicht ohne Absicht gerade jetzt darnach, denn Deutschlands Wohl und Wehe geht unserer lieben Staël ganz besonders nahe; ich möchte gern ihr Mitgefühl schonen und allen politischen Gesprächen aus dem Wege gehen, wenn ich mich schlechter Nachrichten zu versehen hätte."

„Ja, das haben Sie leider nur zu sehr," erwiederte Benjamin Constant. „Bonaparte hat nach der neuesten Zeitung wieder einen großen Sieg errungen: bei Friedland ist das letzte russische Heer vernichtet worden, ganz Deutschland bis zum äußersten Norden ist in Frankreichs Gewalt; vielleicht hat Preußen heute schon aufgehört, einen selbstständigen Staat zu bilden. Wir armen Verbannten müssen uns von jetzt an aller Hoffnung entschlagen, je wieder nach dem schönen Frankreich zurückkehren zu dürfen, denn im Besitze der höchsten Macht kennt der Kaiser am wenigsten das schöne Vorrecht der Mächtigen, Gnade oder auch nur Ge-

rechtigkeit gegen die Schwächeren zu üben. Vergeblich hofft Frau von Staël, daß ihre Corinne sie wieder nach Paris führen wird, weil keine politische Anspielung in dem ganzen Buche zu finden sei; sie vergißt ganz, daß sie in einem Buche über Italien den Sieger Italiens unerwähnt gelassen hat — und dieß Stillschweigen ist dem ehrgeizigen Korsen gegenüber schlimmer als der offene Tadel. Ach, die Aermste leidet gewaltig unter dem Hasse des Imperators; all' ihr Dichten und Trachten ist darauf gerichtet, sich von dem Banne zu befreien, unter dem ihr Leben zu verkümmern droht."

Bonstetten wurde immer aufmerksamer.

„So groß ist also die Sehnsucht der Dichterin nach dem Lande ihrer Wahl! Ja, alsdann verstehe ich manche Anspielung in dem neuen Werke, über welche Sismondi und die anderen genfer Freunde so verständnißvoll hinweggingen, als wir neulich den Charakter der Corinne zum Gegenstand einer literarischen Unterhaltung machten. Noch gestern Abend kam ich mir wie ein Uneingeweihter in einem magischen Cirkel vor, so viele räthselhafte Winke und Anspielungen glaubte ich zu bemerken."

„Sie sind bis jetzt auch wirklich ein Uneingeweihter, Herr von Bonstetten," meinte Constant nach einiger Ueberlegung. „Gegen Sie darf ich offen sein. Sie kennen Genf nun lange genug, Ihr geübter Blick hat Sie gewiß schon manchen Schatten an dem sonst so hellen Himmel unseres staatlichen Lebens erkennen lassen. Bald sind es zehn Jahre her, daß Genf seine Selbstständigkeit aufgeben und sich an

Frankreich anschließen mußte. Seit einem halben Jahrtausend war die Freiheit unser Lebenselement gewesen, selbst Calvin's strenger Zucht hatte nur der Protest gegen Roms Gesetze zu Grunde gelegen; aus eigenem, bewußtem Antriebe hatte man das Gebet und die Arbeit als die Schwerpunkte des Genferthums betrachtet. Als aber die Marseillaise erscholl, als Rothmützen und Sansculotten unsern Stadtadel bis auf's Schaffot verfolgten, und als uns von Paris aus ein Präfekt des Genfersees geschickt wurde, da schien es um unser Lebenselement geschehen zu sein. Fast ein Drittel unserer Mitbürger hat seitdem die Stadt verlassen, Armuth und Siechthum nehmen überhand, die Handwerker fliehen vor den französischen Werbern, die Zahl der ledigen Mädchen vermehrt sich, da die Werkstätten sich leeren und nur französische Soldaten und savoyische Proletarier sich in den leeren Häusern festsetzen. Aber noch ist ein Stamm altehrwürdiger genfer Familien zurückgeblieben, welcher die Flamme der Vaterlandsliebe vor dem Erlöschen bewahrt und sie im Geheimen zu schüren bemüht ist. Vielleicht ist es sogar Ihnen entgangen, daß alle unbesoldeten Stadtämter gleichsam zufällig in Händen von geborenen Genfern sind, daß Kirche und Schule sich bis heute von dem wechselvollen Geiste des revolutionären wie des kaiserlichen Frankreich freizuhalten vermocht haben. Im Gegensatze zu der unberechenbaren Macht der Thatsachen, welche heutzutage den Thron des Kaisers Napoleon auf eine schwindelnde Höhe erhoben hat, halten wir an der idealen Macht freisinniger Ideen fest.

Wir Freunde der Freiheit schaaren uns um eine hehre Priesterin: die Seele unseres Bundes ist — die Verfasserin von Corinne!"

In dem schwankenden Charakter Benjamin Constant's war bei dieser Auseinandersetzung der beste Theil seines Selbst zum Durchbruch gekommen. Er hatte so leise gesprochen, daß nur Bonstetten ihn hören konnte, aber dennoch glänzte sein sonst mattes Auge in edlem Feuer, und ein flüchtiges Roth der Erregung war auf seine Wangen getreten. Der joviale Bonstetten war von dieser offenen Mittheilung sichtlich überrascht und bewegt, wennschon er längst derartige Bestrebungen der Gegner Napoleon's geahnt hatte. Er faßte Constant's Hand und flüsterte ihm die Worte zu:

„Lassen Sie auch mich als einen Bürger der freien Schweiz an dem Kampfe gegen die Gewaltherrschaft theilnehmen. Ich bin der Ihre, edler Freund, jetzt und immerdar, wenn es sich um die Rettung unserer höchsten Lebensgüter handelt."

Schon hatten die Schiffer ihre Segel zur Hälfte gerefft und das Tau auf die Landungsbrücke geworfen: das Boot legte an, und die beiden Männer schritten bald darauf die Kastanienallee zum Schlosse hinan.

II.

Wer wollte es heutzutage leugnen, daß die Gegend um den Genfersee zu den landschaftlich schönsten Punkten unserer Erde gehört? In Poesie und Prosa ist sie gefeiert worden, die Pinsel der Maler haben ihre Reize tausendfältig auf die Leinwand gebracht, halb England skizzirt noch heute, wohl oder übel, in Blei, in Oel- und Wasserfarben, das Schloß Chillon und das altersgraue Kirchlein oberhalb Montreux.

Aber dieser Geschmack hat nicht immer geherrscht: die Menschen vergangener Zeiten scheinen nicht gleich dem heutigen Geschlechte von der großartigen Alpenwelt und dem Zauber des Sees begeistert gewesen zu sein; wenigstens verrathen die Werke der Literatur und Kunst, welche den Zeitgeist stets am getreuesten wiederspiegeln, Jahrhunderte hindurch nichts von einer derartigen Vorliebe. Die Römer allerdings, insbesondere die Zeitgenossen des Virgil und Horaz, bekundeten durch die gewählte Lage ihrer Tempel und Paläste ein gewisses Interesse für die Naturschönheit, als sie sich am

Genfersee niederließen. Dieser Sinn verlor sich jedoch bald wieder. Nur ausnahmsweise nahmen die Mönche des Mittelalters bei der Anlage ihrer Klöster auf etwaige landschaftliche Vorzüge der Umgebung Rücksicht, und erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begann sich ein Umschwung in dem Geschmacke der am See wohnenden Völkerstämme zu vollziehen, besonders seitdem Jean Jacques Rousseau den Sinn für Naturschönheiten volksthümlich gemacht und der verpesteten Gesellschaft des damaligen Frankreich die frische Luft der Berge zugeführt hatte.

Schloß Coppet liegt etwa sechshundert Schritte vom See entfernt. Es wurde zu einer Zeit gebaut, in welcher man an dem Anblick des Wassers und der Berge keinen besondern Gefallen fand; nur eine Seite des großen Gebäudes ist dem See zugekehrt, ohne daß man indeß auch von dieser die Wasserfläche zu Gesicht bekäme: eine mit Bäumen bepflanzte Terrasse und die nur wenig tiefer liegenden Häuser des Dorfes entziehen sowohl den See wie die savoyischen Berge dem Anblick der Schloßbewohner. Auch der Montblanc ist von keinem Punkte des Schlosses aus sichtbar; nur die öden, gleichförmigen Höhenzüge des Jura begrenzen die Aussicht aus einigen der nach Westen und Norden zu gelegenen Fenster.

Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gehörte das Schloß der gräflichen Familie von Dohna-Schlobitten; die Grafen Alexander und Christoph von Dohna wurden auf Coppet geboren; der Philosoph Bayle unterrichtete Letz-

tern in den Anfangsgründen des Wissens. Hundert Jahre später erwarb der Minister Necker die Herrschaft Coppet; von 1784 an wohnte er mit einigen Unterbrechungen bis zu seinem im Jahre 1804 erfolgten Tode daselbst. Ihm verdankt das Schloß sein heutiges Aussehen. Die beiden senkrecht auf dem Mittelbau stehenden Seitenflügel endigen in thurmartige Rundungen, ein hohes eisernes Gitter zwischen diesen Thürmen bildet gewissermaßen die vierte Seite des Quadrats. Durch dieß Gitter gelangt man in den Schloßpark, einen meist mit Laubholz bestandenen Wiesenplan von mäßiger Größe, auf zwei Seiten von einer niedrigen Steinmauer, zur rechten jedoch von einem klaren Bächlein eingefaßt. Das Schloß hat außer dem Erdgeschoß nur noch ein Stockwerk. Die großen, regelmäßigen Fenster und der röthliche Putz verleihen dem ganzen Gebäude einen etwas modernen Anstrich; aber das wettergebräunte Ziegeldach und die schmucklosen, weißgetünchten Korridore lassen von vornherein auf ein beträchtliches Alter schließen. Der Schloßhof mag ungefähr fünfzig Schritte im Gevierte halten; wie heutzutage war er wohl immer mit Blumen und Pflanzengruppen freundlich geschmückt. Durch einen überwölbten Fahrweg gelangt man unter dem linken Flügel weg in einen etwa eben so großen Außenhof, dessen Seiten von Wirthschaftsgebäuden gebildet werden. Ein Thorweg führt, dem Schloßflügel gegenüber, auf die nach dem See hinunterführende Dorfstraße. An der andern Seite dieser Straße ist der herrschaftliche Blumen- und Gemüsegarten gelegen; un-

mittelbar an denselben grenzt ein von einer hohen Mauer ringsum eingeschlossener Baumgarten, etwa hundert Schritte im Gevierte messend. Mitten in diesem Gehölze steht ein Grabdenkmal. —

Benjamin Constant und Bonstetten hatten nach wenigen Minuten die kurze Allee durchschritten, welche vom Landungsplatze der Schiffe nach dem Schlosse hinaufführte. Eben wollten sie die große Straße verlassen und zur Rechten in den Wirthschaftshof einbiegen, als ihnen die starke Stimme der Schloßfrau vom Küchengarten aus die Worte zurief:

„Willkommen, meine Herren! Guten Tag, Benjamin! Welche Ueberraschung — Herr von Bonstetten einmal wieder in Coppet!“

Sie warf dem Gärtner zwei Hände voll Gemüse zu, brachte schnell ihre große Hausschürze in Ordnung und stand in der nächsten Minute vor den Herren, jedem eine Hand zum Gruße darreichend.

Wer Frau von Staël nicht kannte, hätte in der rüstigen einundvierzigjährigen Frau, wie sie in dem einfachen Morgenkleide soeben von der Gartenarbeit kam, sicherlich nicht die Dichterin der Delphine und Corinne vermuthet. Ein breiter, grober Strohhut, an den Seiten tief nach unten gekrämpt, sollte vor der Mittagssonne ihr ohnehin bräunliches Antlitz schützen, dessen kräftige Züge durch die starken, aufgeworfenen Lippen einen fast unzarten Ausdruck erhielten. Aber die seltsam großen, glänzenden Augen verscheuchten sofort jeden ungünstigen Eindruck, welchen dieß Gesicht hätte

machen können: gutherzig, lebhaft, klug und bedeutend mußte die Frau sein, welche mit solchen Augen in's Leben schaute. Ihre kaum mittelgroße Figur war voll und gedrungen, „allerwegens rund von Fleisch", wie Frau von Stein in Weimar sie bezeichnete, und doch trat die Beweglichkeit ihres Geistes nicht nur in den strahlenden Augen, sondern in ihrer ganzen Haltung zu Tage; selbst wenn sie still stand, mußte sie wenigstens einen grünen Zweig, ein Papier oder ein Etwas in der Hand haben, um es zwischen den Fingern zu drehen oder sonst irgendwie zu bewegen.

In ihrer Jugend war diese Frau ein schlankes Mädchen gewesen, mit dunklen Locken und weniger zarten, als geistvollen, freundlichen und ungemein offenen Zügen; sie glaubte damals, Jedermann könnte ihr in's Herz schauen, und deßhalb verstand oder versuchte sie es garnicht einmal, die sie bewegenden Gefühle zu verstecken. Seitdem hatte sie viel erlebt und viel Leid getragen. Die beiden Angelpunkte ihres Lebensglückes, ihre Freiheit und der Ruhm ihres Vaters, waren gewichen; halb Europa, am meisten die Dichterin selbst, seufzte unter dem Joche des siegreichen Kaisers, und ihr großer, bewunderter Vater — er lag seit drei Jahren unter dem eben vollendeten Grabmal dort drüben im stillen Buchenhaine, vergessen, verkannt, ja vielfach geschmäht von dem Volke, welchem er den besten Theil seines Lebens geweiht hatte. „O Freiheit Roms, o Manen meines Vaters!" deklamirte Frau von Staël seitdem unzählige Male voller Wehmuth vor sich hin.

Nur der schriftstellerische Ruhm war der Tochter Necker's geblieben, die Bewunderung ihrer Zeitgenossen, die Gewißheit, für große und schöne Ideen die rechte weltbewegende Darstellung gefunden zu haben. Dieser Ruhm ließ das Feuer ihrer Augen unter den langen, dunklen Wimpern nicht erlöschen, er stachelte sie in Verbindung mit ihrer lebhaften Natur zu einer erstaunlichen Rührigkeit an; eine glückliche Vereinigung von Geist, Gemüth und Einbildungskraft machte sie immer mehr zum gedankenreichsten Schriftsteller ihrer Zeit.

Für die Ansprüche des äußern Lebens gab es bis zum Tode des Ministers Necker keine unpraktischere Dame, als Frau von Staël es war. Der zärtliche Vater hatte die Tochter verwöhnt; ohne seine Hülfe konnte sie nichts zu Stande bringen; er mußte ihre Ausgabenbücher regeln, über ihren Putz sein Urtheil abgeben, die Erziehung der Kinder überwachen; kurz, er war die allein bestimmende Persönlichkeit in dem großen Haushalte, während die geistreiche Tochter mitunter die unüberlegtesten Maßregeln ergriff. „Du gleichst den leichtsinnigen Wilden," pflegte der Alte mitunter in gutmüthigem Spott zu sagen; „Morgens verkaufen sie ihre Hütte, und Abends wissen sie nicht, wohin sie ihr Haupt legen sollen."

Als dann der Meister Necker, während Frau von Staël in Deutschland weilte, aus dem Leben schied, nachdem er zunächst seine Tochter, dann Frankreich und endlich sich selbst dem Himmel empfohlen hatte, da ging in dem Leben der

Dichterin eine vollständige Umwälzung vor sich. Nie hat sie ihren starken, männlichen Geist schlagender offenbart, als nach jenen Tagen der herbsten Trübsal. „Der Vater hat das Vermögen erworben, folglich muß es erhalten bleiben!" Diesen Grundsatz führte sie auf's Strengste durch, und bald gab es keine sorglichere Mutter und Hausfrau ringsum, als die Schloßfrau von Coppet es war. —

„Sie kommen spät, Benjamin!" schalt sie lächelnd die beiden Herren. „Wir haben längst gefrühstückt; Sie werden mit Wenigem vorlieb nehmen müssen, um nicht bis zum Mittagessen Hungers zu sterben. Ja, ja, Herr von Bonstetten, wir führen ein strenges Regiment auf Coppet; die Tochter Necker's hat sich in Zeiten der Noth manche gute Lehre geholt. Auf baldiges Wiedersehen, lieber Benjamin — gewiß haben Sie mir viel aus Genf und der übrigen Welt mitzutheilen."

Frau von Staël's Zimmer lag im obern Stockwerk; für ihre Gäste hielt sie jederzeit einige Zimmer im Erdgeschosse bereit. Als sie schon die Treppe hinanstieg, tauschte sie mit Constant einen verständnißvollen Blick hinter dem Rücken Bonstetten's. Kurze Zeit darauf trat Ersterer über die Schwelle ihres Zimmers. Noch einmal begrüßten sich die Beiden, dießmal in zwangloserer Weise als vorher. Frau von Staël legte ihre Arme auf Constant's Schultern, er küßte ihre Stirn und setzte sich neben sie an den mitten im Zimmer stehenden Tisch. Dann blickte er mit einigem Erstaunen um sich.

„Was sehe ich, liebe Germaine? In den wenigen Tagen meiner Abwesenheit hat sich ja eine vollständige Umwälzung hier vollzogen! Das kleine Schreibpult hat einem großen Arbeitstische Platz gemacht. Welch' prächtiges Schreibzeug! Wie einladend die grüne Tischdecke dem Freunde ernster Studien zuwinkt! Was ist die Ursache dieser Veränderungen?"

Die Angeredete weidete sich ordentlich an der Verwunderung ihres Freundes und entgegnete dann mit launigem Pathos:

„Die Verfasserin der Corinne meinte ein Anrecht auf einen großen, bequemen Schreibtisch zu haben. Immer habe ich mich nach diesem Luxus gesehnt, aber erst jetzt glaube ich an meinen Beruf als Schriftstellerin. An diesem neuen Tische habe ich gestern stundenlang in Gedanken gesessen und ein neues Leben geplant. Mein Frankreich ist mir für immer verschlossen, das wird mir mit jedem Tage klarer, und dennoch spreche ich dem Cäsar nicht so leichten Kaufes das Recht zu, mich aus Paris zu verbannen. Für das bewegte pariser Leben ist mein beständiges Herz und mein nach Abwechslung dürstender Geist wie geschaffen; dort wohnen meine Freunde, dort ward meinem Kindesherzen in großer Zeit der schnelle Pulsschlag verliehen, dort strömen die Interessen der ganzen Welt zusammen. Napoleon allein hält mich von dem Orte meiner Sehnsucht fern. Kein Machtstreich vermag etwas gegen den Gewaltigen. Wohlan, ich will versuchen, meine Geisteskraft gegen ihn in's Feld zu

führen. Wissen Sie, was ich thun will, Benjamin? Ich will ein Buch über Deutschland schreiben, so schön, so interessant, so glänzend als es mir möglich ist. In diesem Buche will ich der Welt zeigen, daß Deutschland noch nicht zum willenlosen Spielball in der Hand des Korsen geworden ist, daß dort noch große, freie Gedanken herrschen, daß von Deutschland aus der napoleonischen Gewaltherrschaft ein Ende droht. Dieß Buch wird meiner persönlichen und gleichzeitig unserer gemeinschaftlichen Sache dienen, ihr will ich mein neues Leben weihen."

Die Erregung, mit welcher Frau von Staël diesen Plan vorbrachte, hatte sie aufstehen und im Zimmer hin und her gehen lassen. Dann stand sie vor Constant still und heftete fragend ihre großen Augen auf ihn, als erwartete sie ein zustimmendes Urtheil.

„Wir sprechen hievon heute Abend mit den Herren Schlegel und Bonstetten," entgegnete Constant. „Wir Beide, liebe Germaine, sind ja längst in unserer Abneigung gegen den Kaiser einig. Jetzt jedoch, wo Sie so überzeugend von einem neuen Leben sprechen, lassen Sie endlich auch mich einen direktern Antheil als bisher an Ihrem Geschicke haben. Noch einmal wage ich es, meine einzige Freundin, um Ihre Hand zu bitten. Lassen Sie uns vor aller Welt gemeinschaftlich kämpfen; nur so kann ich der qualvollen Unsicherheit entrinnen, welche wie ein böser Dämon meine besten Handlungen zu vergiften droht."

Constant war durchaus kein schöner Mann. Sein röth=

liches Haar, das in einigen dünnen Locken über die linke Stirn herabfiel, seine matten Augen und sein linkisches Wesen ließen ihn vielleicht sogar häßlich erscheinen. Aber er besaß einen feinen Geist; sein reiches Wissen ließ ihn überall zu Hause sein, zudem wurde er zeitweise von den edelsten Regungen ergriffen, so daß er schon in den Tagen des Direktoriums die Augen Frankreichs durch sein kühnes, patriotisches Auftreten auf sich zog.

Das Alles gab jedoch dem schwankenden Entschlusse der Frau von Staël nach keiner Seite hin den Ausschlag. Sie hatte schon mehr als einmal dem geistvollen Manne in ähnlicher Lage gegenüber gestanden; mit der ihr eigenthümlichen scharfen Beobachtungsgabe hatte sie ihn seit Jahren studirt, und selbst während sie ihm ihren neuen schriftstellerischen Plan enthüllte, hatte sie mit schnellem Blick aus seiner scheinbaren Zerstreutheit auf seine gegenwärtige Mittheilung geschlossen.

„Sie sind zu gut, Benjamin,“ antwortete sie, indem sie seine Hände faßte und ihn freundlich anblickte. „Wohl weiß ich, daß ich neben Mathieu von Montmorency keinen treueren Freund besitze als Sie, besonders seitdem mein unvergeßlicher Vater mir nicht mehr zur Seite steht. Aber vergessen Sie nicht, Benjamin, was ich Ihnen schon nach dem Tode des Barons von Staël sagte; meine Ansicht ist noch heute dieselbe. Eine vollkommene Hingabe meines Wesens an die Gefühle und das Geschick eines Mannes vermag ich auch heute noch nicht, gleichsam als einen

Schauer von Glückseligkeit, im Herzen zu empfinden, und das soll doch eben die Liebe sein, welche zum Aufgeben des eigenen Seins treibt. Für mich ist augenblicklich nur die Freundschaft und die Trauer eine Leidenschaft. Ja, Benjamin, leidenschaftlich will ich Dich als meinen Herzensfreund lieben, will zu Dir stehen treu und fest, aber laß mir meine Freiheit, ach, den letzten Rest meines einstigen Glückes!“

Die heiß empfindende Frau schlang ihre Arme um den Hals des Mannes; sie küßte schmeichelnd seine Wangen, seine Hände, und als er trotzdem stumm und unbeweglich blieb und ihre Leidenschaftlichkeit mit keinem Worte, keinem Blick erwiederte, da traten ihr Thränen in die Augen und laut schluchzend sprach sie:

„Was habe ich verschuldet, daß mir sogar aus der Freundschaft Trauer erwachsen muß! Ich war nie falsch gegen Dich, Benjamin. Du selbst würdest, wenn ich Dich voll Inbrunst meinen Gatten hieße, bald an unserer Liebe irre werden. Für euch Männer ist die Liebe nicht, wie für die Frauen, die Geschichte des Lebens; nein, sie ist euch nur eine Episode in dem Drama von der Wiege bis zum Sarge. Ihr wagt es nicht einmal, in euren Herzensneigungen von all' den zarten Grundsätzen zu sprechen, welche wir Frauen beständig empfinden und aussprechen, oder sogar glauben erheucheln zu müssen, wenn sie uns nicht im Herzen wohnen. Dich locken die Wissenschaften, die Staatskunst, der Ruhm bald von der Seite der alternden Geliebten, und ich, Ben=

jamin, ich würde dann in den Abgrund des Nichts zu versinken meinen, verfolgt und gepeitscht von den Furien der Scham, der Trauer, der Verzweiflung.“

„Man rühmt Ihre Aufrichtigkeit, Germaine,“ erwiederte Constant nicht ohne einen Anflug von Spott. „Natürlich, die Wahl eines wankelmüthigen Gatten würde Europa der Dichterin einer Corinne niemals verzeihen; ich hätte mir als vorsichtiger Politiker eigentlich erst eine Selbstcharakteristik von Ihnen ausbitten müssen, ehe ich meinen Antrag stellte.“

„Benjamin,“ sprach Frau von Staël so ernst und ruhig, wie sie es nur in wenigen Augenblicken ihres Lebens war, „Sie werden ungerecht gegen mich. Sie sind ein viel zu guter Psycholog, als daß Sie Ihr eigenes Herz nicht schon in seinen geheimsten Regungen erforscht hätten. Heute treibt Sie eine Anwandlung von Leidenschaft zu einer Bitte, über welche Sie vielleicht morgen schon keine reine, begeisternde Freude mehr empfinden. Halten Sie dieß aufrichtige Urtheil meinem unwiderstehlichen Drange nach Wahrheit zu gute. Möglich ist es allerdings immer, daß ich mich trotz meiner Ueberzeugung irren kann, ja, daß mein eigenes Herz dem langjährigen Freunde wärmer entgegenschlägt, als ich es augenblicklich zu empfinden vermeine: die süße Gewohnheit unseres Zusammenlebens ist vielleicht der größte Feind für unsere Liebe. Ich will Ihnen also heute kein entschiedenes Nein sagen, Benjamin, lassen Sie uns die Antwort auf Ihre Bitte noch kurze Zeit hinausschieben; die nächste Zukunft

scheint so ereignißvoll, daß unser Beider Lage mich wahrlich nicht zum Liebesgekose stimmt. Haben wir aber aus den Stürmen der kommenden Wochen unser altes Wohlwollen zu einander gerettet und obendrein ein klein wenig mehr Liebe" — Frau von Staël streichelte schalkhaft lächelnd die Wangen ihres Freundes — „dann soll der junge Staatsmann seine freiheitsdurstige Corinne vor den Augen der ganzen Welt bräutlich umfangen dürfen. Einverstanden, Benjamin?"

Es war Constant unmöglich, dem Blicke voll Güte und herzlicher Neigung zu widerstehen, mit welchem ihn Frau von Staël anschaute.

„Ich werde das Schreiben an Fräulein von Hardenberg in Braunschweig noch einige Wochen aufschieben," sagte er zufrieden lächelnd zu sich selbst, als er die Treppe hinunterging, um einige eben ankommende Gäste im Namen der Schloßherrin zu begrüßen.

Auch der Frau von Staël kam blitzschnell ein Gedanke, wie sie die erbetene Frist am besten zu einer letztgültigen Prüfung des wankelmüthigen und doch wieder so unermüdlichen Liebhabers ausnützen könnte.

„Meine angebetete Julie," schrieb sie in fliegender Eile an ihre Freundin, Frau Recamier, „kommen Sie so schnell, als das schöne Paris seine Königin entbehren kann, zu mir an den blauen See. Bringen Sie der armen Verbannten wie immer neue Lebenslust und helle Freude; gerade jetzt sehnt sich mein Herz nach Ihnen, und dringend bedarf es

Ihres klugen Rathes in einem wichtigen Entschluß. Ich zähle die Tage, die Stunden, bis ich Ihnen zum Empfang entgegeneilen darf."

Bald war der Kammerdiener Eugen mit diesem Briefe auf dem Wege nach Genf, und schon am nächsten Morgen ging der Brief mit der gerade fälligen Karriolpost nach Paris ab.

III.

Das Bibliothekzimmer des Schlosses Coppet ist ein Raum von weltgeschichtlicher Bedeutung. Dort faßte der junge Bayle die ersten Gedanken seiner kritischen Schriften, welche die Philosophie und Theologie des siebenzehnten Jahrhunderts vielfach in neue Bahnen lenkten. Dort ruhte der große Necker in schwerer Zeit von seinen Ministerien aus, den Kopf voll großartiger Pläne, die sich allerdings daheim beim Scheine des Kaminfeuers segensreicher und friedenbringender ausnahmen, als bei dem großen Weltbrande, dessen Herd das lärmende Paris war. In jenem Bibliothekzimmer endlich versammelte im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts die gedankensprühende Titanin die besten Namen ihrer Zeit, um mit Geist und Witz und Herzensgüte der napoleonischen Zwingherrschaft entgegenzuarbeiten, um das Jahrhundert der Romantik zu eröffnen und der edelsten Freiheit der Geister in Europa eine Stätte zu bereiten.

Das längliche Zimmer konnte seiner Größe wegen ein

Saal genannt werden. Die schmucklosen Bücherschränke ringsum reichten beinahe bis an die Decke; dunkelgrüne Vorhänge hielten den Staub von den stylvollen Einbänden ab. Oben auf den Schränken standen die Büsten der berühmten Männer, deren Werke sich, meist in seltener Vollständigkeit, in der Bibliothek vorfanden, und in einer Ecke des Saales die überlebensgroße Bildsäule Necker's, ein Meisterwerk Canova's. Der Minister erschien dort weniger als Financier oder als zärtlicher Vater, sondern mehr als Redner und Staatsmann, mit erhobenem Kopf und Arme, Begeisterung im Blick, durch das charakteristische starke Kinn die würdevolle Haltung steigernd.

Zu derselben Stunde, in welcher Benjamin Constant der Frau von Staël im obern Stockwerke seinen Heirathsantrag machte, saß an einem der beiden Schreibtische des Bibliothekzimmers der Professor August Wilhelm Schlegel. Er hatte einige aufgeschlagene Bücher neben sich liegen. Ihm gegenüber saßen zwei Kinder: Albertine von Staël, ein zartes, hübsches Mädchen von zehn Jahren, und der vier bis fünf Jahre ältere Albert von Staël. Professor Schlegel war damals längst in Deutschland vortheilhaft bekannt. Frau von Staël hatte ihn auf ihrer ersten deutschen Reise in Berlin kennen gelernt und ihn als Lehrer ihrer Kinder gewonnen. Der berühmte Mann blieb acht Jahre in ihrem Hause. Sie gewährte ihm ein Jahrgehalt von zwölftausend Franken und behandelte ihn mit feinem Takt als ein Mitglied ihrer Familie, von welchem sie meist als von ihrem „Freunde“ sprach.

Die häusliche Erziehung ihres ältesten Sohnes, des Baron August von Staël, war im Jahre 1807 bereits vollendet; derselbe besuchte augenblicklich eine Lehranstalt in Paris. Uebrigens hatte Schlegel seine Gönnerin auch auf ihrer italienischen Reise begleitet und sich durch seine umfangreichen sprachlichen und geschichtlichen Kenntnisse nach und nach so unentbehrlich gemacht, daß Frau von Staël ihn gern bei ihren eigenen schriftstellerischen Arbeiten zu Rathe zog.

„Kannst Du mir wirklich nicht sagen, Albert," fragte der Professor mit eindringlichem Ernste, „wie ich euch gestern den Zusammenhang zwischen den Leiden der Menschen und ihren schlechten Handlungen erklärt habe? Warum hast Du mir denn am Ende der Stunde geantwortet, daß Du meine Auseinandersetzung verstanden hättest?"

Der Knabe sah verlegen vor sich hin. Wohl hatte er am Tage vorher seinen Lehrer zu verstehen gemeint, als ihm derselbe die Lehre von der strafenden und belohnenden Gerechtigkeit Gottes dargelegt, als er von Christus dem Mittler gesprochen und eine Zusammenstellung der wichtigsten Sätze von der Erbsünde und der christlichen Heilslehre daran geknüpft hatte. Aber zwischen dem Gestern und Heute lag ein Sommertag, so schön, wie er nur am Genfersee sein kann, und diesen hatte der wilde Knabe mit den Spielgenossen wacker ausgebeutet: erst waren sie über den See gerudert, hatten drüben in Hermance sich in eine Ritter- und eine Räuberbande getheilt, waren in die nahen Kastanienwälder eingedrungen, scherzend, kämpfend, triumphirend, und als sie

am späten Abend wieder in Coppet landeten, da war der junge Ritter Albert von Staël so müde, daß er einschlief, ohne auch nur mit einem Gedanken die Sätze der christlichen Heilslehre noch einmal erwogen oder gar im Gedächtnisse behalten zu haben.

Professor Schlegel schien unschlüssig, ob er den Knaben strafen sollte. Der empfindliche Gelehrte glaubte in der vermeintlichen Unaufmerksamkeit eine Nichtachtung seiner Person zu sehen, über deren Würde er bei jeder Gelegenheit ängstlich wachte. Hatte er sich in seiner Eitelkeit doch einmal verleiten lassen, die Schloßherrin in Gegenwart eines Fremden von Rang nicht anders als „liebe Freundin" anzureden, bloß damit der Fremde nicht etwa meinen sollte, er hätte einen einfachen Hauslehrer vor sich. Durch die liebevolle Versöhnlichkeit der Frau von Staël wurde mancher Mißton in diesem Verhältnisse vermieden; auch den Kindern erschien die Mutter immer als rettender Engel, wenn über die sonst angenehmen Züge des Professors ein scharfer Zug von Empfindlichkeit und Zorn flog.

Als der ältere Bruder auf Schlegel's wiederholte Fragen immer noch stumm blieb, da blickte die kleine Albertine zu dem Lehrer auf, als wüßte sie etwas über die gestellte Frage zu sagen. Das Kind besaß einen frühreifen Geist, ganz wie seine Mutter in ihrer Jugend. Mit sanfter Stimme erzählte sie:

„Mama sagte am Sonntag, als sie uns einen Abschnitt aus Großpapas Predigtsammlung vorlas, daß die Menschen

schon bei Lebzeiten die göttliche Gerechtigkeit erkennen könnten, wenn auch nicht bei allen Gelegenheiten. Mama meinte, das Leben gleiche den Gobelinstapeten in dem schönen Zimmer hier nebenan: wenn man sie von der rechten Seite ansieht, erkennt man ihr Gewebe nicht, aber wenn man sie umkehrt, kann man die einzelnen Fäden unterscheiden."

Der gelehrte Professor lächelte über die kindlich gläubige Anschauung der Mutter und die Aufmerksamkeit der Tochter. Freundlich nickte er der Kleinen zu und begann dann, mit merklicher Strenge im Blick und Ton zu dem Knaben gewendet, die gestrige Lektion von Neuem vorzutragen. Aber er kam nicht weit; leise klopfte es an der Thür, und Frau von Staël trat ein. Der Professor begrüßte sie ehrerbietig und gab den Kindern einen Wink, sich zu entfernen; er wußte, daß Frau von Staël nur in außergewöhnlichen Fällen ihn im Unterricht unterbrach.

„Albert hat gewiß wieder etwas verbrochen," begann sie, indem sie einen Gänsekiel zwischen den Fingern drehte. „Ich sah es an seiner Stirn geschrieben, als ich die Thür öffnete. Es war doch nichts Böses, lieber Herr Schlegel?"

„Der Knabe wußte nichts von Allem, was wir gestern durchgenommen hatten, und doch hatte er mir versichert, daß ihm nichts unklar geblieben wäre. Ich muß ihn also wenigstens einer argen Vergeßlichkeit zeihen. Er ist zu ungeduldig, es fehlt ihm eine gewisse Stetigkeit, ohne welche er trotz aller Begabung es nicht weit in den Wissenschaften bringen wird."

„Schelten Sie mich dafür, mein lieber, gestrenger Herr Professor, ich trage ein gutes Theil von Albert's Schuld," sagte Frau von Staël begütigend. „Ich gebe den Kindern ein schlechtes Beispiel: oft hören sie mich klagen, daß ich die Verbannung nicht länger ertragen könne. O, daß ich doch manchmal weniger offenherzig gegen sie sein, daß ich mich mehr an gewisse pädagogische Kunstgriffe gewöhnen und die Kinder nicht immer als meinesgleichen betrachten möchte! — Aber deßwegen bin ich nicht gekommen. Ich wollte Sie bitten, Herr Schlegel, mir dieß Zimmer für die nächste Stunde zu überlassen und uns gleichzeitig Ihre Anwesenheit zu schenken. Die Herren von Bonstetten und Constant sind heute Mittag und Herr von Sismondi mit einigen anderen Freunden soeben aus Genf angekommen. Sie bringen wichtige Nachrichten aus Deutschland; wir wollen berathen, was zu unser Aller Bestem zu thun sei."

August Wilhelm Schlegel — er hatte 1807 noch nicht den Adelstitel angenommen — war dazumal weder ein leidenschaftlicher Politiker, noch ein besonders hervorragender Patriot. Sein bisheriges Leben hatte ihn in aller Herren Länder geführt, und mehr als dieß trug die Art seiner Studien dazu bei, aus ihm einen rechten Allerweltsbürger zu machen: Alterthum und Neuzeit, Germanen und Romanen, Shakespeare und Calderon, Alles hatte ihn gleich lebhaft angezogen, in Allem war er in gleich hohem Maße heimisch. Schon mehrfach hatte er an den Sitzungen der genfer Vaterlandsfreunde theilgenommen; es war indeß mehr ein litera-

risches und allenfalls ein psychologisches Interesse, das ihm dieselben anziehend erscheinen ließ; besonders hatte er jedesmal die Rednergabe seiner Gebieterin bewundert.

Bald traten die genfer Freunde ein, begrüßten Frau von Staël und den Professor Schlegel und nahmen an dem großen Tische Platz. Die Unterhaltung war sofort in lebhaftem Fluß. Ein Kurier hatte an dem Morgen desselben Tages die Nachricht von dem Friedensschlusse zu Tilsit nach Genf gebracht. Die unglaublichsten Gerüchte waren alsbald im Umlauf. Rußland und Frankreich, hieß es, hätten sich in die Herrschaft Europas getheilt; Preußen würde zunächst noch als ein Vasallenstaat unter Napoleon's Oberhoheit fortbestehen, nachdem es die bessere Hälfte seiner Staaten abgetreten und einige hundert Millionen Kriegskosten bezahlt hätte; alle übrigen mitteleuropäischen Staaten würden den Verwandten und Generalen Napoleon's überwiesen. Das Genie des Kaisers hätte auf den Schlachtfeldern wie in den Kabinetten so glänzende Triumphe gefeiert, daß mit dem 9. Juli 1807 eine neue Aera für die Weltgeschichte gekommen wäre; seit den Tagen Alexander's des Großen wären solche Erfolge von keinem sterblichen Menschen errungen worden.

Prosper von Barante, der Sohn des Präfekten vom Genfersee, hatte diesen Bericht vorgetragen. Der Stolz des Franzosen glänzte in den Augen des fünfundzwanzigjährigen Mannes, welchem später eine so bedeutende Stellung in Frankreich zufallen sollte. Sein Vater, obschon vom Kaiser

mit der Ueberwachung der Frau von Staël beauftragt, war einer der liebsten Gäste auf Coppet: als Mann von Herz und Geist fühlte er sich zu der berühmten Schriftstellerin hingezogen. Bei der heutigen Sitzung fehlte er, weniger jedoch aus Rücksicht für seine amtliche Stellung, als aus Zartgefühl gegen die unglückliche Verbannte.

Die genfer Herren beobachteten nach dem Vortrage des jungen Barante ein minutenlanges Schweigen; so vollständig und von so weittragenden Folgen hatte sich Keiner die letzten Siege des Kaisers vorgestellt. Der edle Sismondi ergriff zuerst das Wort:

„Wir Genfer sind dem heutigen Kriegsschauplatze fern; unter dem milden Regimente des Herrn Barons von Barante merken die Meisten unter uns kaum, daß Europas Friede gestört ist. Nach den Grundsätzen einer nicht nur auf den gegenwärtigen Tag gerichteten Politik dürfen wir uns indeß der Sorge nicht verschließen, daß nach dem Zusammensturze der größeren Reiche unser kleines Land bald ein gleiches Schicksal treffen wird, und was dann unser Loos sein würde, dürfte bei dem Eigenwillen des Kaisers schwer zu sagen sein. Nicht das französische Volk ist unser Gegner; im Gegentheil, außer der gemeinsamen Sprache verbinden gerade uns Genfer manche nationale Eigenthümlichkeiten mit dem siegreichen Nachbarstaate. Aber Napoleon Bonaparte darf nie nach seinem persönlichen Gutbefinden mit uns schalten und walten können, das widerstrebt unserem Volksgeiste; und wäre er der Besten einer, zierten ihn Menschenliebe und

Gerechtigkeit anstatt des herzlosen Ehrgeizes: nie darf nach meiner Ansicht das Geschick von Völkern dem absoluten Einzelwillen untergeordnet werden."

„Es ist richtig," warf Herr Charles Pictet de Rochemont ein, „daß wir Genfer manche bange Stunde in den letzten Jahren verlebt haben. Da wir jedoch mit den Thatsachen rechnen müssen und diese uns über kurz oder lang einen viel engern Anschluß an Frankreich in Aussicht stellen, so erscheint mir vor Allem die Frage zeitgemäß: wäre es nicht angesichts der heutigen Nachricht das Klügste, die Sachen gehen zu lassen, wie sie gerade gehen, oder gar — fast fürchte ich mich, in Ihrer Mitte dieß Wort auszusprechen — den Gedanken an eine Opposition ganz aufzugeben und den Absichten des Kaisers mit würdevoller Zurückhaltung in manchen Punkten entgegenzukommen?"

„Niemals, niemals!" riefen Bonstetten, Favre, Sismondi und Andere einstimmig aus. Frau von Staël's Augen blitzten vor Entrüstung. Wenn ein Pictet, ein genfer Aristokrat aus einer der ersten Familien, an ein Entgegenkommen dem Despoten gegenüber denken konnte, wie mußten dann erst die nach Geld und Ehrenstellen lüsternen oder die vor der Macht Napoleon's zitternden Bürger des einst so stolzen Genf gesonnen sein!

„Sie scheinen Bonaparte nicht zu kennen," nahm Frau von Staël das Wort, indem sie sich gewaltsam zu einem ruhigen Tone zwang. „Ich wollte nicht persönlich werden, wollte nicht von mir selbst in einem Augenblicke sprechen,

wo die ganze Welt aus den Fugen zu gehen droht. Aber das bestimmte, vor den Augen liegende Beispiel wirkt hier vielleicht mehr als alle abstrakten Erwägungen. Ich darf Ihnen, meine verehrten Freunde, wohl nicht erst auseinandersetzen, daß Frankreich bis auf den heutigen Tag keine treuere Tochter gehabt hat als mich: jeder Pulsschlag meines Herzens gehört Frankreich. Als der General Bonaparte seine Siegeslaufbahn begann und nach den Schrecken der Revolution dem aus tausend Wunden blutenden Vaterlande einen heilbringenden Frieden in Aussicht stellte, da sah ich bewundernd zu ihm auf: nächst meinem Vater erschien mir nie ein Mann so vollbegabt, so ganz für das Herrscheramt geschaffen. Aber als ich dem Halbgotte näher trat, da kam er mir immer mehr wie ein geschickter Schachspieler vor, dem das ganze Menschengeschlecht nur die Gegenpartie ist, welcher er sein Schach bietet. Er verachtete das Volk, um dessen Beifall er sich bewarb; kein Funken einer edlen Begeisterung mischte sich in seinen Wunsch, die Welt durch seine Thaten, seine Persönlichkeit in Erstaunen zu setzen. Mein ahnungsvolles Vorgefühl hat sich in den zehn Jahren, welche seitdem verflossen sind, im vollsten Maße erfüllt: der Republikaner, der Korse hat sein Haupt mit der Krone Frankreichs geschmückt, rücksichtslos und systematisch hat er jede freie Regung nach und nach zu unterdrücken gewußt. Als ihm mein Salon mißfiel, weil sich dort geistig bedeutende Männer zusammenfanden, die nicht einseitig seinen Kriegsruhm anstaunten, da meinte er verächtlich, die Frauen wären nur

zur Kinderzucht und zum Putzmachen geschaffen: geistige Arbeit und politischen Einfluß gestand er dieser Hälfte der Menschheit nicht im geringsten zu. Und als dann mit seiner Macht auch seine selbstsüchtige Kühnheit wuchs, da schickte er mir, der geborenen Pariserin, der Tochter Necker's, nachdem er meine schwächste Seite, meine Vorliebe für die Gesellschaft und für das Leben in Paris, ausgespäht hatte, den Polizeibefehl zu, Paris und Frankreich zu verlassen, einfach weil meine Anwesenheit ihm persönlich unbequem wäre. Man ließ mir nicht die Zeit, für mein krankes Töchterchen einen Arzt zu befragen; Gendarmen sollten mich und meine Kinder aufgreifen und über die Grenze Frankreichs schleppen. Auf meine Bitte um Gerechtigkeit wurde mir seitens des Despoten die schnöde Antwort, daß er selbst in Paris wohne und dort nur Leute sehen möchte, die ihn liebten. Glauben Sie nicht, meine Freunde, daß dieser Akt der Willkür vereinzelt dasteht: ich kann den Beweis liefern, daß kein Monarch Europas sich in einem Jahre so viele Ueberschreitungen des Völker- und Menschenrechts erlaubt, als Bonaparte es fast an jedem Tage thut. In seinem ungezügelten Schlachtendurste stößt er jede sittliche Weltordnung über den Haufen; er hält keinen Vertrag, er wird nie ein Ende zu finden wissen. Armes Frankreich! Darum mußte also so viel Blut für die vermeintliche Freiheit fließen, darum trifft dich heute der Fluch von ganz Europa, damit der herzlose Korse seinen Henkerslaunen die Zügel schießen lassen kann!"

Die von Natur starke Stimme der Sprecherin hatte sich

immer mehr zu einem hohen Pathos gesteigert. Wie eine Seherin stand sie da, bebend vor Erregung, das flammende Auge auf die Männer in der Runde gerichtet. Kein Laut war im Saale hörbar. Dann begann Bonstetten in mildem Ton zu erwiedern:

„Wir Alle hier begreifen und würdigen die Entrüstung, edle Freundin, welche Sie bei der Erinnerung an Bonaparte's Härte ergreift. Der neue Friedensschluß scheint alle Gedanken an eine bessere Zukunft vollends zu vernichten. Wie unser verehrter Constant mir indeß erst heute Morgen auseinandersetzte, und wie ich für mein Theil es durchaus billigen kann, halten die genfer Vaterlandsfreunde an der Idee einer geschichtlichen Gerechtigkeit fest; Genf ist noch Genf, trotz der Franzosenherrschaft, kraft seiner moralischen Unabhängigkeit. Gerade in dem Zusammengehen mit Rußland möchte ich den Anfang vom Ende für die napoleonische Despotie sehen; der Zar jenes ungeheuren Reiches wird nicht umsonst gegen den neuen Kaiser den Gefälligen spielen und seinetwegen sogar die alten Freundschaftsbande mit Preußen lösen —"

„Und Preußen ist durch den Frieden von Tilsit noch lange nicht todt gemacht!" warf lebhaft der politisch weitsichtige Constant ein, und Schlegel nickte ihm mehrmals Beifall zu. „Unsere liebe Staël weiß es ebenso gut als ich aus persönlicher Anschauung, daß an den norddeutschen Höfen ein Rest von gesundem Leben und geistigem Streben vorhanden ist, daß jene Völker an Arbeit und Tüchtigkeit

gewöhnt sind, und daß das Andenken Friedrich's des Großen noch im Palaste wie in der Hütte lebt. Für Preußen wird Tilsit ohne Zweifel der Ausgangspunkt eines neuen Zeitabschnittes sein; wehe dem ehrgeizigen Bonaparte, der ohne die Rücksicht auf ein höheres Walten, auf Recht und Menschlichkeit seine Weltherrschaft nur auf die Bajonnette seiner fanatischen Soldateska und seinen eigensinnigen Genius zu gründen vermeint!" —

Nur mit Mühe gelang es nach längerem Wechselgespräch den gemäßigteren Mitgliedern der Versammlung, eine Einigung in Bezug auf die Stellung zu erzielen, welche man der neuen Lage der Dinge gegenüber einnehmen wollte. Die Opposition sollte sich auf dem Gebiete des Geistes kundgeben; jeder der Anwesenden wollte in dem ihm eigenen Kreise des Wissens, direkt oder indirekt, gegen die beabsichtigte Weltherrschaft schriftstellerisch wirken. Frau von Staël's Plan eines Werkes über Deutschland, sowie einer Geschichte ihrer Verbannung fand allgemeine Zustimmung, nur mußte sie auf den Rath der erfahrenen Staatsmänner versprechen, dem hohen Fluge ihrer Gedanken einen möglichst ruhigen und sachgemäßen Ausdruck zu geben.

Das heitere Mahl, welches am Abend die zahlreichen Gäste des Schlosses Coppet vereinigte, ließ keinen Anklang an die ernste, vorhergegangene Verhandlung aufkommen. Die Liebenswürdigkeit der Gastgeberin und ihre gesellschaftliche Gewandtheit stimmte die genfer Herren auf's beste. Der alte Bonstetten, welchem nun bald fünfzig Jahre lang

beim Anblick einer interessanten Frau das Herz höher schlug, warf manchen verstohlenen Blick auf die vollen Arme und hübschen Hände der Frau von Staël, und mit einem bedeutungsvollen Seufzer rief er dem an ihrer Seite sitzenden Constant lächelnd die Frage über den Tisch zu:

„Sie bleiben gewiß noch lange auf Coppet, mein lieber Herr von Constant?“

IV.

„Man wird uns bald wieder zur guten Gesellschaft rechnen, wenn das so weiter geht," sagte der Bankier Recamier bei seinem Eintritt in's Zimmer, und dabei reichte er seiner Frau, einer jugendlichen Dame in Trauerkleidern, die Hand zum Gruße.

„Hast Du gute Nachrichten aus Spanien erhalten, Jacques?" fragte die Dame mit wohlklingender Stimme. „Ach, es that auch recht noth, die Zahl der armen Soldatenkinder wird immer größer, und schon längst wollte ich Deine gütige Beihülfe für meine Schützlinge wieder einmal in Anspruch nehmen."

„Noch ist kein Jahr verflossen," meinte der Herr, indem er sich vergnügt die Hände rieb, „daß das Bankhaus J. R. Recamier seine Zahlungen einstellte, und schon heute schließt es wieder Geschäfte nach Hunderttausenden ab. Wie lange wird's dauern, dann kündige ich den Herrschaften über uns ihre prächtige Wohnung, und wir ziehen aus diesem bescheidenen Erdgeschoß wieder hinauf in unsere alten Räume,

wo mein kleiner Engel so viele glückliche Stunden verlebt hat. Dann kommen auch Deine rothen Wangen wieder, nicht wahr, Juliette?"

Die Erinnerung an vergangene Zeiten schien die junge Frau angenehm zu berühren. Sie freute sich über die gute Stimmung ihres Gatten, ein glückseliges Lächeln schwebte um ihren kleinen, voll und anmuthig gerundeten Mund, und der Glanz ihrer schwarzen Augen sprach deutlich die sie bewegende Empfindung aus.

„Wenn Du nur nicht wieder gar zu schnell in Deinen Hoffnungen bist," schalt die noch nicht dreißigjährige Frau mit süßer Schalkhaftigkeit den etwa doppelt so alten Gemahl. „Denke nur, wie feindselig uns der Kaiser gesonnen ist, seitdem ich die Stelle als Palastdame ausgeschlagen habe, und wie Fouché uns auf Schritt und Tritt verfolgen läßt."

„Thut Alles nichts, Juliette! Wir werden über kurz oder lang wieder unsern Salon haben, in welchem sich die Vertreter der Schönheit und Weisheit wie vormals versammeln sollen. Zwar unsere lieben Moreaus werden uns noch oft fehlen — warum sind auch gerade unsere besten Freunde aus Frankreich verbannt worden! — und von den hohen adeligen Herren haben sich viele auf die Seite des siegreichen Bonaparte geschlagen, aber Junot, Bernadotte, die Familie Montmorency und manche andere Zierde Frankreichs ist uns auch im Unglück treu geblieben; und wenn gar erst unsere einzige Staël mit ihrem Constant nach Paris zurückkehren

sollte — ich möchte eher heute als morgen die prachtvolle Wohnung oben wieder in Besitz nehmen!“

„Aber, Jacques, Du thust gerade, als hättest Du das ganze spanische Anlehen allein übernommen!“ mahnte Frau Recamier weise. „Laß uns zunächst doch froh sein, daß wir jene schwere Zeit so leidlich überwunden haben. Jenen Sonntag vergesse ich wahrlich mein Lebtag nicht, als wir das Haus voll Gäste hatten und doch schon wußten, daß es am Montag mit aller Herrlichkeit zu Ende sein würde. Nun, die Zeit liegt hinter uns — wäre nur meine Mutter nicht vor Kummer darüber gestorben, die gute, gute Mutter!“ Zwei helle Thränen rollten über die Wangen der eben noch so glücklichen Frau.

Julie Recamier hatte ihre Mutter sehr lieb gehabt. Sie hatte von ihr nicht nur die körperliche Schönheit, sondern auch die gute Beobachtungsgabe und den klugen Weltsinn geerbt, welcher sie vor allen Fährlichkeiten des pariser Lebens bis zur Stunde bewahrt hatte. Daß Madame Bernard vor nunmehr vierzehn Jahren die knospende Mädchenschönheit ihrer Julie dem heitern, gutherzigen Bankier Recamier anvertraute, war nicht ohne Rücksicht auf das vorgerückte Lebensalter des Letztern geschehen: noch wütheten die wilden Leidenschaften, welche die Revolution entfesselt hatte, und es bedurfte wahrlich einer umsichtigen Leitung, um das auffallend schöne Kind glücklich über alle Klippen hinwegzuführen. Herr Recamier sorgte wie ein zärtlicher Vater für seine liebe Kleine, wie er die junge Frau gern wegen ihres jungfräu=

lichen Wesens nannte. Von Gestalt war sie übrigens durchaus nicht klein; ihre reichlich mittelgroße Figur zeigte ein so vollendetes Ebenmaß aller Glieder, daß sie einen Canova begeisterte und David und Gérard, die ersten Maler ihrer Zeit, sie in ganzer Figur darstellten. Das schwarze, hochanschließende Gewand, welches sie seit dem Tode ihrer Mutter trug, legte die plastische Schönheit ihrer Körperformen allerdings weniger bloß, als das griechische Kostüm der Revolutionszeit, welches man bezeichnend das négligé à la patriote genannt hatte, oder als die dem Journal de la mode et du goût entlehnten Gesellschaftstoiletten, für welche in dem Salon der Frau Recamier nicht selten die Parole ausgegeben wurde. Nur der Kopf der jungen Frau wurde durch das Trauerkleid nicht wesentlich beeinträchtigt: die scharfgeschnittenen, glänzenden Augen, das reine Oval des Gesichtes und seine rosige Weiße, die dunklen Locken, deren ungekünstelte Fülle quer über dem Scheitel durch einen mattgoldenen Pfeil zusammengehalten wurde, und endlich die unnachahmlich liebliche Lippenbewegung, welche dem ganzen Antlitz noch in späteren Lebensjahren seinen kindlich naiven Ausdruck verlieh — das Alles erschien jetzt zwar weniger lieblich, als bei einer hellen Tracht, aber es bezauberte dennoch Jedermann, der sich der jungen Frau nähern durfte.

„Du darfst nicht traurig sein, liebe Julie," unterbrach Herr Recamier nach einigen Minuten das träumerische Hinstarren seiner Gattin. „Sieh' nur, wie der helle Sonnenschein auf dem Parke liegt, und wie hübsch sich der blaue

Himmel über den grünen Buchenkronen ausnimmt! Laß uns eine Spazierfahrt längs der Seine machen, nach Sèvres, St. Cloud oder Malmaison. Du hast wieder den ganzen Vormittag studirt, wie ich an den aufgeschlagenen Büchern sehe. Armes Kind, nicht einmal durch die Musik magst Du Dich zerstreuen, und sonst verging doch kein Tag, wo ich nicht mit Flügel- oder Harfenakkorden bei meinem Eintritt in Dein Zimmer empfangen wurde."

„Laß es gut sein, Jacques, bald sollst Du wieder Castagnetten und Harfenklänge bei mir hören: weiß ich doch, daß uns bessere Zeiten bevorstehen. Nicht wahr, Du vergißt nicht, mir recht bald von Deinem Gewinn etwas für meine Waisenkinder abzugeben — recht viel, Jacques, hörst Du?" Dabei sah sie ihn so schmeichelnd liebevoll an, daß der gesetzte Ehegemahl nicht umhin konnte, einen Kuß auf ihre glatte Stirn zu drücken.

Bald war die gelbe Berline vorgefahren, welche Herr Recamier als einzigen Wagen aus dem einst fürstlich ausgestatteten Wagenparke seines Handelshauses gerettet hatte. Mit freudigem Erstaunen sah er alsdann seine junge Frau in hellen Kleidern aus dem Hause treten. Zum ersten Male seit dem Tode der Madame Bernard hatte sie die Trauer abgelegt, und ordentlich verschämt sah sie um sich, ob man ihren Anzug nicht etwa auffällig finden möchte.

Bei den Bewohnern der Nachbarhäuser erregte ihr Erscheinen allerdings Aufsehen; auf der Rue de la Chaussée d'Antin öffneten sich wiederholt die Fenster, und als der

Kutscher mit hellem Peitschenknall über den Madeleineplatz und dann die elyséeischen Felder hinunter fuhr, da machte mancher Stutzer große Augen, und aus allen vorüberfahrenden Equipagen blickte man neugierig der gelben Berline nach, in welcher man unter dem weißen Basthute das Antlitz der gefeierten Frau Recamier zu erkennen gemeint hatte.

„Man wird es morgen im Feuilleton von Geoffroy lesen," bemerkte Herr Recamier heiter, „daß der Phönix sich wieder aus seiner Asche emporschwingt. Die guten Pariser haben Dich noch nicht vergessen; hast Du wohl bemerkt, wie vor jenem Kaffeehause die Hüte in die Höhe flogen, als wir vorbei fuhren? Wie groß wird die Ueberraschung erst sein, wenn man Dich heute Abend im Benefiz unseres Freundes Talma —"

„Jacques, was sagst Du — welche Ueberraschung! Talma hat heute sein Benefiz, und das sagst Du mir erst jetzt, so ganz obenhin!"

Die junge Frau war geradezu außer Fassung gebracht — ganz wie es ihr Gemahl beabsichtigt hatte, welcher an derartigen unschuldigen Scherzen sein höchstes Vergnügen fand.

„Laß uns umkehren, Jacques — ich habe keine Ruhe mehr — oder laß uns schnell zu Levacher fahren, vielleicht bekomme ich noch eine Robe bis zum Abend — und vor allen Dingen müssen wir zu Madame Rone, ich mag keine anderen als die von ihr verfertigten Blumen anlegen — die kostbare Zeit vergeht —"

Herr Recamier machte jedoch keine Miene, den Kutscher umkehren zu lassen. Er entgegnete mit sichtbarem Behagen: „Es muß heute auch ohne Levacher und Madame Rone gehen! Ein weißes Musselinkleid und ein paar Röschen hast Du jedenfalls zu Hause vorräthig; eines weitern Schmuckes bedarf es nicht, um meine kleine Juliette wie immer als die Schönste der Schönen erscheinen zu lassen.“

Im Bois de Boulogne war es so lebhaft wie immer an schönen Sommernachmittagen. Glänzende Equipagen, vielfach mit Vieren bespannt, fuhren auf den Hauptwegen einher: geschmückte Frauen warfen sich im Vorüberfahren Grüße zu. In den grünen Laubgängen ergingen sich einzelne Spaziergänger, auch wohl Grisetten mit freien Blicken am Arme lustiger Studenten oder Militärs. Hier und da saß eine größere Gesellschaft in heiterer Unterhaltung mitten im Grase, oder man drängte sich lärmend um einen mit Bändern und Eßwaaren behängten Mastbaum. Auch junge Generale in goldgestickten Uniformen sprengten mit wehenden Federbüschen einher, mit Jubel begrüßt, wo sie sich zeigten. Sie waren erst eben von den deutschen Schlachtfeldern als Sieger zurückgekehrt und begaben sich nach St. Cloud; dort hielt der Kaiser seit einigen Tagen wieder Hof, umgeben von dem neugeschaffenen Adel und den Abgesandten der unterworfenen Länder, denen er in dem purpurausgeschlagenen Thronsaal jenes Schlosses ihre Stellung in dem umgestalteten Europa anzuweisen beliebte.

Frau Recamier war zu sehr Französin und speziell

Pariserin, als daß der prächtige Sommertag mit seinem heiter wogenden Treiben heute gerade einen Reiz auf sie ausgeübt hätte. Das so nahe bevorstehende Ereigniß — denn ein solches war das Benefiz eines Talma im Leben der französischen Hauptstadt — nahm ihr volles Sinnen in Anspruch. Sie war unruhig und zerstreut, ihr Herz klopfte bei dem Gedanken an den Abend. Endlich gab der böse Mann, welcher bei aller Herzensgüte doch stets seinen Willen haben mußte, wie sie ihm scherzhaft schmollend vorwarf, das Zeichen zur Umkehr.

Im Théâtre français hatten die Mitglieder der besseren Gesellschaft, gleichwie in den übrigen großen Theatern von Paris, ihre Logen für das ganze Jahr; eine eigene Loge für sich und seine guten Freunde zu besitzen war für die vornehme Welt ein unabweisbares Bedürfniß. Seit den Zeiten Molière's war das Théâtre français die erste Bühne für die sogenannten klassischen Stücke, und wiederum seit der Glanzperiode eines Lekain war kein so vollendeter Darsteller über diese Bühne gegangen als Talma, der Günstling Napoleon's, der Liebling von ganz Paris.

Lange vor dem Beginn der Vorstellung war demnach das Gebäude in allen seinen Räumen gefüllt. Außer den Oellampen waren heute ein paar hundert Wachslichter längs der Logen angezündet. Wie ein buntblumiger Kranz stellte sich die Reihe des ersten Ranges dar: frische Jugendblüte neben künstlich erborgter Schönheit, farbige Uniformen neben den hohen, goldgestickten Kragen und Spitzenkrausen der

Herren vom Civil. Der große Haarkünstler Joly hatte gewiß ein paar Nächte lang sich den Kopf zerbrochen und am Tage die Museen durchstöbert, um den Aufbau manches antik frisirten Kopfes aus falschen Locken herzustellen, und dennoch tadelten neidische Lippen die zu trockenen oder zu strengen Flechten der Comtesse X., und dennoch fand man, daß die Locken von Madame Y. heute gar zu hart wären und überhaupt zu wenig Charakter hätten.

Die beiden Vettern Mathieu und Adrien von Montmorency befanden sich allein in ihrer Loge. Es waren hochgewachsene, vornehme Erscheinungen; man sah ihnen auf den ersten Blick ihren alten Adel und eine weltmännische Sicherheit an. Sie hatten letztere durch eine Reihe von Schicksalsschlägen theuer erkauft, und daraus erklärte sich die ernste Haltung, mit welcher Beide auf das bewegte Haus vor sich blickten.

Plötzlich durchlief ein Murmeln die Menge, und dann ertönte ein allseitiger Jubelruf: Napoleon Bonaparte war mit seiner Gemahlin und seinem Hofstaat in die kaiserliche Loge getreten. Zum ersten Male sah das Publikum seinen Abgott in diesen Räumen wieder. Ein Jahr lang war er in Preußen und Polen gewesen, und Sieg auf Sieg hatten seine Sendboten den Parisern verkündigt. Der Jubelruf ließ in sein bleiches Antlitz eine leichte Röthe treten, mit einnehmendem Lächeln verbeugte er sich kurz gegen die Versammlung, dann ging der Vorhang in die Höhe.

Man spielte Voltaire's Mahomet; Talma gab den Séide.

War es der Umstand, daß Talma im ersten Akte nicht aufzutreten hatte, was die Grafen von Montmorency dem Vorgang auf der Bühne keine Aufmerksamkeit schenken ließ? Oder deutete eine gewisse Unruhe und Spannung in ihren Mienen darauf hin, daß sie auf Jemand warteten? Das schien der Fall zu sein, denn als gleich darauf Frau Recamier, von ihrem Gemahl gefolgt, in die Loge trat, da war es mit aller Unruhe vorbei. Der höfliche Mathieu führte die befangene junge Frau zu einem Sessel und richtete leise die verbindlichsten Dankesworte an sie, daß sie seine Einladung angenommen und das Benefiz ihres Günstlings Talma nicht versäumt hätte, während Adrien von Montmorency neben Herrn Recamier im Hintergrunde der Loge Platz nahm.

So wenig störend diese Szene auch vor sich gegangen, war sie dennoch im ganzen Theater bemerkt worden. Im Gegensatze zu dem strahlenden Glanze der Damenwelt, zu den Blumen- und Brillantdiademen, zu den geschminkten Wangen mit ihren Schönpflästerchen mußte das einfache weiße Kleid und das natürlich gelockte Haar der Frau Recamier allerdings auffallen, umsomehr, als gerade die Montmorencys, die ältesten Edelleute Frankreichs, sich so angelegentlich um sie bemühten. Aber jenes einfache Kleid ließ einen so blendenden Nacken und Schultern von so reinen Formen sichtbar werden, und unter dem kunstlosen Haarschmuck blickte ein so anmuthiges Frauenantlitz hervor, daß Schminke und Blumen, Brillanten und Seidenstoffe neben

dieser thaufrischen Schönheit ihre Reize verloren. Die junge Frau mußte wiederholt von ihrem Fächer Gebrauch machen, um eine verschämte Röthe dahinter zu verbergen, wenn die Blicke und Augengläser mancher Herren gar zu lange auf ihr ruhten.

„Man schilt unsere Pariser wankelmüthig und stets neuer Eindrücke bedürftig," sprach der Graf von Montmorency zu seiner Nachbarin, „aber heute finde ich das Gegentheil bestätigt. In diesem Hause ist schwerlich Jemand, der Sie heute weniger als seit nunmehr zehn Jahren bewunderte; an allen Orten, bei jeder Gelegenheit beweist man Ihnen seine Verehrung. Glauben Sie wohl, theure Freundin, daß diese allgemeine Sympathie ohne die Reinheit Ihres Herzens von kurzem Bestande sein würde? Wie lebhaft freut es mich, daß Sie meinen gutgemeinten Rathschlägen immer Gehör schenken, daß Sie den Beifall der Menge und die Schmeicheleien der Großen gering schätzen im Vergleich zu der innern Befriedigung, welche Ihnen treue Pflichterfüllung gewährt!"

„Es kostet mich wenig Mühe, verehrter Freund, mir jene Befriedigung zu verschaffen," entgegnete Frau Recamier mit anmuthiger Offenheit. „Mein glückliches Temperament macht es mir leicht, gegen Jedermann gleich freundlich zu sein. Ich kann Niemandem zürnen, aber — aber — auch Niemandem mit Leidenschaftlichkeit entgegenkommen."

„Wollte Gott, Sie sprächen Wahrheit," sagte der Graf von Montmorency mit einem tiefen Athemzuge. „Dann er=

füllten Sie so recht das Schriftwort, daß ein schönes Weib, das fromm bleibt, wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter ist. Unsere gemeinschaftlichen Schützlinge, die armen Soldatenkinder, deren Väter für den Ehrgeiz jenes Korsen starben" — Mathieu von Montmorency sprach leise, aber seine sonst ruhig blickenden Augen flammten einen Augenblick nach der Kaiserloge hinüber — „sie werden Ihnen in ihren jungen Herzen Altäre bauen. O wie glücklich ist mein Frankreich zu preisen, daß es solche Mütter für seine Waisen findet! Wie glücklich ist Ihr Gemahl, daß er ein so tugendsames Weib hat!"

Der priesterhafte Ton des Grafen entbehrte jeder deklamatorischen Färbung, er kam recht aus dem Herzen, und deßhalb zog Frau Recamier die Gesellschaft des ernsten Mannes, welcher ihr wie ein Schutzgeist seit langen Jahren in guten und bösen Stunden zur Seite stand, allen den leichtlebigen, glänzenden Erscheinungen der pariser Männerwelt vor. Zudem war Mathieu von Montmorency der älteste, erprobteste Freund der Frau von Staël, und da er selbst sich in jüngeren Jahren vielfach der Weltlust überlassen und Lebenserfahrungen aller Art gesammelt hatte, so wußte er für seine väterlichen Ermahnungen stets den rechten Ton zu treffen.

„Aber Sie bewundern ja Talma heute gar nicht, Herr Graf," wagte Frau Recamier endlich leise ihren Nachbar zu unterbrechen. „Sehen Sie doch nur, wie unnachahmlich Séide vor dem Morde des alten Zopire zurückschreckt, und wie er

dennoch nicht von seinem grausamen Herrn und Meister lassen kann. Seit wann findet mein verehrter Freund kein Gefallen mehr an den Gaben der tragischen Muse?“

„Seitdem Napoleon wieder in Paris ist,“ versetzte Mathieu von Montmorency. „Ich fürchte für Sie wie für mich und alle unsere Freunde. Der Mann dort kann nicht vergessen, daß wir uns nicht vor ihm haben beugen wollen; seine Siege steigern nur seine unedlen Neigungen. Sehen Sie denn garnicht, wie unruhig seine Augen schon mehrmals auf uns gerichtet waren? Sein böses Gewissen läßt ihn in uns seine Widersacher erkennen. Ihre Schönheit und noch mehr Ihre Tugend und die Bewunderung der Pariser reizen ihn. Er wird Ihnen noch einmal Fouché schicken, um Ihnen unter irgend einer gleißnerischen Form seine Dienste aufzudrängen — schon sehe ich das Unglück von allen Seiten über uns hereinbrechen —“

„Aber, Herr Graf, was bewegt Sie gerade heute und an diesem Orte zu so schweren Befürchtungen?“ fragte die junge Frau erschreckt. „Seien Sie guten Muthes; wir Alle sind durch vergangenes Unglück an Leiden gewöhnt; lassen Sie uns nicht ohne eine ernste Veranlassung an neue Verfolgungen glauben. — Jetzt jedoch, verehrter Freund, müssen wir der Bühne unsere Aufmerksamkeit schenken, sonst haben wir obendrein noch die Ungnade unseres Talma zu ertragen.“

Mit den letzten Worten gab Frau Recamier in bestimmter Weise dem Gespräch eine andere Wendung. Sie schenkte während des Restes der Vorstellung ihre volle Aufmerksam-

keit den Schauspielern. Sie blickte kaum nach rechts oder links, nur an den schweigsamen Freund an ihrer Seite richtete sie hin und wieder ein Wort der Kritik oder der Anerkennung in Bezug auf das Schauspiel. —

Als Frau Recamier in Gesellschaft ihres Gatten und der beiden Montmorencys nach Hause zurückgekehrt war, fand sie die Einladung der Frau von Staël vor. Eilig theilte sie den Herren das Schreiben mit, und noch ehe man sich zum Nachtessen niedersetzte, war man zu einem Entschlusse gekommen. Der dringlichen Aufforderung einer so werthen Freundin mußte Folge geleistet werden, und wenn auch Herr Recamier bedenklich den Kopf schüttelte, da er seines eben wieder aufblühenden Geschäftes wegen unmöglich die Gattin begleiten könnte und allein zu reisen wenig rathsam wäre, so wußte Mathieu von Montmorency mit wenigen Worten diesen Einwand zu beseitigen.

„Ich sehe in diesem Briefe unserer Staël den Wink eines gütigen Schicksals, welches Ihre Gattin den pariser Einflüssen auf einige Zeit entziehen will. An dem schönen Genfersee weht eine reinere Luft als hier, die dortigen Bekannten sind treu wie Gold, sie werden unsere anmuthige Freundin vor jeder Gefahr zu schützen wissen. Ich selbst biete mich zum Reisebegleiter an. Morgen in aller Frühe geht ein Kurier nach Genf, um der Frau von Staël unsere Ankunft zu melden und unterwegs frische Pferde für uns zu bestellen. Sind Sie in spätestens drei Tagen zur Abreise bereit, Madame?“

Die Bestimmtheit des Grafen ließ keinen Widerspruch aufkommen. Als er sich mit seinem Vetter Adrien einige Stunden später nach Hause begab und trotz der späten Nachtstunde die Straßen noch voller Leben waren, da hätte der sonst so feierlich ernste Mann aufjubeln mögen vor Freude, daß er seinen Schützling aus dem lärmenden Babel in das stille Schloß am fernen Genfersee geleiten durfte.

V.

Trotz der großen spanischen Anleihe wollte in den nächsten Tagen keine fröhliche Stimmung im Hotel Recamier aufkommen. Herr Jacques-Rose pfiff zwar eine muntere Melodie vor sich hin, wenn er in der großen Schreibstube auf und ab schritt und seinen Gehülfen dann und wann einen Brief in die Feder diktirte, aber seine Arme waren fester als gewöhnlich in einander verschränkt, und wenn er einmal im Pfeifen wie im Diktiren eine längere Pause machte, dann verließ ihn seine natürliche Heiterkeit, und sorgenvoll fuhr er sich, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, durch das schon ergrauende Haar.

„Denken wir, Julie brächte wie früher einen Theil des Sommers in unserem schönen Clichy zu," so tröstete sich endlich der verständige Mann, dem jede Sentimentalität fremd war. „Oder sie wäre drüben in England, wie einst vor Jahren, als ihr ganz London huldigte, oder — oder — nun, ich kenne ja meine liebe Kleine und weiß, daß sie meinem Namen keine Unehre machen wird, wo sie auch weilen

möge. Da vollends der fromme Mathieu mit ihr geht, und da ihr in Coppet von den alten Freunden der Staël wohl wenig Verführung droht, müßte mich der Abschied eigentlich heiter stimmen. Wenn ich die liebe Kleine nur nicht gar zu schwer entbehren könnte! Jeden neuen Tag, wenn sie frisch und morgenschön aus ihrem Schlafzimmer tritt und mir ihr süßes Kindergesicht zum Kusse darreicht, fühle ich meine Neigung zu ihr wachsen, und wer weiß, ob ich alter Ehemann nicht endlich doch noch — — dummes Zeug, Jacques! wirst doch deinen Engel nicht gar zwingen wollen, in dir mehr als ihren besten Freund zu sehen! — Doch halt, waren das nicht ein paar Harfenklänge?" Herr Jacques-Rose stand mitten im Zimmer still, streckte den Kopf ein wenig vor, als ob er schärfer hören wollte, und verließ dann trotz der besten Geschäftsstunde seine Schreibstube.

Auf der andern Seite des Hausflurs stand Frau Recamier in einem Durcheinander von Koffern und Schachteln; Elise, ihr Kammermädchen, kniete geschäftig am Fußboden, um die hunderterlei Kleinigkeiten einzupacken, welche eine Dame von Stande für eine längere Reise nicht entbehren konnte.

„Du willst aber auch garnichts hier lassen, Elise," bemerkte die junge Frau, indem sie dem flinken Kammermädchen zusah. „Du thust gerade, als ob wir ewig in Coppet bleiben wollten; was würde Herr Recamier dazu sagen? Und läßt Du denn Niemand in Paris zurück, der sich nach der muntern Elise Guyot sehnen könnte?"

„Aber Madame!“ erwiederte das Mädchen, weniger verlegen über den scherzend fragenden Blick der Herrin, als erfreut über das Interesse, welches dieselbe an ihrem Herzallerliebsten nahm. „Robert ist noch zu jung, als daß wir schon dieß Jahr daran denken könnten — und ehe ihm nicht Herr Recamier die Stelle eines Hauswarts überträgt, mag ich ihm eigentlich gar keine ernstliche Hoffnung machen.“

„Wie vernünftig Du schon denkst!“ scherzte die junge Frau weiter. „Schlägt Dir Dein Herzchen nicht schneller, wenn Du an den Abschied von Robert denkst? — Nun', er ist ein guter und braver Mensch, und sind wir erst wieder hier und ihr habt euch noch ebenso lieb als heute, dann will ich eure Fürsprecherin bei Herrn Recamier sein. Jetzt geh', Elise, und besorge mir einen Kasten für meine Harfe, ohne sie darf ich nicht vor Frau von Staël erscheinen.“

Als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, kam auch über Frau Recamier ein Anflug von Trennungsschmerz. Sie setzte sich auf den Rand des Himmelbettes, dessen reiche Damastvorhänge am Tage halb zurückgeschlagen waren, so daß die rosafarbene Atlaßdecke und die hintere Spiegelwand mit ihren silbernen Armleuchtern sichtbar wurden. „Jacques ist immer so liebevoll zu mir,“ dachte sie mit einem leisen Seufzer. „All' sein Fleiß geht darauf hinaus, mir ein sorgenfreies, freudenvolles Leben zu bereiten. Wir passen trotz der verschiedenen Lebensalter so gut zusammen. Beide sind wir heiteren Gemüths; mein munteres Geplauder läßt ihn seine Geschäftssorgen vergessen, er scheint unsern glänzen=

den Salon von ehemals gar nicht zu vermissen. Und ich — wie gut habe ich es doch unter seinem Schutze! Jacques ist mein bester Freund, er ist so treu und bieder, alle unsere Bekannten haben ihn lieb und achten ihn hoch, trotz des Mißgeschicks im vorigen Jahre. Jetzt gerade soll ich ihn verlassen, wo er wieder freudig aufathmet! Jetzt die weite, weite Reise ohne ihn machen — ach, und jetzt auch das schöne Paris verlassen!" Die junge Frau erschien in diesem Augenblicke recht wie ein verwöhntes Kind, welches einmal eine Stunde lang nicht geliebkost wird; daher das flüchtige Wölkchen von Sorge, welches einen Augenblick die helle Stirn überflog. Aber im nächsten Augenblicke siegte auch schon wieder ihre Theilnahme für die verbannte Freundin; keinen Tag länger durfte sie der sehnlichst verlangenden Staël ihre Hülfe entziehen. Sie erhob sich von ihrem Sitze und trat in das Vorzimmer zurück, um die unterbrochene Arbeit des Einpackens wieder aufzunehmen. Flüchtig griffen ihre Finger in die Saiten der Harfe, ein perlender Akkord hallte durch das Haus. Dann lockerte sie die Saiten, stellte das Instrument in einen passenden Kasten, und als gleich darauf Herr Recamier vorsichtig die Zimmerthür zur Hälfte öffnete, rief sie ihm mit sanfter Stimme zu: „Komm' nur herein, lieber Jacques; Elise wird jetzt schon allein fertig werden. Sieh' nur, wie viele Schachteln und Koffer Deine Kleine mitnehmen will! Und doch sagst Du immer, ich wäre ungeputzt am hübschesten!"

Die beiden Gatten begaben sich in das Schlafzimmer

der Frau vom Hause, welches der Sitte der Zeit gemäß auch als Wohnzimmer diente und deßhalb geräumig und schön möblirt war. Im Gegensatze zu dem raffinirten Luxus anderer Damen ihres Standes zeichnete sich dieß Zimmer der Frau Recamier durch eine geschmackvolle Einfachheit aus, soweit man in damaliger Zeit überhaupt von einem einfach ausgestatteten Schlafzimmer sprechen konnte. Die zarte Sittsamkeit der Bewohnerin befand sich im Einklang mit der Einrichtung des Raumes, in welchem ihre Schönheit sich am freiesten entfaltete. Dem prächtigen Thronbette gegenüber, zwischen den beiden Fenstern und theilweise noch in den tiefen Nischen derselben, standen hohe Fächerpalmen und andere Blattpflanzen in antik geformten Gefäßen; durch die reinen, ruhigen Umrisse und Farbentöne zeugte das Zimmer in seiner Gesammtwirkung von dem feinen Geschmacke der Hausfrau.

„Ich sehe, es wird Ernst mit Deiner Abreise," begann Herr Recamier. „Wir sind nun bald fünfzehn Jahre verheirathet, aber noch nie ist mir die Trennung so schwer gefallen, als gerade jetzt. Ist es, daß ich älter werde und mich mehr an meine beste, schönste Juliette anschließe? Die ganze Welt nähme ich nicht, wenn ich Dich darum missen sollte!"

„Das sollst Du ja nie, mein guter Mann!" entgegnete Frau Recamier, und dabei faßte sie mit beiden Händen seinen Kopf, stellte sich auf die Fußspitzen und küßte ihn herzlich. „Ich mache eine kleine Sommerreise, tröste unsere

unglückliche Freundin und bin dann flink wieder bei meinem lieben Jacques. Nicht wahr, bis zum Herbste kannst Du mich entbehren?“

„Wäre es nicht gerade die Staël und wüßte ich Dich nicht unter dem Schutze des hochherzigen Montmorency, ich ließe Dich wirklich nicht von mir, Julie!“ Der sonst so ruhige Mann schien bei diesen Worten innerlich erregt; gleichsam um sich der traurigen Stimmung zu erwehren, fuhr er fort: „Du kannst in sechs Tagen in Genf sein, vorausgesetzt, daß man Dich in Lyon nicht aufhält, und wenn ich vier Wochen für Deinen Aufenthalt in Coppet rechne — nun, heute in sechs oder sieben Wochen bist Du wieder in Paris. Inzwischen werde ich Deine Stelle bei den Waisenkindern vertreten, werde Deine Blumen pflegen und — doch damit will ich Dich bei Deiner Rückkehr überraschen!“

Am nächsten Morgen hielt der große, bequeme Reisewagen des Grafen von Montmorency vor dem Hotel Recamier. Wiederum steckten die Bewohner der Rue de la Chaussée d'Antin die Köpfe zum Fenster hinaus, als ihre schöne Nachbarin neben dem Grafen Platz nahm, hinter den Beiden, in einer zweiten Abtheilung des Wagens, das Kammermädchen Elise neben dem gräflichen Jäger, auf dem Bocke der Kutscher und auf dem vordersten Stangenpferde ein Reitknecht mit einem Posthorn an der Seite. Ein zweiter Wagen führte hoch beladen das Gepäck nach.

„Gott hüte Dich!“ sprach Herr Recamier bewegt, als

sich das stattliche Viergespann in Bewegung setzte, und traurig kehrte er in das ihm öde erscheinende Haus zurück.

Die anfangs schnurgerade Landstraße, welche von Paris aus in südlicher Richtung nach Fontainebleau führte, fing erst bei dem Dorfe Juvisy an interessant zu werden. Dort führte sie von dem einförmigen Kalkplateau in die grüne, von der Seine durchströmte Niederung hinab, begleitete den klaren blauen Fluß vorbei an dem uralten Corbeil und ging dann quer durch den Wald von Fontainebleau.

Frau Recamier kannte dieß mächtige Waldrevier nur vom Hörensagen; sie war in früheren Sommern nie weiter als bis in den Wald von Saint-Germain oder Meudon gekommen. Zum ersten Male sah sie jetzt vielhundertjährige Eichen ihre knorrigen Riesenäste oft bis hart an die Landstraße ausstrecken, und nicht ungern nahm sie im weichen Moose am Fuße eines solchen Waldriesen das Frühstück ein.

„Ich hasse jenes Tyrannenschloß dort," sagte ihr Begleiter, indem er auf das nahe Fontainebleau mit dem Finger deutete. „Wenn die Millionen von Steinen jenes Bauwerks reden könnten, sie würden Millionen von Schandthaten berichten. Die größten Namen Frankreichs, ein Franz der Erste, ein Heinrich der Vierte, der große Ludwig und selbst die schwedische Christine, sie alle haben gerade hier, inmitten des grünen Waldes, ihre Vergehen gegen die Menschheit verübt. Sehen Sie jene Lastwagen dort die Straße entlang ziehen? Der neue Herrscher Frankreichs ahmt das Beispiel der alten nach, auch er baut seit einigen Jahren

eifrig an dem Tempel der Lust; vielleicht gedenkt auch er, wie seine Vorgänger auf dem Throne, hier einmal eine Montespan oder Dubarry Hof halten zu lassen."

Mathieu von Montmorency hatte allen Ansprüchen an das Leben entsagt, seitdem er seinen Bruder auf dem Schaffot hatte endigen sehen. Er war trotz seiner kräftigen Mannesjahre resignirt wie ein Greis; seine ehemalige Schwärmerei für die Idee der Revolution, welcher das Schloß seiner Ahnen und der größte Theil seiner Güter zum Opfer gefallen war, lebte nur noch in einzelnen Augenblicken wieder auf, besonders wenn er an eine abermalige Unterdrückung der vaterländischen Freiheit dachte. Auch seine schöne Begleiterin liebte den Kaiser nicht, aber ihre Abneigung ging nicht so weit, daß sie sich sogar den sonnigen Waldfrieden deßhalb verkümmert hätte. Ja, nicht einmal an den lieben Jacques daheim dachte sie augenblicklich: ihr Auge ruhte voll Entzücken auf dem satten Grün des Sommers; sie lauschte auf das Schwirren der Käfer und das Rieseln einer nahen Quelle; wie ein Kind freute sie sich über ein munteres Eichkätzchen, das flink von Ast zu Ast sprang und mit dem buschigen Schweife um sich schlug.

„Wie schön ist dieser Sommertag!" meinte sie zu dem ernsten Freunde an ihrer Seite, welcher für die ihn umgebende Pracht der Natur keinen Sinn zu haben schien. „Wir Pariser können uns einen Wald gar nicht ohne elegante Equipagen und geputzte Spaziergänger denken; die grünen Bäume dienen den beweglichen Menschen nur als

Hintergrund. Aber hier ist der stille, weite Wald die Hauptsache — o wie erquickend ist dieser tiefe Frieden, diese schattige Mittagswärme!“ Das Wohlbefinden lachte der jungen Frau aus den Augen, sie dehnte voller Behagen die schönen Glieder, und es fehlte nicht viel, daß der verwöhnte Liebling der pariser Salons ein Schläfchen auf grünem Waldesmoose versucht hätte.

Aber der Weg war noch weit, es hieß vorwärts eilen. Der Reitknecht blies auf seinem Horne ein paar Sätze aus einer Jagdmelodie, man nahm wieder im Wagen Platz, und fort ging es in scharfem Trabe auf der glatten Chaussee, mitten durch das freundliche Städtchen Fontainebleau und dann ohne Unterbrechung bis nach Nemours, wo man vor Dunkelwerden eintraf.

Die Fahrt des nächsten Tages bot weniger landschaftliche Reize dar; stundenlang fühlten sich die Reisenden nicht veranlaßt, der flachen und zum Theil unfruchtbaren Gegend ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, besonders ehe zur Rechten die breite Loire sichtbar wurde. Da war es denn Sache des Grafen von Montmorency, seiner holden Reisegefährtin die Zeit zu verkürzen. Er erzählte ihr viel von seinen Erlebnissen jenseits des Ozeans, wo er in jungen Jahren für die Sache der Freiheit tapfer gekämpft hatte, und stellte die Resultate des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges denen der französischen Revolution in hellen Farben gegenüber. Als sie dann auf Frau von Staël zu sprechen kamen, trat ein schmerzlicher Zug in das sonst so ruhig vornehme Ge-

sicht des Grafen. „Wir waren Beide jung und lebenslustig,“ sagte er anscheinend mehr zu sich selbst als zu Frau Recamier. „Wir hatten einander gern, und bald schlug in uns eine Liebesleidenschaft empor, so rein, so heiß — aber es sollte nicht sein! Der alte Necker rechnete heraus, daß der damals noch wohlrangirte Baron von Staël ihm bessere Garantieen für das Glück und den Ruhm seiner Tochter böte als der Heißsporn, der Bürger Montmorency, welcher seinen uralten Adel freiwillig für die Sache der Freiheit und Gleichheit opferte. Der Tochter aber ward, trotz aller ihrer Klugheit und Gegenliebe, der leise Wunsch des angebeteten Vaters sofort zum Befehl. Ich selbst — nun Sie wissen es ja, theure Freundin, wie wenig mich die von meinen erlauchten Eltern ausgesuchte Gattin zu beglücken vermocht hat.“ Unwillkürlich seufzend machte der Graf eine Pause in seinen Selbstbetrachtungen. Dann fuhr er fort: „Der Liebe zu Fräulein Necker ist die Freundschaft für die Baronin von Staël gefolgt. So lange mein Herz schlägt, werde ich das nun bald zwanzig Jahre hindurch gepflegte Bündniß heilig halten. Frau von Staël hätte gar nicht nöthig gehabt, mich nach dem Tode ihres Gemahls zum Vormunde ihrer Kinder zu bestellen; auch ohne dieß öffentlich bezeugte Vertrauen, auch ohne ihre stets bewiesene innige Theilnahme an meinem Geschick würde ich ihr niemals meine Verehrung und Zuneigung haben entziehen können. Warum konnten wir nicht unsere Lebensbahnen in unserem vielversprechenden Lebenslenze vereinigen? Warum mußte sie erst

dem herzlosen Verschwender angehören, der kein Verständniß für ihren hochfliegenden Geist und das edle Feuer ihrer jungen Seele hatte? Und dann dieser wankelmüthige Herr von Rebecque, von welchem man niemals weiß, ob er warm oder kalt, treu oder falsch ist! Ach, so gern ich auch wieder einmal nach Coppet gehe, es schnürt mir immer das Herz zusammen, wenn ich die Geliebte meiner Jugend immer noch so leidenschaftlich und doch so wenig glücklich sehe! O hätte sie doch Ihr Temperament, theure Frau, könnte sie gleich Ihnen mit reizender Anmuth den Klippen dieses Lebens aus dem Wege gehen, wie hell strahlte dann ihr Ruhm auf Erden, und wie hoffnungsvoll könnte sie mit ihren guten Werken vor den Richterstuhl des Allmächtigen treten!"

„Wissen Sie denn aber nicht," warf Frau Recamier schüchtern ein, „daß gerade die Leidenschaften in den Augen unserer Freundin der Ausgangspunkt für alle großen menschlichen Handlungen sind?"

„Wohl habe ich die herrliche Stelle mehr als einmal gelesen," entgegnete der Graf von Montmorency, „aber ich weiß auch, daß unsere kluge Staël in den starken Leidenschaften mit Recht ein Hinderniß für das Glück des einzelnen Menschen wie der staatlichen Gemeinschaft erkennt. Darum noch einmal, theuerste Freundin, preisen Sie sich glücklich, daß Ihr Herz der schönsten und edelsten Empfindungen fähig ist und doch die Stürme nicht kennt, welche das Menschenherz in seinen tiefsten Tiefen zu erregen vermögen."

Eben wollte Frau Recamier dem Grafen beistimmend

antworten, als ihre Aufmerksamkeit plötzlich auf zwei Reiter gelenkt wurde, welche einige Augenblicke neben dem Wagen her ritten, einen neugierigen Blick in denselben warfen und dann, bei der schnelleren Gangart ihrer ausgezeichneten Pferde, bald vorbeigeeilt und den Blicken entschwunden waren.

„Was mögen das wohl für Reiter gewesen sein?" meinte der Graf von Montmorency. „Ich habe lange kein so edles Pferd als das des rechts reitenden Herrn gesehen. Sie trugen keine Uniform, und doch müssen es ihrer Haltung nach Militärs gewesen sein. Vielleicht Offiziere von der kaiserlichen Gendarmerie? Aber so sattelt kein Mensch in Frankreich ein Pferd, und auch ihr Anzug verrieth einen fremdländischen Zuschnitt."

Die junge Frau überhörte die Bemerkungen des neben ihr sitzenden Freundes. Unter dem Blicke des einen der beiden Reiter war ihr ein seltsamer Schauer durch's Herz gegangen: nie glaubte sie einen schöneren Mann, nie ein glühenderes Auge gesehen zu haben. Ein leichtes, wonniges Erzittern, dann ein tiefes Erröthen vor der plötzlichen Anwandlung — in der nächsten Minute hatte sie ihre Fassung wieder gewonnen, und bald glaubte sie die flüchtige Erscheinung vergessen zu haben. —

In der Dienerstube des „Goldenen Löwen" zu Cosne ging es an demselben Abend recht lebhaft zu. Der Jäger, der Reitknecht und die beiden Kutscher des Grafen Montmorency sprachen fleißig dem guten Landwein zu und wollten

sich zeitweise todtlachen über die plumpen Manieren und den guten Appetit eines fremden Kutschers, welcher nicht zehn Worte Französisch verstand und in einer ihnen unverständlichen Sprache fluchte und wetterte. Der junge Mann war erst spät am Abend mit einem Wagen voll Koffern und anderem Reisegepäck angekommen: er kam von Soissons und wollte nach Genf; immer wieder suchte er mit den wenigen Brocken von Französisch, welche ihm zu Gebote standen, herauszukriegen, ob sein Herr, le Prince, schon durchpassirt wäre und ob er ihn wohl noch einholen würde. Endlich glaubte der gräfliche Jäger zu wissen, um was es sich handelte. Er machte dem Fremden durch Geberden und abgerissene Sätze verständlich, daß zwei Herren an dem Wagen seiner Herrschaft vorbeigeritten wären und jetzt wohl bald in Nevers sein könnten. Uebrigens führen sie selbst auch nach Genf, und wenn er des Weges nicht kundig sei, wollten sie ihn gern mitnehmen, falls er mit seinem Gespann schnell genug folgen könnte.

Als der Wirth nach beendigter Mahlzeit, „nur um der neuen kaiserlichen Vorschrift zu genügen,“ wie er entschuldigend hinzufügte, dem Gaste das Fremdenbuch vorlegte, da tauchte dieser bedächtig die Feder ein, rückte mehrere Male das Buch zurecht und brachte endlich mit ungelenker Hand in schweren, eckigen Buchstaben die Worte zu Stande: „Gottlieb Wilhelm Rösener aus Brandenburg, Kanonier und prinzlicher Diener.“

„Jetzt wissen Sie, wer ich bin, Männeken," sagte er, sich in die Brust werfend, im reinsten brandenburger Deutsch zu dem dicken Wirthe. „Und nun bringen Sie mir noch ein Pülleken von dem Rothen da, bouteille — vin — na Sie verstehen mir schon! Ihr Wohl, meine Herren da drüben!"

An eine fließende Unterhaltung war jedoch bei den mangelhaften Sprachkenntnissen beider Theile nicht zu denken. Als der preußische Kanonier auch die zweite Flasche geleert hatte, brachte er fast nur noch die Namen von Feldherren und Schlachten in bunter Reihe vor, und die klugen Franzosen hatten bald so viel herausgehört, daß Monsieur Rösener der Diener eines Prinzen sei und mit diesem aus der Gefangenschaft, wie sie richtig vermutheten, ohne daß Jener es sagte, nach Deutschland heimkehre. In der heitersten Weinlaune boten sie sich schließlich Alle gegenseitig gute Nacht, und mehr aus Scherz rief der gräfliche Jäger dem Brandenburger ein au revoir nach, als der Letztere bereits aus der Stube schwankte.

Als die französischen Diener am nächsten Morgen sich bei dem Wirthe nach dem Deutschen erkundigten, hörten sie, daß derselbe schon mit dem ersten Hahnenkrähen aufgestanden wäre, seine Pferde geputzt hätte und wohl schon seit zwei Stunden unterwegs sein könnte: „ein strammer Bursche," fügte der Wirth zum Lobe des Fremden hinzu.

Frau Recamier hatte schlecht geschlafen und viel geträumt; auch der Graf von Montmorency war nicht in der

besten Laune, als er den Himmel mit Regenwolken bedeckt sah. Bis Nevers sprach er nur wenig zu der Reisegefährtin: Beide lehnten in den Wagenecken und hingen ihren Gedanken nach. Jenseits der Loire stieg die Chaussee immer höher an. Man fuhr den Rest dieses Tages wie den ganzen nächstfolgenden meist durch unwirthliche Berglandschaften, und erst als am fünften Reisetage das Klima wieder milder wurde und die malerischen Weingelände des Beaujolais mit schattigen Laubwäldern abwechselten, als man dann stundenlang bergab fuhr und immer deutlicher das Saonethal im Glanze der Nachmittagssonne schimmerte, und als endlich am Abend die weite Ebene von Lyon mit den beiden breiten Flüssen sichtbar wurde, da waren alle Unbequemlichkeiten der langen Reise vergessen.

„Das ist meine theure Heimat!“ rief Frau Recamier freudig bewegt aus. „Da liegt die ehrwürdige Notre Dame de Fourvières, auf deren Terrasse ich als kleines Mädchen so manchen Sommertag verspielt habe; und da ist auch St. Irenée — da das liebe alte Kloster La Déserte, wo ich von der guten Tante so manche goldene Lehre empfing, und dort unten muß das Elternhaus meines Mannes stehen — wie hätte ich damals wohl gedacht, daß ich einst seinen Namen tragen würde! Die schöne Jugendzeit, so heiter ist sie mir gerade hier in Lyon vergangen, besonders im Gegensatze zu den Schrecken der Revolution, welche uns bald darauf in Paris umtobten.“

Im Hotel de l'Europe, wo auch Frau von Staël bei

ihren häufigen Besuchen in Lyon abzusteigen pflegte, fand der Graf von Montmorency einen Brief der Freundin vor, in welchem sie ihn bat, zu einer bestimmten Zeit in Genf einzutreffen, damit sie die Freunde von dort nach Coppet abholen könnte. Frau Recamier gönnte sich nur wenig Ruhe; dann trieb es sie aus dem Gasthofe hinaus in die wohlbekannten Straßen. Vieles hatte sich verändert, ganze Stadtviertel waren neu entstanden; die Bäume auf dem Platze Bellecour waren größer geworden, und auf den Rhonekais reihte sich ein neuer Laden an den andern. Es kannte auch Niemand mehr die kleine Julie Bernard wieder, und selbst die gute alte Tante im Kloster schaute lange durch das eiserne Gitter, hinter welchem die Nonnen sich bei ihrem Verkehr mit der Außenwelt hielten, und wackelte mit dem Kopfe hin und her, ehe sie in der eleganten Dame vor sich an den schönen Augen und der sanften Stimme die kleine Nichte wiedererkannte.

Auf dem Wege von Lyon nach Genf machte man noch einmal in dem freundlichen Nantua Halt und traf dann um die Mittagsstunde des nächsten Tages vor den Thoren von Genf ein. Frau von Staël hatte heute, wie früher in Paris als Gattin des schwedischen Gesandten, sechs Pferde vor ihren Staatswagen spannen lassen; Kutscher und Diener hatten die Galalivrée angelegt; kein gekröntes Haupt konnte festlicher eingeholt werden, als die holde Königin im Reiche der Anmuth. Frau von Staël konnte vor lauter Ungeduld nicht lange warten, sie hatte keine Ruhe in dem prächtigen

Wagen und ging den Freunden eine weite Strecke Wegs zu Fuß entgegen. Als diese dann endlich angefahren kamen, rief sie dem Kutscher ein schallendes Halt entgegen, die Pferde stutzten, und gleich darauf begrüßten sich die beiden Frauen in einer stürmischen Umarmung.

VI.

Am nächstfolgenden Tage nahm Frau von Staël ihre Freundin mit eifersüchtiger Liebenswürdigkeit einzig und allein für sich in Anspruch. Am Morgen, als Montmorency und Constant noch schliefen, Schlegel jedoch schon über den Büchern saß und Bonstetten mit Lullin de Châteauvieux und Sismondi, in irgend ein philosophisches Gespräch vertieft, im Parke oder am Ufer des Sees auf und ab wandelten, huschte sie in phantastischem Morgengewande die Treppe hinauf, in das Zimmer mit den Gobelinstapeten. Ganz leise klopfte sie an die Thür; erst beim zweiten oder dritten Klopfen antwortete ein freundliches „Herein", und dann entschuldigte sich die eben erst erwachte Langschläferin mit holder Verschämtheit wegen ihrer pariser Gewohnheiten. Lachend drückte die Staël sie in die Kissen zurück, setzte sich auf den Rand des Bettes und begann zu plaudern.

„Wie glücklich sind Sie doch, einzige Juliette, daß Sie so sorglos schlummern können und so rosig lächelnd den neuen Tag beginnen! Seit zwanzig Jahren ist mir das

unmöglich. Aber Sie haben mir gestern nur wenig über das kaiserliche Paris mitgetheilt. Wie sieht es vor Allem in der Vorstadt Saint-Germain aus? Schmollt man dort noch immer mit dem Kaiser, oder vielmehr mit dem General Buonaparte, wie die Chevreuse und ihr Salon ihn zu tituliren geruhen?"

„Sie wissen, liebe Staël, wie schwer es hält, in jenen Kreisen Eingang zu finden; uns bürgerliche Frauen ganz besonders läßt man dort nicht zu, ja nicht einmal den neuen kaiserlichen Adel sieht man für voll an. Aber immer mehr schmilzt das Häuflein der Mißvergnügten zusammen, immer mehr beanspruchen sie Titel und Aemter von dem siegreichen Herrscher, und Napoleon hat ganz Recht, wenn er in letzter Zeit wiederholt äußerte, daß sich der Adel Frankreichs geweigert hätte, ihm auf seinen Ruhmesbahnen zu folgen, während er sich jetzt mit Bittschriften in sein Vorzimmer stürze."

„Ja, das sieht so Manchen unter ihnen ähnlich!" rief Frau von Staël entrüstet aus. „Wie lange wird's dauern, so haben die Obelisken und Sphinxe, welche die Generale der egyptischen Armee in ihre neuen Wappen aufnehmen, mehr Ansehen als alle die stolzen Wappenbilder der vergangenen Jahrhunderte. Doch was treibt man am Hofe selbst, liebe Juliette? Wenn Sie auch nicht direkt dort verkehren und das Journal de l'Empire keine derartigen Enthüllungen bringt, so hat man dafür gewiß immer noch die geschriebenen Zeitungen, welche dem Preßzwange ein Schnippchen schlagen und von Hand zu Hand gehend die neuesten

Erlebnisse von Stadt und Hof ausplaudern. Gestehen Sie es nur, meine kleine Freundin: ein wenig neugierig sind Sie sicherlich, ganz wie ich und alle Pariserinnen. Also?"

Frau Recamier mußte zugeben, daß sie in der That von Herrn von Chateaubriand oder von der Prinzessin von Chimay mitunter eine geschriebene Zeitung bekäme, und da sie auf dem Gesichte der Frau von Staël das brennendste Verlangen nach interessanten Mittheilungen über den kaiserlichen Hof las, so erzählte sie harmlos Alles, was ihr gerade in den Sinn kam. In Paris hätte sich seit einigen Jahren Vieles verändert: die griechischen Tuniken, wie sie Girodet so frei zugeschnitten, die Sandalen, die durchsichtigen Kleiderstoffe, alles das wäre aus der Mode gekommen. Aber mit den wieder eingeführten langen Aermeln und geschlossenen Kleidern wäre es doch im Ganzen nicht besser geworden: die Merveilleux spreizten sich auf dem Boulevard de Coblentz und im Tivoli, oder spielten um erstaunliche Summen in der allergemischtesten Gesellschaft bei der Gräfin Livry; auch im Kaffeehause „Zu den tausend Säulen" würde es Tag und Nacht nicht leer; kurzum, Luxus und prahlerische Verschwendung herrschten toller als jemals vorher in der pariser Gesellschaft, eine Skandalgeschichte folgte der andern —

„Aber Bonaparte, was wissen Sie von dem, Juliette?" unterbrach sie die unruhige Staël mit hastiger Neugier.

„Von Bonaparte habe ich in allerletzter Zeit so Manches durch die Tallien, die jetzige Prinzessin von Chimay, zu hören bekommen. Sie wissen, liebe Freundin, daß diese Dame

seit der Revolution mit Madame Josephine Bonaparte eng befreundet ist, trotz der feindseligen Stimmung des Kaisers gegen Erstere. Es soll mitunter bunt genug am Hofe zugehen. Alle die neu gekrönten Häupter, welche am Abend vorher noch schlechtweg Bürger und Bürgerinnen waren, mußten in der ersten Zeit oft lachen, wenn sie sich mit ‚Euer Majestät‘ oder ‚Kaiserliche Hoheit‘ anreden hörten. Einzelne unter ihnen, welche sich dieses Lachens schämten und es ernsthaft nahmen, ließen sich von früh bis spät ihre Titel durch einen vertrauten Diener laut vorsprechen, um ihr Ohr an die neue Würde zu gewöhnen —“

„Etwa wie der bürgerliche Edelmann bei Molière,“ schaltete Frau von Staël ironisch ein. „Am besten hätte man ganz Frankreich ein für alle Male in den Grafenstand erhoben.“

„Natürlich machten die Tressenhändler die besten Geschäfte und nach ihnen die Archivbeamten, welche alle Winkel durchstöberten, um eine passende Hofordnung und einige hundert neue Wappen in möglichst kurzer Zeit auszusinnen. Auch der neue Kaiser soll oft nicht gewußt haben, wie er sich zu bewegen hätte —“

„Mit seinem dicken Kopfe und seinen dünnen Beinen,“ bemerkte die Staël mit einigen dazu gehörigen Handbewegungen, und Frau Recamier fuhr fort:

„Nur die anmuthige Josephine wußte sich in die neue Würde taktvoll zu schicken. Aber bald wurden die Brüder und noch mehr die Schwestern des Kaisers gegen sie einge-

nommen; sie haben sich förmlich gegen sie verbündet und legen ihr alle möglichen Hindernisse in den Weg. Man flüstert sich unter einander die pikante Neuigkeit zu, daß Bonaparte seiner Stieftochter Hortense eine mehr als väterliche Zärtlichkeit beweise, und daß — ja daß —"

Die junge Frau hielt in ihren Mittheilungen inne, als fürchtete sie, etwas Thörichtes vorzubringen. Aber für Frau von Staël, die erbitterte Feindin des Kaisers, schien das, was Jene zu sagen sich scheute, gerade recht interessant zu sein. Sie faßte die weißen Händchen der Freundin und sagte:

„Fahren Sie fort, Juliette, wir sind hier ganz unter uns; nicht einmal die Wände können hier Ohren haben, die Gobelins dämpfen die Stimme."

„Nun denn, Bonaparte soll sich ganz im Geheimen mit dem Gedanken tragen, seine Ehe mit Josephinen zu lösen. Zwar ist er ihr aufrichtig zugethan; ihr zärtliches Lächeln, ihre schmeichlerische Milde entwaffnen fast immer sein schroffes Auftreten, aber die politischen Rücksichten sollen ja bei ihm alle zärtlicheren Gefühle in den Hintergrund drängen."

„Natürlich, ohne einen Nachkommen wankt sein Thron," bemerkte Frau von Staël spöttisch. „Die arme Josephine! Ob sie wohl schon ahnen mag, was für ein Loos ihr unter diesen Umständen bevorsteht?"

„Die Tallien gab mir zu verstehen, daß diese Gedanken der Kaiserin nicht mehr ganz fremd sein dürften. Im Faubourg Saint-Germain beschäftigt man sich sogar schon

mit Vermuthungen, wer wohl Josephinens Nachfolgerin sein wird."

Das Kammermädchen Elise trat ein und brachte ihrer Herrin die Chokolade. Es war Sitte auf dem Schlosse Coppet, daß vor zwölf Uhr Mittags ein Jeder auf sich selbst angewiesen war, das heißt, seinen Studien oder sonstigen Beschäftigungen oblag, und daß sich die Hausbewohner erst bei Gelegenheit des Gabelfrühstücks begrüßten.

Frau Recamier erhob sich von ihrem Lager, legte einen Morgenrock von feinem, auf indische Art gewirktem Stoffe an und begann dann ihre Toilette zu machen. Mit Hülfe des flinken Kammermädchens war sie damit in kurzer Zeit fertig. Voller Entzücken hatte Frau von Staël ab und zu einen Blick auf die Freundin geworfen: als sie das dunkle Haar über die weißen, runden Schultern herabwogen sah und den überaus zierlichen Pantoffel von Saffianleder bewunderte, wie er in den Augen der Kennerin immer noch plump erschien im Verhältnisse zu dem feingegliederten Fuße der zarten, anmuthigen Frau: da nahm sie ihrer Gewohnheit gemäß einen Streifen Papier, den sie gerade in der Hand hielt, und warf flüchtig die Gedanken hin, welche der Schönheitszauber der Freundin ihr augenblicklich eingab.

„Welche Gewalt auf Erden käme wohl der der Schönheit gleich!" seufzte sie, nachdem sich das Kammermädchen entfernt hatte und Frau Recamier einen Augenblick musternd vor dem Spiegel stand. „Die Welt spricht mir männliche Eigenschaften zu, und doch fühle ich so zärtlich, wie nur ein

Weib fühlen kann, und doch sehne ich mich seit meinen Mädchenjahren darnach, geliebt zu werden, so heiß, wie ich selbst lieben könnte. Die Jahre verrinnen darüber, bald bin ich alt geworden mit meinem glühenden Herzen, und keines Mannes Liebe hat mich die höchste Wonne des Erdenlebens kosten lassen. Ach, Julie, wie beglückt müssen Sie sich dagegen im Besitze Ihrer Schönheit fühlen: sind Sie doch immer sicher, geliebt zu werden, wo Sie selbst lieben! Sie sind in meinen Augen das glücklichste Geschöpf unter der Sonne!"

Hätte Frau Recamier nicht die ungemessene Aufrichtigkeit ihrer Freundin gekannt, sie würde in ihrer natürlichen Schüchternheit erröthet oder vielleicht gar verletzt worden sein. So aber entgegnete sie scherzhaft: „Man sollte glauben, ich wäre die Liebesgöttin selbst, so sehr preist mich meine gütige und beredte Staël. Fragen Sie aber alle unsere Freunde, ja sogar meinen guten Recamier, ob ich überschwenglich in Liebessachen bin. Man wird Ihnen vielleicht antworten: ‚Julie kann garnicht lieben!' Und was nützt mir dann das bischen Schönheit, von welchem Sie und die Freunde mitunter zu sprechen belieben?"

Frau von Staël schüttelte ungläubig den Kopf, und während sie immer noch voll Entzücken auf das von dem Gespräche leicht erregte Antlitz der jungen Frau blickte, entgegnete sie: „Ich bin eine gläubige Seele, was auch immer meine Feinde dagegen reden mögen. Mein Glaube sagt mir, daß nichts in der Schöpfung zwecklos ist, daß auch das

kleinste Sandkorn seine Bestimmung in dem All der Sphären hat. Und Sie, meine Julie, sollten ein fein besaitetes Herz im Busen tragen, ohne daß je ein Hauch des göttlichsten Menschengefühles über die goldenen Saiten führe? Nimmermehr! Ein gütiges und doch auch wieder neidisches Geschick hat es bis jetzt so gefügt, daß Sie vom tiefsten Herzeleid wie von der höchsten Wonne unberührt geblieben sind. Wer bürgt Ihnen jedoch dafür, daß das immer so bleiben wird? Vielleicht morgen schon blicken Sie in ein paar schönheittrunkene Augen, und blitzschnell flammt Ihnen im eigenen Herzen das Liebesfeuer empor — aber was ist Ihnen, Julie, liebe, einzige Juliette?"

Frau von Staël war aufgesprungen und umschlang den Kopf der Freundin. Das eben noch so blühende Antlitz der Letzteren war plötzlich erblaßt, die glänzenden Augen hatten sich geschlossen, ein matter Seufzer trat über die leise bebenden Lippen. „Es geht — schon vorüber —" hauchte sie dann, als Frau von Staël ihr Stirn und Schläfe mit kölnischem Wasser rieb. „Ach, was war mir nur, daß mich Ihre Prophetenstimme so erschüttern konnte!"

Der scharfsinnigen Staël schien ein Gedanke in den Sinn zu kommen, welchen sie sich wohl hütete auszusprechen. Sie warf noch einen forschenden Blick auf die Freundin und öffnete dann das Fenster, um die sonnige Luft einzulassen. „Das wird Ihnen gut thun," meinte sie, „gewiß hat die lange Reise die Nerven meiner zarten Juliette angegriffen. Unsereins ist schon härter geworden, das Leben in der Ver-

bannung benimmt so manche der kleinen Schwächen, welche uns Frauen so gut stehen und in den Augen der Männer unsern stärksten Reiz ausmachen. Wo ist sie hin, die schöne Zeit der pariser Salons! Wie gern plauderte ich einmal wieder in einem jener Kreise, wo gute Lebensart und feine, witzige Ausdrucksweise das schwelgerische Wohlleben oder das parteisüchtige Treiben der Gegenwart ersetzten! Heute werden die Fragen des Tages auf den Schlachtfeldern entschieden, mit Blut und Leidenschaft wird jeder Widerspruch bekämpft, man kennt die geistvollen Wortgefechte nicht mehr, bei denen mit ritterlichem Stolze jede persönliche Gehässigkeit vermieden wurde. Doch wohin führen mich meine traurigen Gedanken? In meiner Herzenseinsamkeit habe ich die Rücksicht für fremde Leiden bald ganz verlernt, und Sie, meine Julie, werden mich für selbstsüchtig und lieblos halten. Aber Sie wissen in Ihrem Glücke nicht, wie schwer die Verbannung auf mir lastet. Sind doch große Männer ihr unterlegen, und ich bin nur ein schwaches Weib, dessen verwundbarste Stelle die Vorliebe für ein Leben in der Gesellschaft ist. Mein Dasein kommt mir wie ein Ballfest vor, dessen Musik verstummt ist; klanglos, farblos liegt die Zukunft vor mir; das Grab meiner Eltern ist meine einzige Heimat!"

„Sind Sie nicht vielleicht ungerecht gegen den Himmel?" entgegnete sanft die fromme Frau Recamier. „Sie besitzen doch so Vieles, was zur Annehmlichkeit des Lebens beiträgt. Zunächst sind Sie vor jeder Noth geschützt, so daß Sie ungestört Ihren schriftstellerischen Neigungen leben können —"

„Das sagte mir schon Herr von Chateaubriand, als er mich vor zwei Jahren hier besuchte," warf Frau von Staël ein, „indem er allerdings noch hinzufügte, daß er überhaupt nichts schreiben würde, wenn er mein Geld hätte — welche niedrige Auffassung von dem Berufe eines Schriftstellers!"

„Sie haben ferner ein reizendes Haus an dem schönsten See Europas, umgeben von einer großartigen Landschaft, die frische Luft des Nordens durchwärmt von der Sonne des Südens, als ob die Natur hier ohne Unterlaß Feste feierte, und zu dem Allen der süße Friede ringsum —"

„Damit ich mich desto mehr nach dem lebendigen Treiben von Paris zurücksehne! Der Rinnstein meiner Rue du Bac ist mir lieber als der blaue See dort unten, und wenn ich mit wenig Mitteln im vierten Stockwerke eines pariser Hauses wohnen könnte, ich gäbe mit Freuden ganz Coppet dafür! Als ich im vorigen Jahre heimlich vier Tage in Paris war und mich vor Niemand zeigen durfte, da bin ich bei Mondschein in der seltsamsten Verkleidung durch die Straßen geirrt, habe die kalten Steine von Notre-Dame geküßt und Freudenthränen vergossen, daß ich noch einmal das Palais Royal und den alten Thurm Saint-Jacques wiedersehen durfte. Lange weilte ich vor dem Stadthause und blickte nach dem Balkon hinauf, auf welchem einst mein Vater, bei seiner letzten Rückkehr nach Paris, sich dem jubelnden Volke zeigte. Meine Mutter und ich standen ihm damals zur Seite, ganz Paris wogte auf in Begeisterung, und als man mich, ohnmächtig vor Rührung, von dem Balkon

in das Haus trug, da hatte ich den schönsten Augenblick meines Lebens gefeiert. In demselben Stadthause hörte ich bald nachher, nach der Einnahme von Verdun, die Sturmglocken ertönen; die wüthende Menge hatte meinen Wagen angehalten, viele Stunden brachte ich voller Todesangst in einer verborgenen Zelle zu. Wieder wogte eine erregte Volksmenge auf demselben Grèveplatze auf und ab, aber nicht voller Begeisterung dem großen Bürger Necker zujubelnd, sondern mit aufgestreiften Aermeln blutige Messer schwingend, indeß wüthende Weiber die abgeschnittenen Köpfe beim Schopfe faßten und mit heiserer Stimme ihnen Verwünschungen entgegen brüllten. Noch schaudere ich heute vor jener Szene zurück, und dennoch, dennoch zähle ich die Lenze meines Lebens nach den Wintern, welche ich in Paris verlebte. Ein steter Kummer nagt mir am Herzen, und überallhin verfolgt mich das Schreckgespenst der Langenweile, seitdem man mich ausgestoßen hat aus der Stadt der Salons, aus dem Mittelpunkte des Geisteslebens, aus der Nähe meiner Freunde."

„Aber beste Staël, Ihre Freunde kommen ja dafür zu Ihnen!" entgegnete Frau Recamier mit leisem Vorwurf. „Sehen Sie sich doch augenblicklich einmal im Schlosse Coppet um. Da ist vor Allen Mathieu, da ist Sismondi, Bonstetten, Schlegel und Châteauvieux, da ist Ihre kleine Julie, die sich glücklich fühlt, Ihnen so oft als möglich ihre Verehrung bezeugen zu können, und da ist auch Herr von Rebecque, den ich eigentlich zuerst hätte nennen müssen, da er ja außer der Freundschaft —"

Frau von Staël unterbrach die Freundin mit den Worten: „Hören Sie mich erst an, liebe Juliette, und dann urtheilen Sie! Constant ist, wie Jedermann in Paris und Coppet weiß, seit zehn Jahren mein vertrautester Freund, und dennoch trennt uns ein gewisses Etwas in unseren eigensten Neigungen. Constant ist klug und beredt, er besitzt die Anlage, berühmt zu werden, er kann in seltenem Maße liebenswürdig sein, er entwickelt zu Zeiten eine so fesselnde Leidenschaftlichkeit, daß man ihm um den Hals fallen und ewige Liebe schwören möchte, aber — er ist kein beständiger Charakter! Was er heute mit Eifer ergreift, scheint ihn morgen anzuwidern. Ich würde es nicht wagen, ihm die Sorge für mein Lebensglück anzuvertrauen, und habe ihm deßhalb jedesmal, wenn er mir Anträge machte, eine ausweichende Antwort gegeben. Man wird jedoch älter, liebe Freundin, und immer mehr gestaltet sich die Liebe zu einer bloßen Furcht vor dem Alleinsein. Bald gehen die Kinder in die Welt hinaus, auch die guten Freunde werden bequemer und scheuen vielleicht die weite Reise zu der Verbannten. Was dann? Von allen Männern ist Constant immer noch Derjenige, welcher mich am besten zu nehmen versteht, selbst in seine Launen habe ich mich zu schicken gelernt — einen Mann ohne Launen möchte ich überhaupt nicht tagtäglich um mich haben — und keine Weigerung meinerseits hat ihn bis jetzt zu einem gänzlichen Bruche mit mir vermocht. Vor wenigen Wochen sprachen wir wieder einmal vom Heirathen. Constant wurde dringender, ich fühlte mich

bewogen, ihm ernstliche Hoffnungen zu machen. Nur noch einmal möchte ich seine Gesinnungen gegen mich prüfen, und dabei soll mir meine Juliette behülflich sein!"

„Ich der klugen Staël helfen?" fragte die junge Frau mit unverhohlenem Erstaunen.

„Sie allein können es, Julie! Mein Plan ist höchst einfach. Constant kennt Sie bis jetzt nur oberflächlich; hier wird er Sie täglich sehen und oft Gelegenheit haben, Ihre liebenswürdigen Eigenschaften zu bemerken. Selbstverständlich werde ich mich herzlich über die Anerkennung freuen, welche er Ihnen ohne Zweifel zollen wird. Finde ich jedoch, daß er darüber die ältere Freundin vergißt, nun dann weiß ich eben genug, um ihm niemals mein Jawort zu geben."

Frau Recamier antwortete nach einiger Ueberlegung: „Sie haben mir keine angenehme Aufgabe zuertheilt, liebe Freundin. Ist es schon nicht Sache einer geraden und feindenkenden Frau, absichtlich der Neigung eines fremden Mannes entgegen zu kommen, so würde ein Sieg in diesem Falle erst recht unerfreulich sein. Denken Sie doch nur an die Möglichkeit, daß Herr von Rebecque sich einen Augenblick durch mein Aeußeres bestechen ließe: würde das nicht zwischen Ihnen und mir eine Entfremdung zur Folge haben? Und ehe auch nur der leiseste Schatten mein Bild in Ihrem Herzen trübte — ich bitte, liebe Staël, erlassen Sie mir diese Prüfung!"

Aber wenn Frau von Staël sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, war sie nicht leicht zu einer Aenderung

ihres Vorhabens zu bewegen. „Sie sind eine gläubige Tochter der Kirche," entgegnete sie, „und Mathieu möchte Sie sogar zu einer Heiligen verklären. Jedenfalls ist Ihnen der Wahlspruch der frommen Väter geläufig, daß der Zweck die Mittel heiligt. Wohlan, der Zweck ist ein guter: Sie sollen eine unglückliche Ehe verhüten helfen! Was aber unsere Freundschaft betrifft, Juliette — hier ist meine Hand darauf, daß nichts dieselbe trüben kann, was auch immer kommen mag. Weiß ich doch, daß Sie stets taktvoll handeln, und daß Sie kein Interesse daran haben, mir Constant zu entreißen. Bringen Sie mir auf kurze Zeit Ihre richtige Ansicht von einer tugendhaften Frau zum Opfer, und meine Dankbarkeit soll keine Grenzen kennen."

Es half nichts, Frau Recamier mußte auf den Plan der Freundin eingehen, und nachdem die beiden Frauen noch einige Einzelheiten des Komplotes besprochen hatten, trennten sie sich mit dem wiederholten Versprechen, bei allen Gelegenheiten treu zusammenzuhalten.

VII.

Das gesellschaftliche Leben auf dem Schlosse hatte durch die Ankunft des Grafen von Montmorency und der Frau Recamier einen lebhaften Aufschwung erhalten. Früher hatte Frau von Staël einmal geäußert, daß jeder Brief der Freundin eine freudige Bewegung in ihrem Hause verursachte: man liefe aus einem Zimmer in das andere und verkündete jubelnd die Nachricht, daß ein Brief von Frau Recamier eingetroffen wäre. Wie viel mehr mußte nun erst diese selbst dazu beitragen, daß die Schloßbewohner in den regsten Verkehr zu einander traten! Den Grafen von Montmorency zog es zunächst am meisten in die Nähe seiner Jugendgeliebten: mit vorsichtigem Eifer suchte er über ihre Beziehungen zu Constant in's Klare zu kommen, ohne daß er jedoch von der zwischen den beiden Frauen getroffenen Uebereinkunft etwas wußte, und ohne daß er in übergroßer Besorgniß seinen Schützling einen Augenblick aus den Augen gelassen hätte.

Die Schloßherrin hatte auf ein Mittel gesonnen, ihren

Gästen eine möglichst vielseitige Unterhaltung zu verschaffen und gleichzeitig ihren wankelmüthigen Liebhaber der schönen Freundin nahe zu führen. Sie brachte eine Theatervorstellung in Vorschlag: die geeigneten Elemente wären beisammen, man hätte schon öfter die angenehmsten Stunden auf diese Weise verbracht. Kein Stück erschien nach einiger Ueberlegung geeigneter als die „Phädra" des Racine.

Gleich am Abend des ersten Tages, als man nach der Hauptmahlzeit unter der Halle den Kaffee einnahm, ging es an die Vertheilung der Rollen. Bei der genauen Bekanntschaft der Darsteller mit dem Meisterwerke des großen Dramatikers hoffte man in spätestens acht Tagen die Aufführung veranstalten zu können. Wie gewöhnlich fiel der Dichterin der „Corinne" unter allgemeiner Zustimmung die Titelrolle zu, indeß Frau Recamier für die Aricia geradezu geschaffen schien. Am schwierigsten war es, für den Hippolytos einen geeigneten Darsteller unter den Anwesenden zu finden. Auf den Vorschlag der Schloßherrin entschied man sich nicht ohne einige scherzhafte Bemerkungen für Constant: seiner großen Seele entspräche der Stolz des tapferen Griechenprinzen, für welchen Phädra in Liebe entbrannte, und welcher seinerseits der schönen Aricia seine Sprödigkeit opferte. Man versprach sich heitere Stunden von den vielerlei Beziehungen dieser dramatischen Rolle zu den gegenwärtigen Verhältnissen auf Schloß Coppet. Auch der alte Herr von Bonstetten mußte sich als König Theseus, dem ein ebenso tapferes als liebesüchtiges Herz unter dem Hermelin schlug, recht passend aus-

nehmen, und wenn Frau Necker de Saussure wirklich die Rolle der Oenone, der ränkevollen Wärterin und Vertrauten Phädra's, übernehmen würde, wie sie trotz ihrer strengen genfer Gesinnung der Cousine Staël versprochen hatte, dann waren alle Rollen in guten Händen und an einem Erfolge kaum zu zweifeln.

Während man die Schloßbewohner in den nächsten Tagen garnicht anders als mit einem Racine in der Hand zu sehen bekam, sei es, daß sie gruppenweise auf den Rasenplätzen des Parkes ganze Szenen einübten, oder Einzelne mit pathetischer Stimme und deklamatorischen Gesten in den dunkelsten Laubgängen oder vor dem Spiegel ihres Zimmers zu Thalia aufschauten, hatte Frau von Staël an mehr als an ihre Rolle zu denken. Da war in dem Bibliothekzimmer eine Bühne herzurichten; der Zimmermann unten aus dem Dorfe konnte gar nicht ohne ihren fortwährenden Beistand fertig werden. Da waren die nothdürftigsten Dekorationen zu beschaffen, auch erwies sich die im Schlosse vorhandene Garderobe als unzulänglich, trotzdem die vielfarbigen Sammetkostüme des alten Necker für zehn Griechenkönige ausgereicht hätten. Zwischen Genf und Coppet wurde hin und her geschickt, und als endlich der wichtige Tag herannahte, da machte die fromme Cousine Necker noch in der letzten Stunde Schwierigkeiten zu kommen. Aber die entschlossene Staël ließ sich dadurch nicht abschrecken. Sie befahl anzuspannen und fuhr selbst nach Genf, um die liebe Necker zu holen; Professor Schlegel begleitete sie.

Es war bald Mittag, als die wohlbekannte vierspännige Equipage der Schloßherrin von Coppet über die Zugbrücke des lausanner Thores in Genf einfuhr. Frau Necker war in wenigen Minuten überredet, ihr erstgegebenes Versprechen zu halten, um so mehr, als die Tante Staël auch die Kinder mitzunehmen bat. Dann ging Letztere in die Stadt, um einige Einkäufe zu machen; in einer Stunde sollte die Familie Necker reisefertig sein.

Als die Dichterin von dem Hause ihrer Cousine und Jugendfreundin in die untere Stadt hinabstieg, wo das gewerbliche Leben von Genf seinen Mittelpunkt hatte, stand sie plötzlich mitten auf der Straße still und flüsterte dem sie begleitenden Professor Schlegel die Worte zu:

„Haben Sie die Herren erkannt, bei welchen wir soeben vorbeigekommen sind? Sie müssen sie ja oft in Berlin gesehen haben!“

Schlegel folgte der Richtung, welche ihm Frau von Staël mit den Augen angab, und sah vor einem Schaufenster zwei gutgekleidete Männer die ausgelegten Uhren mit Aufmerksamkeit betrachten.

„Wenn ich mich nicht täusche, so ist das Prinz August von Preußen und sein Adjutant, der Hauptmann von Clausewitz,“ und kaum hatte er den Satz vollendet, als seine Begleiterin auch schon schnellen Schrittes auf die Fremden zutrat.

„Willkommen in Genf, Königliche Hoheit!“ redete sie laut den einen der Herren an. Ueberrascht wandte sich dieser

um und entgegnete sichtlich erfreut, indem er höflich seinen Hut abnahm:

„Frau Baronin von Staël — welch' unerwartetes Wiedersehen! Und das ist ja Herr Professor Schlegel! Wie freue ich mich, hier in der Fremde bekannte, befreundete Gesichter zu sehen! Auf den Hauptmann von Clausewitz besinnen Sie sich gewiß auch noch, Sie haben ihn jedenfalls im Salon unserer lieben Herz mehr als einmal gesehen."

„Wie Sie sich verändert haben, Hoheit!" sprach Frau von Staël, nachdem die erste Freude und Ueberraschung vorüber war. Ihre großen Augen hatten den stattlichen jungen Mann mit schnellem Blicke gemustert, und bei der ihr eigenen scharfen Vorstellungsgabe hatte sie sich sofort den Eindruck zurückgerufen, welchen er vor drei bis vier Jahren in Berlin auf sie gemacht hatte.

„Die böse, böse Zeit!" rief der Prinz mit einem Anklang von Trauer aus. „Mein armer Bruder —"

„Wir haben mit Ihnen getrauert, Hoheit," unterbrach ihn Frau von Staël. „Prinz Louis Ferdinand bot uns Franzosen das glänzendste Beispiel deutschen Heldenmuthes in einer sonst wenig glorreichen Zeit. Doch was sprechen wir davon hier auf der Straße? Ich bitte Sie, mein Prinz, wenn anders Sie über Ihre Zeit noch nicht verfügt haben, mein Gast in dem nahen Coppet zu sein. Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige, und ich werde mich glücklich preisen, für die mir am preußischen Königshofe erwiesene Gastfreundschaft Ihnen einen schwachen Beweis meiner Dank-

barkeit geben zu können. Auch Herrn von Clausewitz bitte ich, mir das Vergnügen seines Besuches zu gewähren."

Der Prinz warf seinem Adjutanten einen fragenden Blick zu, und als dieser mit einem Kopfnicken lächelnd zustimmte, erwiederte er:

„Wir sind Beide Herren unserer Zeit, ja wir hatten der Frau Baronin sogar unseren Besuch über kurz oder lang zugedacht. Welchen Tag dürfen wir wählen, ohne eine Störung befürchten zu müssen?"

„Den heutigen!" antwortete rasch die Dichterin. „Man gibt heute Abend Racine's Phädra auf dem Hoftheater von Coppet, der Vorhang geht um acht Uhr in die Höhe, es wird gebeten, pünktlich zu erscheinen. Aber eins möchte ich gleich hier bemerken: Sie müssen sich auf einen längeren Besuch einrichten, Hoheit — ich hoffe, es wird Sie das nicht gereuen."

Die Fremden konnten nicht ahnen, auf was sich dieser letzte Zusatz und das bedeutungsvolle Lächeln der Frau von Staël bezog; kannten sie doch Coppet kaum dem Namen nach und wußten nichts von der zahlreichen und interessanten Gesellschaft, welche sie dort antreffen sollten.

„Ich würde Ihnen einen Platz in meinem Wagen anbieten," meinte Frau von Staël beim Abschiede, „indeß weiß ich nicht, ob ich noch über einen solchen verfügen kann. Aber Ihre Zimmer in Coppet sollen bereit stehen — o wie freue ich mich, Eure Königliche Hoheit recht bald bei mir begrüßen zu können!"

Frau von Staël liebte die Ueberraschungen. Als sie

zwei Stunden später mit ihrer Cousine Necker und deren Kindern auf dem Schloßhofe von Coppet empfangen wurde, war man wie immer auf Neuigkeiten gespannt. Selbst die der Politik fernstehende Frau Recamier drängte sich in den Kreis der Neugierigen, sie glaubte aus der freudig erregten Miene der Freundin auf eine angenehme Nachricht schließen zu können.

„Es ist ein Bündniß zwischen Frankreich und Preußen im Gange," sagte die Schloßherrin geheimnißvoll. „Der Friede von Tilsit hat zwar Preußen eines großen Theils seiner Länder beraubt, aber es sollen augenblicklich Unterhandlungen schweben, um ihm eine schöne Entschädigung zu Theil werden zu lassen. In Genf wollte man wissen, daß derartige Unterhandlungen hier in Coppet gepflogen würden; ja, man spricht sogar davon, daß ein preußischer Agent sich hieher gewendet hätte, um uns gut französisch gesinnte Leute für sich zu gewinnen. Meine Damen und Herren, hüten Sie sich vor Allem, was aus Preußen kommt!"

Jedermann sah an dem heiteren Spotte, mit welchem diese Worte vorgebracht wurden, daß die Sprecherin irgend einen launigen Hintergedanken haben mußte. Schlegel allein glaubte ihn zu errathen; die Uebrigen schüttelten zweifelnd die Köpfe, und der junge Barante bemerkte:

„Wenn unsere verehrte Wirthin richtig prophezeit, dann wird mein Vater wohl bald die ihm von Paris aus gemachte Zumuthung erfüllen und einen Posten Gendarmen am Eingange der Allee aufstellen müssen. Wer kann wissen, was

die Gegnerin Bonaparte's augenblicklich wieder im Schilde führt!"

„Den Frieden, mein junger Freund und Staatsmann!" entgegnete Frau von Staël mit Zuversicht. „Aber es wird Zeit, die politischen Gedanken für heute wenigstens aufzugeben und auf den weltbedeutenden Brettern uns in die poetische Welt des Alterthums zu flüchten, nachdem wir erst noch unseren leiblichen Menschen mit Speise und Trank erquickt haben."

Eben trat der Kammerdiener Eugen aus der Halle und meldete, daß das Diner aufgetragen würde: in bester Stimmung begab sich die bunte Gesellschaft in das Schloß. —

Die beiden Reiter, welche mit sinkender Sonne auf der Straße von Genf nach Lausanne einhertrabten, mochten etwa in gleichem Alter stehen: Beiden sprühte der frischeste Lebensmuth aus den Augen, und doch sah man es ihnen auf den ersten Blick an, daß das Leben ihnen schon manchen schweren Strauß und viele sorgenvolle Stunden dargeboten hatte. Sie kehrten in der That aus der Gefangenschaft zurück, wie der Jäger des Grafen von Montmorency richtig gerathen hatte.

Prinz Friedrich Wilhelm Heinrich August von Preußen war als sechsundzwanzigjähriger Oberstlieutenant und Bataillonskommandeur im September 1806 nach Thüringen gezogen, hatte mit den Grenadierbataillonen Knebel, Gaudi und Rheinbaben am 14. Oktober den Rückzug des auf Auerstädt fliehenden preußischen Heeres zu decken versucht und an

der Spitze seiner Grenadiere tapfer kämpfend zwei leichte Wunden erhalten. Als er sich zwei Wochen später, am 28. Oktober, mit dem arg zusammengeschmolzenen Reste seiner Getreuen in der Nähe von Prenzlau einer großen Uebermacht gegenüber durchzuschlagen versuchte, mußte er sich, nachdem er abermals leicht verwundet worden war, den Franzosen ergeben. Am Mittag des 29. Oktobers wurde er im berliner Schlosse vor Napoleon geführt, und dieser gestattete ihm nach einer kurzen Unterredung, in Berlin bei seinem Vater, dem Prinzen Ferdinand von Preußen, Bruder Friedrich's des Großen, bleiben zu dürfen. In der Christnacht wurde er jedoch plötzlich geweckt, ein Wagen hielt vor der Thür, nur von seiner erlauchten Mutter durfte er sich flüchtig verabschieden, und fort ging es in Gesellschaft seines Adjutanten, unter Begleitung des Kapitäns Lefebvre und eines Gendarmerieunteroffiziers, zuerst nach Nancy und nach dreimonatlichem Aufenthalte daselbst nach Soissons. Der Friedensschluß von Tilsit hatte dem hohen Gefangenen und seinem treuen Unglücksgefährten die Freiheit wiedergegeben; am 1. August hatten beide Soissons verlassen und sich zunächst nach der Schweiz gewendet.

„Wie es wohl augenblicklich in Preußen aussehen mag!“ sprach der Prinz zu seinem Begleiter, und obschon ihm der rosig glühende Abendsonnenschein auf den wettergebräunten Zügen lag, drang dennoch ein Strom schwermüthiger Gedanken aus den großen, klaren Augen. „Wir sind nun schon wieder eine Woche ohne Nachricht; fast möchte ich

Rösener nach Berlin schicken, um zu hören, wie es dort und am königlichen Hofe in Memel aussieht, wenn der Weg nur nicht gar zu weit wäre und unsere Rückkehr nicht nahe bevorstände. Wie mag sich die edle Königin härmen, daß ihr die Zurückgabe Magdeburgs trotz aller ihrer persönlichen Bemühungen abgeschlagen worden ist! Und mit wie schwerem Herzen muß der unglückliche König die Proklamation unterzeichnet haben, deren Wortlaut unser letzter Brief enthielt! ‚Der Vater scheidet von seinen Kindern,‘ ruft der König den Bewohnern der abgetretenen Provinzen zu. Ja, so denkt der treue, gerechte Mann wirklich, und diese Liebe zwischen Fürst und Volk kennzeichnet den angestammten Hohenzoller im Gegensatze zu dem herzlosen Korsen und seinen übermüthigen Siegesbulletins. Was meinen Sie, Clausewitz, werden wir wohl im Stande sein, die hundertundvierzig Millionen Kriegskontribution in der bestimmten Frist aufzubringen?"

„Das weiß ich so wenig, wie der König selbst es bis zur Stunde wissen wird," erwiederte der Adjutant. „Aber eines weiß ich bestimmt: Majestät ist zu gut, zu vertrauensvoll, besonders gegen Rußland scheint es —"

„Herr Hauptmann von Clausewitz, seien Sie vorsichtig!" mahnte Prinz August, scherzhaft mit dem Finger drohend. „Aber was mich in dieser traurigen Zeit am meisten aufgebracht hat, das ist die nichtswürdige Feigheit der Festungskommandanten. Wahrlich, wenn des Königs ausgewählte Vertrauensmänner, ein Kleist, ein Wartensleben, ein Hatz=

feld, sich so erbärmlich leicht dem Feinde fügen, wo soll dann noch das Vertrauen des Volkes auf den Sieg der gerechten Sache herkommen? Fast verzweifle ich selbst daran, mein lieber Clausewitz, und es will mir manchmal scheinen, als müßte ich meinen tapferen Bruder um seinen frischen Soldatentod beneiden: blühte ihm doch wenigstens die Hoffnung auf eine bessere Zukunft!"

„Königliche Hoheit vergessen, daß das trübe Gemälde auch einige Licht= und Glanzpunkte aufzuweisen hat," wandte der Hauptmann von Clausewitz ermuthigend ein. „Das Beispiel der Vertheidiger von Kolberg, Graudenz und Cosel wird den Glauben an preußische Tapferkeit aufrecht erhalten; des Königs weise Sparsamkeit und rastlose Thätigkeit werden die Hülfsquellen des Landes verdoppeln; vielleicht tragen auch die ‚Vorschläge zur Verbesserung der preußischen Militärverfassung', welche Eure Königliche Hoheit neulich von Soissons der Armee=Reorganisationskommission einschickten, zur Beseitigung des Schlendrians bei —"

„Herr Hauptmann von Clausewitz, ich muß abermals bitten, mein gut preußisches Ohr zu schonen," unterbrach der Prinz seinen freimüthigen und militärisch scharfblickenden Adjutanten, und dießmal schien er es ernstlicher mit seiner Warnung zu nehmen. „Aber schon ist das glühende Roth von den Bergspitzen und der helle Glanz des Sees dort unten verschwunden; nach meiner Berechnung müssen wir bald in Coppet sein."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als durch das

dichte Laub der Kastanienallee einige hell erleuchtete Fenster blinkten. Die Reiter trabten bis an die Dorfstraße, orientirten sich schnell über die Lage des Schlosses und waren in der nächsten Minute auf dem Wirthschaftshofe, wo ihnen ein Diener die Pferde abnahm. Am Fuße der großen Treppe, welche von der Halle aus nach dem oberen Stockwerke führte, fanden sie den Kammerdiener Eugen aufgestellt. Derselbe mußte sie entweder noch von Berlin her kennen oder Frau von Staël hatte ihm genaue Weisungen in Betreff ihrer Ankunft ertheilt: genug, er verbeugte sich tief in seinem tressenbesetzten Galafrack und führte die Herren zunächst in einige gut ausgestattete Zimmer zu ebener Erde.

„Die Frau Baronin bitten Eure Königliche Hoheit, in diesem Salon gütigst Wohnung nehmen zu wollen. Die Theatervorstellung hat bereits ihren Anfang genommen, Königliche Hoheit wollen mich Dero weitere Befehle gnädigst wissen lassen!“

Prinz August warf seine Reiterhandschuhe auf den Tisch, stellte sich vor den altmodischen Spiegel in Bronzerahmen, und indem er mit der Hand durch das lockige, kurzgeschnittene Haar fuhr, rief er dem im Nebenzimmer befindlichen Adjutanten durch die offene Thür die Frage zu:

„Was meinen Sie, Clausewitz, werden wir in unserem Reiseanzuge auch courfähig für eine Festvorstellung sein?“ und zu dem Kammerdiener gewendet, welcher ehrfurchtsvoll an der Thür stehen geblieben war: „Wer sind eigentlich die Herrschaften, welche der Vorstellung beiwohnen?“

Eugen zählte die Gäste seiner Herrin der Reihe nach auf. Als er den Namen der Frau Recamier nannte, bemerkte der Prinz abermals durch die geöffnete Thür zu seinem Begleiter:

„Hören Sie auch gut, Clausewitz?“

„Ich höre und staune, Hoheit!“ antwortete dieser zurück. „Jetzt fange ich aber wirklich an, über unser Kostüm in Besorgniß zu gerathen.“

„Jetzt ist es zu spät, mein Bester,“ meinte der Prinz, und dann gingen die beiden jungen Männer unter Vorantritt des Kammerdieners über den feierlich erleuchteten Korridor nach dem Bibliothekzimmer.

VIII.

Schon bei Lebzeiten des Ministers Necker hatte man im Bibliothekzimmer des Schlosses Coppet Komödie gespielt. Der Alte liebte derartige Zerstreuungen, besonders wenn seine Tochter die Hauptrolle dabei spielte, oder wenn sie gar erst die Stücke selbst geschrieben hatte. Letzteres war bereits der Fall, als sie noch ein junges Mädchen war, dessen lebhafte Einbildungskraft sich auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit versuchte, mitunter gegen den guten Geschmack des Vaters und die starre Frömmigkeit der Mutter.

Frau von Staël galt aber auch mit Recht für eine gute Schauspielerin. Die Begeisterung, welche sie selbst ergriff, sprach aus ihren Mienen und wirkte lebhaft auf die Zuschauer ein. Das Spiel ihrer großen Augen, bald düster und tragisch, bald schalkhaft oder aufflammend und doch stets natürlich, spiegelte in künstlerischer Vollendung den Geist ihrer Rollen wieder. Ihre große und biegsame Stimme reichte für die ganze Stufenleiter der Empfindungen aus und erzwang förmlich die allgemeine Aufmerksamkeit; selbst die

Mitspielenden wurden durch sie zu lebhafterem Spiele fortgerissen. Es war für die Dichterin eine gesteigerte Bethätigung ihres Lebensbewußtseins, wenn sie von der Bühne herab erhabene Gedanken in schöner Form den Versammelten mittheilen und mit einer Bewegung, einem Blicke, einer leichten Schattirung des Tones die Gemüther in die beabsichtigte Stimmung versetzen konnte.

Ganz so erschien sie auch heute vor der zahlreichen Versammlung, welche den Bibliotheksaal füllte. Die Gäste des Schlosses hatten die vorderen Plätze eingenommen; dann folgten die befreundeten Familien aus der Umgegend; einige Honoratioren aus dem Dorfe, sowie die Beamten und die Dienerschaft der Schloßherrin bildeten das Parterre bis an die Thür, welche der Bühne gegenüber in das Zimmer der Frau Recamier führte. Durch dieß Zimmer hatte der Kammerdiener die beiden Herren führen müssen, da die Hauptthür des Saales durch die zahlreiche Zuhörerschaft versetzt worden war, und selbst hier mußten sie noch einige Minuten vor der Thür warten, um nicht einen gerade angefangenen Monolog zu stören.

Der Prinz warf einen neugierigen Blick in dem matterleuchteten Zimmer umher. Die bunten Gobelins stellten Szenen aus dem Hirten- und Jägerleben dar; die Stühle waren in demselben Geschmacke mit gewirkten Jagdstücken überzogen; auf dem mitten im Zimmer stehenden Tische lagen einige aufgeschlagene Bücher und hundert zierliche Kleinigkeiten, wie sie eine elegante Dame um sich zu haben

pflegt. Eine Art Thronbett nahm die halbe Wand dem Fenster gegenüber ein, Vorhänge von grünem Atlaß verhüllten es.

„Man könnte glauben, sich in einem Walde zu befinden," meinte der Prinz zu seinem Begleiter; „überall Hirsche und Hunde und fröhliches Halali. Aber hier der Fächer à la Pompadour, die schöne Harfe dort und der feine Wohlgeruch des ganzen Salons lassen auf eine pariser Schönheit schließen."

„Gewiß sind wir hier in das Zimmer der berühmten Frau Recamier gerathen," bemerkte Herr von Clausewitz. „Wenigstens glaube ich von ihrem Harfenspiel schon irgendwo gehört oder gelesen zu haben."

„Wir haben Glück, lieber Clausewitz," sagte Prinz August vergnügt, und schon hatte er die Thürklinke nach dem Saale in der Hand. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie begierig ich bin, endlich einmal diese Dame mit eigenen Augen zu sehen. Wenn Frau von Staël uns in Berlin ihr schönes Frankreich pries und schließlich der ganzen Schilderung einen beredten Abschluß geben wollte, dann hieß es immer: ‚Eine Julie Recamier hat ganz Deutschland nicht aufzuweisen!' Wohlan, überzeugen wir uns von diesem Wunderwesen!"

Der Prinz drückte leise die Thür auf und setzte sich mit seinem Adjutanten in die hinterste Ecke des Saales. Von der Bühne aus war schwerlich Jemand auf den Eintritt der beiden Herren aufmerksam geworden, nur Frau von Staël,

welche gerade die Schlußverse des ersten Aktes sprach, wandte ihnen einen flüchtigen Blick zu.

Nach einer kurzen Pause ging der Vorhang zum zweiten Akte in die Höhe, Aricia stand auf der Bühne. Das griechische Gewand von weißem Wollenstoffe und das mit Perlen bedeckte Stirnband standen dem schön gebildeten Körper wie dem lieblichen Antlitz auf's Vortheilhafteste. Nicht ohne Grund war Weiß die Lieblingsfarbe der jungen Frau, gleichsam als wollte sie dadurch die seltenen Vorzüge ihrer Person in das rechte Licht stellen: die weißen Kleider und die schimmernden Perlen erschienen stumpf und grau gegen das Blütenweiß ihrer Haut. Die Wangen waren während des ersten Auftretens mit einer leichten Röthe übergossen, und leise und unsicher war ihre Stimme. Die Zuschauer fühlten sofort die Befangenheit der Darstellerin heraus, und das Murmeln der Bewunderung wich bald einem Gefühle von theilnehmender Aengstlichkeit.

„Wahrlich, sie ist schön wie eine Cirkassierin, das Gerücht hat nicht zu viel gesagt!“ flüsterte der Prinz seinem Begleiter zu. Es war gut, daß in dem hinteren Theile des Saales ein vollständiges Halbdunkel herrschte, und daß die Aufmerksamkeit der Zuschauer einzig auf die Bühne gerichtet war. Der Prinz bog seinen Kopf immer weiter nach vorn vor, immer eindringlicher, verzehrender hingen seine Blicke an der jugendlichen Frauengestalt; sein Mund war leicht geöffnet, er hielt den Athem an, kaum zuckte er mit den Augen, so lange Aricia auf der Bühne stand. Dann meinte

er mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Freude und Ueberraschung: „Wissen Sie auch, Clausewitz, daß dieß dieselbe Dame ist, welcher wir in der vorigen Woche auf der Landstraße zwischen Nemours und Cosne begegnet sind? Schütteln Sie immerhin mit dem Kopfe, mein Blick täuscht mich nicht, das schöne Gesicht hat sich zu blitzschnell, zu tief meinem Gedächtniß eingeprägt. Sehen Sie nur, dort auf der vordersten Bank sitzt auch ihr Begleiter, der Herr mit dem kahlen Kopfe und dem ernsten, mürrischen Gesichte; wahrscheinlich der Herr Gemahl der gefeierten Frau."

Der Hauptmann von Clausewitz erkannte jetzt allerdings den Grafen von Montmorency wieder. Er drückte dem Prinzen mit einigen Worten sein Erstaunen über sein vortreffliches Personengedächtniß aus, noch mehr jedoch stimmte er seinem guten Geschmacke bei.

„Ich wünschte augenblicklich wohl, der Hippolytos zu sein!" fuhr der Prinz fort. „Sehen Sie doch, wie schüchtern und linkisch jener hellblonde Herr seine Liebe vorbringt. Und dabei versichert er, daß dieß Götterweib beim ersten Anblick seine angeborene Sprödigkeit besiegt hätte! Wahrhaftig, Der hat wenig von einem Helden der Griechenwelt an sich! Selbst Frau von Staël scheint ihr Lachen über den sonderbaren Liebhaber nicht unterdrücken zu können."

In der That blickte die Schloßherrin einige Augenblicke hinter der Coulisse vor, als gerade Herr von Constant der schönen Aricia versicherte, daß ihr Bild ihn in die Tiefe der Wälder verfolgte, daß der helle Tag wie die Schatten der

Nacht ihm ohne Unterlaß ihre Züge vorzauberten. Man sah, daß Constant es ernst mit seiner Rolle nahm, ja, daß er der Frau Recamier gegenüber wirklich die Gedanken mitfühlte, welche Racine seinem Helden in den Mund gelegt hat. Aber der ungewandte, etwas kurzsichtige und durchaus nicht heldenhaft gebaute Mann machte einen beinahe komischen Eindruck, und als dann gar erst Phädra ihrerseits dem galanten Helden ihre Liebe gestand und er ihr gegenüber wieder den Spröden herauskehren wollte, da hätten die näheren Bekannten des Schlosses Coppet beinahe den tragischen Kothurn übersehen und an eine Parodie glauben mögen. Nur das leidenschaftliche Gebahren Phädra's stellte schließlich den tragischen Gesammteindruck wieder her. Unter einer gewaltigen Bewegung der Zuschauer fiel der Vorhang; die Furcht vor dem Verhängniß und das Mitleid mit dem blutigen Ende der Schuldigen durchzitterte Aller Herzen.

Nach der Vorstellung versammelten sich die Gäste des Schlosses in dem geräumigen und reich ausgestatteten Empfangszimmer des oberen Stockwerkes. Auch Prinz August und sein Adjutant wurden von dem Kammerdiener Eugen dorthin geführt. Da sie den Herren und Damen aus Genf persönlich unbekannt waren, wurden sie anfangs mit fragenden Seitenblicken gemustert, und erst als gleich darauf der Professor Schlegel auf sie zukam und dem Prinzen seine ehrfurchtsvolle Begrüßung zu Theil werden ließ, merkten die Anwesenden, daß die Herren wohl ein paar ausgezeichnete Fremde sein müßten.

Dann trat Frau von Staël Arm in Arm mit Frau Recamier ein. Erstere hatte ein kostbares Schleppkleid von hellbraunem Sammet angelegt; Arme und Nacken waren entblößt, ein bunter Turban zierte den dunkellockigen Kopf. Ihre Freundin dagegen war einfach wie gewöhnlich in duftiges Weiß gekleidet.

Frau von Staël's erster Blick beim Eintritt in das Zimmer suchte den Prinzen. Schnell trat sie auf ihn zu, begrüßte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit, und indem sie sich dann mitten in's Zimmer stellte und sich an die ganze Versammlung wandte, stellte sie, langsamer und förmlicher als ihre Gewohnheit war, die Fremden mit den Worten vor:

„Seine Königliche Hoheit der Prinz August von Preußen, der Neffe Friedrich's des Großen! Herr Hauptmann von Clausewitz, persönlicher Adjutant Seiner Königlichen Hoheit!“

Ein Augenblick athemloser Stille folgte der formvollen Verbeugung, mit welcher die beiden neuen Gäste die Gesellschaft begrüßten: Aller Augen hefteten sich voll hohen Interesses auf die männlich schöne Erscheinung des Prinzen. Dann stellte Frau von Staël die Anwesenden einzeln dem Letzteren vor. Als sie an Frau Recamier kam, fügte sie die Worte hinzu:

„Meine beste und schönste Freundin, dieselbe, von welcher ich Eurer Königlichen Hoheit mehrfach in Berlin gesprochen habe.“

Ueber und über roth, die langen Wimpern gesenkt und sich fest auf den Arm der Schloßherrin stützend, stand die

junge Frau vor dem Prinzen. Die anwesenden Freunde kannten ihre Verschämtheit und wunderten sich wenig über die Verlegenheit, in welcher sie sich augenscheinlich befand: nur der Prinz war einen Augenblick seltsam betroffen. Dann ging die Vorstellung der Reihe nach weiter, und bald war die ganze Gesellschaft über diese Förmlichkeit hinweggekommen und in eine lebhafte Unterhaltung verwickelt.

Die Theatervorstellung bot den ersten und hauptsächlichsten Gesprächsstoff. Von allen Seiten wurde der liebenswürdigen Herrin des Hauses das reichste Lob gespendet.

„Unsere gefeierte Duchesnois hat die Phädra niemals besser gegeben," bemerkte der Graf von Montmorency, und Frau von Staël entgegnete schnell mit dem Wortspiel:

„La France a empiré, deßhalb gedeihen die Künste nicht mehr in Paris."

Auch Herrn von Rebecque wurden einige Artigkeiten zu Theil. Als jedoch Jemand besonders das Heldenhafte an ihm rühmen wollte, da konnte sich Frau von Staël nicht enthalten, mit leichtem Spotte zu bemerken:

„Dem guten Benjamin hat nur die Herkuleskeule eines unserer heutigen Incroyables gefehlt!"

Diese Keulen waren nach der Revolution in Paris Mode geworden, sie wurden aus lakirter Pappe gefertigt. An Frau Recamier rühmte man weniger den Erfolg ihres Spieles als den ihrer Schönheit. War sie auch klug und weltgewandt, so hinderte sie doch die übergroße Zartheit ihrer Empfindungen daran, ihr Innenleben, und wäre es

auch nur das ihrer dramatischen Rolle, mit der auf der Bühne erforderlichen Freiheit vorzutragen; nur auf den besonderen Wunsch der Freundin hatte sie sich zur Theilnahme am Spiel bewegen lassen.

Bald hatte, wie es fast immer geschah, Frau von Staël die ganze Gesellschaft um sich versammelt. Wie eine Königin thronte sie mit ihrem buntdurchwirkten Turban auf dem Sopha, unter den beiden großen Oelgemälden, welche den Minister Necker im prächtigen Sammetkostüm neben seiner hochfrisirten, weißgekleideten Gemahlin darstellten; in bunter Fülle gruppirten sich die Damen und Herren ringsum.

„Seitdem ich Sie heute Mittag in Genf gesehen habe, Königliche Hoheit," begann Frau von Staël, „erinnere ich mich wieder auf's Lebhafteste an die sechs Wochen meines Aufenthaltes in Berlin. Wie schön war doch jene Zeit! Noch glaube ich die reizende Königin vor mir zu sehen, geziert mit frauenhafter Hoheit, verehrt von ihrem Gemahl wie von dem ganzen Volke. Hoheit haben vielleicht gehört, daß ich inzwischen einige Monate in Italien war —"

„Ich habe Corinne gelesen und wiederum gelesen!" entgegnete Prinz August mit einer verbindlichen Neigung des Kopfes.

„Nun wohl, in Rom, im Hause des Herrn von Humboldt, traf ich außer den schon damals berühmten Bildhauern Canova und Thorwaldsen auch einen jungen berliner Künstler an. Herr Christian Rauch, so war sein Name, stand noch in den Zwanzigern. Seine angenehmen Gesichtszüge und

seine stattliche, preußische Haltung fielen mir auf; eine sinnige, echt künstlerische Ruhe sprach aus dem hellen Auge. Ich fragte ihn nach einigen allgemeinen Mittheilungen, welchem Umstande er seinen Aufenthalt in einem so ausgezeichneten Kreise verdankte. Er wäre Kammerdiener bei der Königin Luise gewesen, antwortete er. Da er schon früher sich im Schnitzen und Modelliren geübt und die edle Herrscherin davon Kunde bekommen hätte, wäre ihm gestattet worden, in dienstfreien Stunden seine Lieblingsbeschäftigung sogar in dem Vorzimmer der hohen Frau fortsetzen zu dürfen: sein erstes größeres Werk sei darum auch eine Büste der huldvollen Königin gewesen, und diese Büste hätte ihm zu seiner Stellung als Künstler verholfen. Ein reicher Kunstfreund hätte ihm die Mittel zur Reise nach Italien gewährt; schon dürfe er sich als den jüngeren Freund jener Meister der Kunst betrachten und er hoffe, der Welt und insbesondere der edlen preußischen Königin einst Beweise seines Strebens und Könnens zu geben. — Das nenne ich eine Landesmutter, und an sie denke ich immer zuerst, wenn ich einen Preußen und nun gar erst einen Hohenzoller sehe. O, ich verehre sie als das Vorbild aller Frauen, und ich bitte Sie inständigst, mein Prinz, Ihrer Majestät diese meine Verehrung huldvoll übermitteln zu wollen."

„Ich freue mich dieses Auftrages," erwiederte Prinz August, „umsomehr, als er mir von einer so ausgezeichneten Dame kommt, die gleichzeitig als eifrige Patriotin bekannt ist. Die augenblickliche Lage der königlichen Familie von Preußen

ist Ihnen gewiß nicht unbekannt, der Kaiser Napoleon — doch ich muß in dieser werthen Gesellschaft meine persönlichen Ansichten über den siegreichen Mann zurückhalten."

„Sollte die Nachricht von den Leiden, welche ich dem Hasse Bonaparte's verdanke, noch nicht bis zu den Ohren Eurer Königlichen Hoheit gedrungen sein?" fragte Frau von Staël mit einigem Erstaunen. „Wohlan, so erfahren Sie denn, daß aus dem Schlosse Coppet jede Neigung für den Kaiser verbannt ist. Für mich und meine Freunde ist er nur ein waghalsiger Tyrann, ein schlauer Emporkömmling, der die Schwächen der Menschen für seine niederen Zwecke mit Glück auszubeuten versteht. Er weiß, daß ich ihn glühend hasse, und nicht mit Unrecht urtheilt er, daß aus meinem Hause ein Jeder als sein Feind herauskommt. Gerade weil ich Frankreich liebe, glaube ich mich dem Kaiser widersetzen zu müssen, denn seine Verbrechen schreien zum Himmel empor und entziehen meinem Vaterlande die Sympathieen Europas. Denken Sie doch nur an den Mord des Herzogs von Enghien! Noch glaube ich auf dem Antlitze Ihres hochseligen Bruders, des tapferen Prinzen Louis Ferdinand, die Entrüstung über diese Schreckensthat zu sehen. Man weckte mich in Berlin eines Morgens um acht Uhr, Prinz Louis wünschte mich dringend zu sprechen; er war zu Pferde und hielt vor dem Hause an der Spree, dessen Erdgeschoß ich bewohnte. ‚Der Herzog von Enghien ist auf fremdem Gebiete aufgehoben und nach kurzem Prozeß in Paris erschossen worden!' rief mir Prinz Louis zu, und Tod oder

Rache in den flammenden Augen sprengte der herrliche Jüngling davon. Nun ist auch er dem Korsen zum Opfer gefallen —"

„Sagen Sie lieber, seinem unglücklichen Vaterlande zum Opfer," entgegnete Prinz August, und sein von Natur ernstes Gesicht nahm einen fast wehmüthigen Ausdruck an. „Als mir am Tage nach dem Gefechte bei Saalfeld ein sächsischer Husar das Lieblingspferd meines Bruders mit dem blutgefärbten Sattel überbrachte — es ist dasselbe edle Thier, mit dem ich selbst bald darauf in die Gefangenschaft gerieth und auf welchem ich von Soissons hieher gekommen bin — da schwuren meine Grenadiere, die heiligen Pflichten gegen das Vaterland nie aus den Augen zu verlieren und mit mir den Tod des Bruders zu rächen. Der Gott der Schlachten hat es jedoch anders gefügt; nur die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist Preußen geblieben."

Frau von Staël hätte gern noch Manches gleich an diesem ersten Abend über die ihr bekannten Personen und Verhältnisse in der preußischen Hauptstadt gehört. Aber als gute Wirthin mußte sie auf eine allgemeine Unterhaltung für ihre Gäste bedacht sein, und deßhalb fuhr sie fort:

„Gewiß haben Sie, mein Prinz, mit Ihrem liebenswürdigen Bruder eine Vorliebe für die Musik gemein. Ich erinnere mich noch an die dreizehn Flügel-Fortepianos, welche Prinz Louis in seinem Hause an der Weidendammerbrücke nach und nach angesammelt hatte. Der hochselige Prinz wußte selbst im Spiele nicht, was er mit seiner Ueberfülle von Kraft anfangen sollte; rastlos stürmte er mitunter auf

den Tasten vorwärts, er schwelgte in Lust wie in Wehmuth, und wenn er einmal gar zu kühn und glänzend spielte, dann mahnte sein Lehrer und Freund, der Kapellmeister Dussek, mit beiden Armen zum Moderato. — Bitte, Hoheit, erinnern Sie uns durch Ihr Spiel an den unvergleichlichen Prinzen Louis: wir Alle lieben die Musik, und besonders meine Juliette hier vereint ihre Bitte mit der meinigen; nicht wahr, meine Liebe?"

Frau Recamier nickte lächelnd und ließ dem Prinzen einen freundlichen Blick zukommen. Prinz August trat an den Flügel und spielte die Sonate, welche Dussek auf den Heldentod des Prinzen Louis Ferdinand kürzlich komponirt hatte. Die ganze Versammlung hatte sich dem Spielenden zugewendet und lauschte aufmerksam der ergreifenden Komposition und der Innigkeit des Spieles. Als der letzte Ton verklang, hatte Frau von Staël den kleinen Zweig in ihrer Hand zerknickt und doch die Thräne nicht zurückhalten können, welche sie dem Andenken des Heldenjünglings weihte. Herr von Bonstetten trat an den Flügel und ergriff die Hand des Prinzen.

„Nehmen Sie meine Bewunderung und meinen wärmsten Dank entgegen, Königliche Hoheit!" sagte er. „Ich habe den Gefallenen nicht persönlich gekannt, und dennoch ist mir altem Manne weich um's Herz geworden."

Auch einige der übrigen Herren sprachen dem Prinzen ihre Anerkennung über sein Spiel aus. Dann führte die Schloßherrin ihre Freundin an das Instrument, und diese

sang mit gutgeschulter und lieblicher, wenn auch nur mäßig starker Stimme eine Romanze von Boieldieu.

Der Prinz hatte jetzt zum ersten Male Gelegenheit, die anmuthige Frau aus nächster Nähe zu betrachten: vorher hatte er dieß vermieden wegen der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche man ihm selbst und seiner Unterhaltung mit Frau von Staël zuwandte. Er war am Flügel stehen geblieben, um die Notenblätter umzuwenden. Er sah die zarten Hände über die Tasten gleiten, aus den üppigen Wellen des Haares strömte ihm ein ganz leichter Wohlgeruch entgegen, und wenn die Sängerin den Kopf von einem Blatte zum andern wandte oder näher auf eine Stelle hinblickte, dann versenkten sich seine Augen in den Anblick des feinen Halses und der blendend weißen Schultern. Prinz August war durch das Hofleben, welches in früheren Jahren wie überall so auch in Berlin ziemlich locker gewesen war, zu einem Kenner weiblicher Reize ausgebildet worden: sein ernster Sinn und ein schwärmerisches Streben nach militärischer Tüchtigkeit hatten ihn allerdings davor bewahrt, in einem leichten Genußleben seinen Lebensberuf zu erkennen. Aber jenes braune Haar über den runden, leuchtenden Schultern lag ihm vielleicht noch im Sinn, als eine Stunde später sich ein Streifen des Mondlichtes durch die Fenstervorhänge des prinzlichen Zimmers stahl und über ein im Traume glücklich lächelndes Jünglingsantlitz hinwegglitt.

IX.

Am nächsten Morgen hatte Herr Leroy, der erste Beamte der Präfektur in Genf, eine lange Unterredung mit dem Kammerdiener Eugen. Beide sprachen so leise, daß die Schreiber in der Nebenstube keine Sylbe hören konnten.

„Ich kann dem Polizeiminister Fouché also schon jetzt berichten, daß der preußische Prinz es mit den Feinden des Kaisers hält?“ So fragte der Beamte, während seine Augen voller Mißtrauen und Geringschätzung den Diener von oben bis unten musterten.

Eugen nickte bejahend und fuhr dann noch leiser als vorher fort:

„Der Prinz ist nicht allein mit Frau von Staël und dem Professor Schlegel schon seit Jahren bekannt, er steht auch im Begriff, der Frau Recamier nahe zu treten, bald hoffe ich, hierüber Näheres berichten zu können: Sie wissen, unsereins hatte scharfe Augen und Ohren und weiß sich so Manches zusammenzureimen. Für heute habe ich von der Baronin den Auftrag erhalten, das Gepäck des Prinzen

nach Coppet zu holen; er wird wohl mehrere Wochen dort wohnen bleiben."

„Es war ein Fehler," sprach Herr Leroy vor sich hin, indem er an seinen Schreibtisch trat und eine Summe Geldes in der Hand abzählte, „daß man den Prinzen hat hieher reisen lassen. Der Minister kannte doch aus meinen geheimen Berichten die Schwäche des Herrn von Barante gegen die Wirthschaft auf dem Schlosse Coppet. Immer größere Ausdehnung nimmt die Opposition an, und nun wird gar ein Hohenzoller, ein vielversprechender Soldat und General, in die Interessen der Unzufriedenen gezogen. Das muß anders werden! Ich brauche Thatsachen, um den Präfekten zu stürzen und von Paris aus ein strengeres Regiment gegen diese gefährliche Frau und ihre Sippschaft herbeizuführen. — Hier sind wieder zweihundert Franken," fuhr er lauter, zu dem Kammerdiener gewendet, fort, der ihm gierig die Hand entgegenstreckte und sein Bedientengesicht zu Boden neigte. „Fahren Sie in Ihren Beobachtungen fort, melden Sie mir Alles, was auf dem Schlosse vorgeht, auch den jungen Herrn von Barante lassen Sie nicht aus den Augen. Geben Sie Acht auf den Briefwechsel des Prinzen, suchen Sie sich dem Kammermädchen der Frau Recamier zu nähern, lassen Sie sich nichts entgehen, hören Sie! Und nun machen Sie sich möglichst ungesehen davon; gleich wird der Herr Präfekt hier sein, er darf nichts von unserem Verkehr wissen!"

Mit einem verständnißvollen Grinsen und nochmaliger

tiefer Verbeugung schlich Eugen durch eine Seitenthür aus dem Zimmer. Er war aus dem Kanton Wallis gebürtig, in Saxon hatte seine Wiege gestanden. War er auch nicht verwachsen und körperlich zurückgeblieben wie viele seiner Landsleute, so zeigte er doch schon von Jugend auf einen verschlagenen und scheinheiligen Charakter. Die heiße Luft des Rhonethales hatte auch sonst allerlei böse Begierden in ihm zur Reife kommen lassen, und da er in dem verarmten Heimatsdorfe höchstens seine Vorliebe für geistige Getränke befriedigen konnte, so zog es ihn in die Ferne, wo er mehr vom Leben erhoffte. Er war schon mehrere Jahre im Dienste der Frau von Staël, welche große Stücke auf ihn hielt und ihn seiner Anstelligkeit halber auf allen Reisen mitnahm. Selten hatte sie ihn zu tadeln Gelegenheit, stets erschien Eugen dienstbeflissen und unterwürfig. Aber die übrigen Dienstboten fürchteten und mieden ihn: ein unbestimmter Argwohn beherrschte alle, daß der Herr Kammerdiener nur seiner List und Verstellung die Gunst der Schloßherrin verdanke. Selbst der alte Kutscher Richel, der schon den Minister Necker volle zwanzig Jahre gefahren hatte und eine Art Oberherrschaft in der Gesindestube ausübte, wagte den Kammerdiener höchstens seine Verachtung merken zu lassen. Eugen brauchte viel Geld, und Frau von Staël war eine gute Wirthin. Aber die Herren Franzosen in Genf wollten ihr nicht wohl, das sprach die arglose Herrin oft genug in Gegenwart ihres Kammerdieners aus. Bei seinen häufigen Besuchen in Genf kam er mit den Unterbeamten der Prä=

fektur in Berührung, und bald hatte der kluge und ehrgeizige Leroy seinen Mann gefunden, der gegen klingenden Lohn seine Herrschaft zu verrathen geneigt war. Die genaue Kenntniß, welche der Polizeiminister Fouché und durch diesen der Kaiser über das Thun und Treiben der Frau von Staël hatten, worüber das Tagebuch Napoleon's von St. Helena die genauesten Aufschlüsse gab, war ihnen fast einzig auf diesem krummen Wege zugegangen.

Als Eugen mit voller Tasche die Präfektur verlassen hatte, zog es ihn nach dem Café du Commerce. Das Haus lag in einer der dunklen und winkligen Straßen an der Magdalenenkirche. Die Wirthsstube war ebenso ungastlich wie das alte Haus selbst und das ganze Stadtviertel: die grauen Sandsteine, wie sie Calvin's Zeitgenossen rechtwinkelig an einander gefügt hatten, ließen nicht einmal die Sommersonne durch, immer war es feucht und dumpfig beim Vater Brosi. Aber der Alte verstand die Kunst, aus den kleinen Weinen der Umgegend etwas zu machen; er ging außerdem jeden Spätherbst auf den Weinmarkt nach Vevey oder Pully und kaufte einige Fuder des schweren goldigen Lavaux ein; auch einen Schoppen feurigen Yvorner konnte er den feineren Gästen vorsetzen. Aber die beste Empfehlung des Café du Commerce war trotzdem des alten Brosi Töchterchen, die blonde, runde, schelmische Rosine. Sie hatte für jeden Gast einen freundlichen Gruß übrig; immer war sie vergnügt, und selbst den französischen Soldaten wußte sie auf manches Späßchen lachend Bescheid zu thun, trotzdem sie besser deutsch

als französisch verstand: sie war schon ein großes Kind gewesen, als der Vater aus dem züricher Lande nach Genf auswanderte.

Eugen war seit der Zeit, wo er mit seiner Herrin aus Italien zurückgekehrt war, einer der besten Kunden des Hauses. Er hatte fast täglich bei den Buchhändlern, den Kaufleuten und sonstigen Lieferanten für Frau von Staël Besorgungen zu machen; oft konnte man sein zweiräderiges Kabriolet stundenlang vor dem Kaffeehause stehen sehen. Er trank stets vom Besten, und so wenig beliebt er bei seinesgleichen in Coppet war, hier in Genf wußte er ein gefälliges Wesen herauszukehren und sich bei Vater und Tochter gleich angenehm zu machen. Eugen war bald der einzige Stammgast des Hauses, welchem die muntere Rosine allerhand kleine Freiheiten erlaubte: er durfte sie in die vollen Backen kneifen, und wenn sonst Niemand weiter in der Gaststube war, sie auch wohl auf seinen Schooß ziehen und einen flüchtigen Kuß auf ihre rothen Lippen drücken. Immer jedoch wußte das junge Mädchen seinen Zärtlichkeiten eine Grenze zu setzen. Zwar nahm sie gern manch' kleines und bald auch manch' größeres Geschenk von ihm an; selbst die Uhr, die sie Sonntags an einer langen goldenen Erbskette trug, verdankte sie der Neigung des Herrn Eugen. Aber dabei blieb es auch, und erst als der Kammerdiener vor Kurzem dem Alten gegenüber etwas vom Heirathen hatte verlauten lassen, schien Rosinchens Sprödigkeit wie Schnee vor der Märzensonne zu schwinden.

Heute machte Herr Eugen große Augen, als er die Thür des wohlbekannten Zimmers öffnete und sehen mußte, wie sein Mädchen eben ihre fleischigen Händchen aus denen eines anderen Mannes zog. Dieser Andere war ein großer, kräftiger Mensch mit blondem Vollbart, blauen Augen und einem halbmilitärischen Anzuge: wenigstens klirrten an seinen Stulpstiefeln mächtige Sporen, als er dem bei Eugen's Eintritt scheu davoneilenden Mädchen ein paar Schritte nachlief.

„Monsieur!“ fuhr der Kammerdiener mit blitzenden Augen den jungen Mann an.

Dieser drehte sich gemächlich um und sagte:

„Nix comprends, Männeken — wir sind schlechtweg Gottlieb Wilhelm Rösener — wünschen Sie was?“ Dabei musterten seine blauen Augen von oben herunter den kleinen, vor Aerger zitternden Liebhaber der hübschen Rosine. Als Eugen den Nebenbuhler deutsch sprechen hörte und in sein offenes Gesicht schaute, legte sich der erste Zorn. Eugen war mit Frau von Staël in Deutschland gewesen und verstand das Deutsche so ziemlich, wennschon er sich schwer auf Deutsch ausdrücken konnte.

„Was haben Sie mit Fräulein Rosine zu schaffen?“ fragte er in immer noch erregtem Tone den Fremden.

„Das geht Ihnen gar nichts an!“ gab dieser lachend zurück. „Die Mamsell gefällt mir, und wenn Sie was dagegen haben, so können Sie mir leid thun; verstehen Sie mir, Sie kleiner Kerl, Sie Schwachmathikus, Sie?“

Es war jedoch leicht zu erkennen, daß der große junge Mensch es nicht böse meinte. Eugen reichte ihm die Hand zur Versöhnung und lud ihn zu einer Flasche Yvorner ein. Rosine brachte dieselbe; obschon sie etwas verlegen und unsicher auftrat, wußte sie sich doch als echte Evastochter bald so gescheidt zu benehmen, daß jeder der beiden Männer sich für den Bevorzugten hielt, und daß das junge Mädchen bald von rechts, bald von links einen verliebten Blick erhielt, während sie sich in der Wirthsstube zu schaffen machte und die Männer sich immer eifriger unterhielten.

„Sie sind also wirklich der Diener Seiner Königlichen Hoheit?“ rief der kleine Walliser nach einiger Zeit aus, indem er aufsprang und vor Erstaunen über diese Entdeckung die Hände in einander schlug. „Sapristi, das nenne ich Glück haben! Allons, Kamerad, jetzt erst sind wir wahre Freunde!“ Er streckte dem Brandenburger die rechte Hand zum Freundschaftsbündniß entgegen und zog mit der linken ein Papier aus der Rocktasche, welches er dem Andern vor die Augen hielt mit den Worten: „Kennen Sie diese Handschrift, mein Lieber?“

„Das hat wahrhaftig Seine Königliche Hoheit selbst geschrieben!“ antwortete der prinzliche Diener, nachdem er das Papier sorgfältig hin und her gewendet hatte. „Ich soll unsere Wohnung hier aufgeben, mit unseren sieben Sachen nach dem Schlosse Coppet kommen und mich bis auf Weiteres dem Kammerdiener Eugen anvertrauen. Nun, gewiß

ist das ein Schritt weiter in die Heimat — wenn es nur nicht gar so schön hier wäre!"

Dabei schielten seine blauen Augen nach dem Wirthstöchterchen hin.

Rosine hatte immer aufmerksamer die Unterhaltung verfolgt, und als es dann ernstlich an's Abschiednehmen ging, da vergaß sie die Anwesenheit Eugen's, faßte die Hand des preußischen Kriegers und fing an zu schluchzen, indem sie den Schürzenzipfel vor die Augen führte.

Herrn Eugen's Gesicht wurde bei dieser Szene immer länger; er zitterte vor Aerger, und doch wagte er nicht sich dreinzumischen: der kräftige Nebenbuhler hielt ihn mit seinem geraden Wesen in Respekt.

„Laß das Plärren sein, Mädchen!" sagte der Brandenburger zu der hübschen Rosine. Seine große Hand fuhr dabei so zart als möglich über ihre runden Wangen, und er selbst schien trotz seines rauhen Handwerks weich gestimmt zu sein. „Ich weiß nicht, wann ich wieder kommen kann; vielleicht schon morgen, vielleicht erst über Jahr und Tag, das hängt von meinem gnädigsten Herrn und von dem Kriege ab; aber kommen thue ich sicher, darauf kannst Du Dir verlassen, Rosineken; was ich einmal versprochen habe, das halte ich auch! Uebrigens schreibe ich an Dir, wenn ich nicht selbst kommen kann: alle acht Tage sollst Du einen Brief von mich zu lesen haben! — Und nun leb' wohl, grüß' auch Vater Brosi, wenn er zu Hause kömmt, und vergeßt Beide den Gottlieb Rösener nicht!"

Der junge Mensch kehrte sich schnell um und trat aus dem Hause. Eugen zögerte einen Augenblick, warf einen gehässigen und doch leidenschaftlichen Blick auf das Mädchen und verließ sie, ohne eine Auseinandersetzung ihres Verhältnisses zu dem jungen Deutschen verlangt zu haben.

Auf der Straße holte er Letzteren ein.

„Wir können wohl bald abfahren, Kamerad? Ihr braucht nicht so traurig zu sein, in Coppet gibt es auch hübsche Mädchen, und feiner als die Rosine mit ihren ziegelrothen Backen. Ich sage Euch, wenn Ihr Mademoiselle Elise aus Paris seht, dann denkt Ihr Euer Lebtag nicht mehr an die Schenke des Vaters Brosi und an seine verliebte Tochter zurück."

Der Brandenburger hörte kaum, was sein eifersüchtiger Nebenbuhler zu ihm sprach. Er ging schweigend nach dem Gasthofe, in welchem Prinz August während seines Aufenthaltes in Genf gewohnt hatte, und bereitete sich zur Abreise vor. Bald war Alles in Ordnung gebracht, auch Eugen hatte mittlerweile angespannt, und beide Wagen fuhren dicht hinter einander zum lausanner Thore hinaus. —

An demselben Morgen wachte Frau Recamier früher als gewöhnlich auf. Die Augustsonne fiel noch schräg durch die Fenster ein, und auf der Uhr mit den großen römischen Ziffern war es eben erst Acht, als die schöne Frau die grüne Atlaßdecke beiseite schob und nach den seidenen Strümpfen langte.

„Ob ich den prächtigen Morgen nicht besser, wie einst in

Clichy, im Freien zubringe?" sprach sie dann sinnend vor sich hin. „Noch scheint Schloß Coppet in süßem Schlummer zu liegen, noch träumt wohl Phädra von ihrem Hippolytos, und selbst meine Elise wird ihren Robert vielleicht noch im Traume umarmen. Und Herr Jacques Recamier, den treibt es gewiß schon ruhelos in seiner Schreibstube hin und her: ich höre ihn Zahlen über Zahlen vor sich hinsummen; ach, er möchte mich so gern reich und glücklich sehen! Bin ich es denn nicht? — Doch still, es regt sich im Hause — man kommt den Korridor entlang, man tritt aus der Halle in den Schloßhof, der Kies knarrt unter den festen Tritten. Das ist sicherlich keiner unserer genfer Philosophen, auch nicht der vorsichtige Professor Schlegel; sollte es schon —"

Die junge Frau huschte hinter die Gardine und lauschte durch dieselbe auf den Schloßhof hinaus. Richtig, da war der preußische Prinz! Sein männlich schönes Antlitz war jetzt gerade, kaum zehn Schritte entfernt, gegen die zu ebener Erde gelegenen Fenster der Frau Recamier gekehrt. Er stand vor einem Feigenbaume, drückte mit den Fingern an einigen reifen Früchten und schüttelte dann den Kopf, als sei ihm solch' ein Feigenbaum im Freien ganz etwas Neues. Dann trat er an eine zweite Pflanzengruppe, musterte auch diese mit neugierigen Blicken und verschwand darauf durch das hohe eiserne Thor unter den Bäumen des Parkes.

Prinz August mußte wohl an Mancherlei denken, daß er schon so früh Morgens die Einsamkeit aufsuchte. Trotz des lachenden Sommertages, der vor ihm lag, trotz der aus-

gezeichneten Damen und Herren, von deren Gesellschaft er sich in den nächsten Stunden und Tagen so viel Interessantes versprechen konnte, war dennoch das Unglück des Vaterlandes sein erster Morgen- und sein letzter Abendgedanke. Während er selbst hier unter den üppigen Edelkastanien wandelte und der Thau an tausend Gräsern und Blumen ihm in der warmen Morgensonne entgegenblitzte, wurde sein kräftig schlagendes Jünglingsherz von schweren Sorgen in Banden gehalten. Aus den schönen, großen Augen war seit nunmehr bald einem Jahre der helle Jugendglanz gewichen; wachend und träumend glaubte er manchmal den kampfesfreudigen Bruder zu schauen, wie ihm der Husarenwachtmeister Guindet einen Hieb über den Hinterkopf versetzte und ihm dann, als der tapfere Prinz immer noch den Pardon ausschlug, die spitze Klinge in die Heldenbrust rannte, so daß er lautlos vom Sattel sank. Der gerechte König und seine holde Gemahlin, die wenigen getreuen Generale und Beamten, die Ueberbleibsel des unter dem großen Friedrich so angesehenen Preußenvolkes, sie Alle irrten im Geiste des Prinzen hoffnungslos an den unwirthlichen nordischen Gestaden umher, und immer voller schloß sich der Glorienschein um das Haupt ihres gemeinsamen Ueberwinders.

Tausend Pläne durchkreuzten den Kopf des jungen Mannes, was wohl zur Rettung des Vaterlandes geschehen könnte. Bald war sein Schritt zögernd, sein Haupt gesenkt und die Hand fuhr grübelnd um den kleinen dunklen Schnurrbart; bald wieder schritt er lebhafter auf dem Parkwege dahin, in

der breiten Brust arbeitete es hoffnungsvoll, und das Auge blitzte heller bei irgend einem verheißungsreichen Gedanken auf. Zweimal hatte er schon auf diese Weise, ganz mit sich selbst beschäftigt, den breiten Hauptweg rings um den Wiesenplan zurückgelegt, als er den Professor Schlegel und Frau Recamier in den Park treten sah.

Schlegel begrüßte den Prinzen mit ehrerbietiger Förmlichkeit, Frau Recamier erwiederte den Gruß des Letzteren mit der ihr eigenen reizenden Zurückhaltung.

„Der herrliche Morgen lockt Sie gewiß auch in's Freie, Madame," nahm Prinz August das Wort. Die junge Frau entgegnete:

„Ich muß mit Beschämung gestehen, daß ich heute zum ersten Male den Morgen im Freien zubringen will. Ja, ich will hier sogar mein Frühstück einnehmen: sehen Sie, Herr Schlegel, man hat uns dasselbe bereits an meinem Lieblingsplatze aufgetragen. Unsere liebe Staël ist gewiß noch nicht zuwege, sonst käme sie auch heraus und feierte mit uns dieß Fest der Natur. Aber kommen Sie, meine Herren, wenn Sie den Kaffee oder die Chokolade nicht kalt genießen wollen, denn ich darf wohl annehmen, Königliche Hoheit, daß Sie gleich uns noch nicht gefrühstückt haben."

Frau Recamier hatte ihren Lieblingsplatz mit vielem Geschmacke gewählt. Es war eine alte, kerzengerade Edeltanne, bald zu Anfang des Parkes. Der Stamm spaltete sich in mäßiger Höhe in zwei Theile; die langen Zweige senkten ihre Fahnen nach allen Seiten gleichmäßig herunter,

so daß die Sonnenstrahlen kaum die würzige grüne Wand durchdrangen. Eine kreisförmige Bank umschloß den Baum; ringsum war durch Laubanlagen ein kleiner, sorgsam gepflegter Platz hergestellt, auf welchem jetzt ein wohlbesetzter Frühstückstisch stand.

„Ich werde mir das Vergnügen machen, die Stelle der Hausfrau einzunehmen,“ sagte die junge Frau, als sie in der kleinen Rundung Platz genommen hatten. „Wie merkwürdig, die Herren sind Beide aus Norddeutschland hieher an den See gekommen, und jetzt unterhalten Sie sich mit einander in meiner Sprache, und das so leicht und fließend, als hätten Sie Ihr Lebtag die pariser Boulevards nicht verlassen. Ich muß mich wirklich schämen, daß ich kein Wörtchen Deutsch verstehe! Herr Schlegel hat mir als alter Bekannter schon längst verziehen, und Sie, Königliche Hoheit, sind mir deßhalb gewiß auch nicht böse, nicht wahr?“

Prinz August blickte seinem Gegenüber in die klaren schwarzen Augen. Eine Ahnung seligen Liebesglückes wogte ihm zum Herzen, als er entgegnete:

„Sie gebieten über eine Sprache, Madame, welche unseren angelernten Wortkenntnissen unendlich überlegen ist. Ich würde glauben, Sie auch ohne jede Bekanntschaft mit dem Französischen zu verstehen; das flüchtige Wölkchen auf Ihrer reinen Stirn würde alle Ausdrücke der Sorge und Trauer in mir wachrufen, während Ihr Lächeln mich gleich den schwungvollsten Versen Ihrer Dichter in Wonne und Bewunderung zu versetzen vermag.“

„Mein Prinz, Sie schmeicheln!“ versetzte Frau Recamier mit liebreizender Freundlichkeit in Blick und Ton. Dann wandte sie sich schweigend zu den kleinen Verrichtungen, welche ihr die Hausfrauenwürde am Frühstückstisch auferlegte, und entledigte sich ihrer mit so viel Anmuth, daß die beiden Herren gar nicht satt wurden ihr zuzuschauen. Das helle Tageslicht that ihrer Schönheit keinen Abbruch, und das kundige Auge des Prinzen ahnte unter dem leichten, mit schmalen Spitzen besetzten Morgenkleide von weißem Perkal die reizvollste körperliche Schönheit. Es ging dem preußischen Fürstensohne genau ebenso wie Tausenden von Männern vor ihm und nach ihm: einmal in die Nähe der seltenen Frau gelangt, fühlte er alle seine Sinne von ihrem Schönheitszauber umstrickt. Aber in Etwas glich Prinz August nicht den pariser Muscadins und den Mitgliedern der englischen Jeunesse dorée, welche für Frau Recamier bisher geschwärmt hatten. Die Schule des Unglücks und noch mehr das ihm eigene ritterliche Zartgefühl ließen ihn seine Neigungen beherrschen; mit leichtem Zwange wandte er sein Auge von ihr ab und richtete an Schlegel die Frage:

„Womit beschäftigen Sie sich augenblicklich, Herr Professor? Seitdem Sie uns die Dichter der Italiener, Portugiesen und Spanier verdeutscht und nun schon so manches Drama des großen Briten unserem Volke geschenkt haben, sind wir Ihnen stets im Geiste nahe und lebhaft an Ihrem Schaffen interessirt. Wie würde ich mich freuen, wenn ich bei meiner demnächstigen Rückkehr nach Berlin Ihren Freun-

den ein neues Werk Ihres Genius in Aussicht stellen dürfte!"

August Wilhelm Schlegel, der Meister der Uebersetzungskunst, fühlte sich durch den lebhaften Beifall des hohenzollerschen Prinzen nicht wenig geschmeichelt. Ein Lächeln der Genugthuung sprach aus seinen Mienen: hätte man in sein Inneres schauen können, so würde man darin vielleicht noch das Bedauern gelesen haben, daß nicht alle übrigen Gäste des Hauses, besonders die Schloßherrin und der neidische Constant, diese Anerkennung mit anhörten.

„Augenblicklich befasse ich mich mit einer kleinen kritischen Studie," entgegnete der Gelehrte in der ihm eigenen ruhigen und klaren Ausdrucksweise. „Ich suche die Phädra des Racine und das gleichnamige Trauerspiel des Euripides gegen einander abzuwägen und die Beziehungen aufzufinden, welche zwischen den Klassikern der Franzosen und denen des Alterthums ohne Zweifel vorhanden sind."

„In der That, ein herrlicher Stoff für einen Literarhistoriker!" rief Prinz August aus. „Und wohin neigt sich Ihr Urtheil bei einem Vergleiche jener beiden Meisterwerke?"

„Soweit ich bis jetzt in meiner Untersuchung gekommen bin, muß ich dem Euripides die Palme zuerkennen. Racine ist zu sehr Franzose und zu einseitig in dem Hoftone von Versailles befangen, als daß er die Sprache der höchsten Leidenschaft gewagt oder auch nur verstanden hätte."

„Daran erkenne ich den Uebersetzer und Verehrer Shake-

speare's," bemerkte der Prinz, und Frau Recamier fügte ihrerseits hinzu:

„Ich fürchte, Herr Professor, daß ein solches Urtheil Ihnen wenig Dank einbringen wird. Denken Sie nur an unsere Staël! Sie muß leiden, weil sie nicht schmeicheln konnte, und nun wollen Sie sogar einem Racine Schwächen vorwerfen! Der Kaiser wird klug genug sein, die Vorliebe des französischen Volkes für seinen Lieblingsdichter zu begünstigen und ihr den deutschen Professor zu opfern."

In Schlegel machte sich der echte Gelehrtenstolz geltend. Mit merklicher Betonung entgegnete er:

„Madame, der Kaiser kann in die Verbannung schicken und vor ein Kriegsgericht stellen, aber er kann mit allen seinen Bajonnetten und Feuerschlünden nicht die Freiheit und Wahrheit des Gedankens aus der Welt schaffen!"

Eben trat der Graf von Montmorency in die grüne Rundung. Er wollte im ersten Augenblicke kaum seinen Augen trauen, als er seinen Schützling in der eifrigsten Unterhaltung mit den beiden Herren antraf. Ein Schatten von Sorge und Mißtrauen glitt über sein Gesicht: die aufgeregte Stimmung der kleinen Gesellschaft wollte ihm nicht gefallen. Am liebsten hätte er das Antlitz der Freundin mit Schwermuth und himmlischer Sehnsucht erfüllt gesehen, einen Heiligenschein um das Haupt und das Herz todt und kalt für alle Interessen des irdischen Lebens. Aber noch kreiste das Blut zu purpurhell durch den schönen Körper, noch wollten die Rosen der Jugend und Lebensfreude nicht den Himmelslilien weichen.

Prinz August begrüßte den Ankommenden mit ausgesuchter Zuvorkommenheit; Frau Recamier räumte ihm einen Platz an ihrer Seite ein und erwies ihm die größte Aufmerksamkeit. Bald zeigte sich Mathieu von Montmorency dann auch als guten Gesellschafter, der mit weltmännischer Sicherheit dem erlauchten Gaste entgegenzutreten und ihn durch sein feines Verständniß für literarische Fragen zu fesseln verstand. Nur wenn der Gang der Unterhaltung es mit sich brachte, daß der Prinz sich direkt an Frau Recamier wandte, und wenn dann ihre Blicke sich gesucht oder ungesucht begegneten, glaubte der Graf ein flüchtiges Aufblitzen von starker Herzensneigung in den Augen des Mannes wahrzunehmen, während die Freundin den scheuen Blick senkte und ein leichtes Roth sich blitzschnell über ihr Antlitz ergoß.

Auch Frau von Staël war mittlerweile schon in voller Thätigkeit. Sie hatte die laufenden Wirthschaftsangelegenheiten erledigt, nach ihren Kindern gesehen, mit dem neuen Musiklehrer sich ausführlich über seine Aufgabe verständigt und wollte dann wie gewöhnlich der Freundin einen guten Morgen wünschen. Aber in dem Zimmer mit den Gobelinstapeten traf sie nur das Kammermädchen Elise an: Madame habe vorzüglich geschlafen und sei schon seit einer Stunde im Freien, hieß es.

Auf dem Schloßhofe begegnete ihr Herr von Constant.

„Ganz Coppet scheint mir heute seine Physiognomie verändert zu haben," sagte Frau von Staël, indem sie dem

vertrauten Freunde beide Hände entgegenstreckte. „Sie sehen aber gar nicht so vergnügt aus, Benjamin, als ob Sie es vor lauter Freude nicht mehr im Zimmer aushalten könnten, etwa wie unsere schöne Juliette, die schon seit einer Stunde irgendwo herumschwärmen muß.“

Benjamin Constant legte geheimnißvoll den Finger an den Mund, bot der Schloßherrin seinen Arm und führte sie in den Park. Als von links her die lebhafte Unterhaltung der um den Frühstückstisch Versammelten hörbar wurde, wählte er den Weg zur Rechten, längs des munter unter den grünen Büschen dahin strömenden Bächleins.

„Ich bin durchaus nicht freudig gestimmt,“ begann er dann zu der Freundin an seinem Arme. „Sehen Sie denn gar nicht mit Ihren sonst so scharfen Augen, liebe Germaine, daß die schöne Frau Recamier schließlich uns Alle hier um unseren Frieden bringen wird? Den Grafen von Montmorency fesselt sie schon seit langen Jahren, das ist eine alte Geschichte, und wenn sich der fromme Herr auch noch so heilig stellt und sich den Anschein gibt, als ob er die tugendsame Frau einzig und allein zur Himmelsbraut gewinnen wollte — man kennt solche Herren und weiß, daß sie ihre große Tonsur nur ihrer stürmischen Jugend verdanken.“

„Aber Benjamin,“ rief Frau von Staël erschreckt aus, „was bewegt Sie nur zu einem so sonderbaren Urtheil über meinen hochgeschätzten Freund? Wenn ich selbst ihm Derartiges nachsagte, so würde die Welt meinen, aus mir

spräche die Eifersucht; daß aber ein Mann den andern so ganz unerwartet schmäht — ich weiß nicht, Benjamin, wie ich mir das deuten soll."

„Hören Sie nur weiter, Germaine! Der preußische Prinz hat gestern zum ersten Male die berühmte Schönheit von Angesicht zu Angesicht gesehen. Haben Sie vielleicht gestern Abend wie sonst Ihre Studien gemacht und dem fremden jungen Manne in's Herz geschaut? Nun, dann müssen Sie wissen, was uns Uebrigen allen schon in der ersten Stunde kein Räthsel mehr war, daß die schöne Frau sein Interesse ausschließlich in Anspruch genommen hat. Es ärgert mich, Germaine, daß wir Anderen dagegen so völlig verschwinden; ich bin spät darüber eingeschlafen und früher als gewöhnlich aufgewacht. Es war kaum acht Uhr, als ich schon auf den Beinen war. Ich trete zufällig an's Fenster — was sehe ich? — der Prinz stand auf dem Hofe und machte sich an den Blumen zu schaffen, gerade vor dem Fenster der schönen Julie, als ob er Jemand erwartete oder vielleicht auch Jemandem einen kleinen Wink gäbe. Dann ging er in den Park — und zehn Minuten später begibt sich die schöne Julie in Gesellschaft des Herrn Schlegel, von dem sie sonst doch nicht viel wissen wollte, ebenfalls in den Park, trifft natürlich mit dem Prinzen zusammen, und da sitzen sie nun im engsten Kreise, unter den dichten Aesten der Tannengruppe, schon seit einer guten Stunde zusammen!"

Frau von Staël war bei diesem Berichte nachdenklich geworden, weniger wegen der Sache selbst, als wegen des

leidenschaftlichen Tones, in welchem Constant gesprochen hatte.

„Glauben Sie wirklich, Benjamin, daß unsere liebe Juliette so gefallsüchtig ist, wie man nach Ihrer Erzählung annehmen könnte? Betrachten Sie die Sache einmal ruhig und vorurtheilslos. Julie ist ungewöhnlich schön — Montmorency verehrt und hütet sie gerade ihrer Schönheit wegen — der junge Hohenzoller mag in der That von ihrer Anmuth bezaubert sein — sollten wir uns über einen solchen Triumph der Freundin nicht aufrichtig freuen, Benjamin? Denn daß Julie die Züchtigkeit selbst ist und nicht mit dem leisesten Wörtchen, dem flüchtigsten Blicke ihre seltene Tugend preisgeben wird, das, lieber Freund, steht für uns Beide doch wohl unumstößlich fest!"

Mit einem Blicke voll hohen Ernstes schien Frau von Staël eine Antwort auf diese letztere Bemerkung zu erwarten.

Constant liebte es, sich für einen feinen Menschenkenner auszugeben, trotzdem seine Selbstsucht ihn vielfach in seinem Urtheile über Andere beeinflußte.

„Meinen Sie wirklich, Germaine, daß schöne und tugendhafte Damen so gewiß jeder Versuchung aus dem Wege gehen, als dort die Sonne am Himmel steht?" Dabei blinzelten die wasserblauen Augen des Zweiflers erst Frau von Staël und dann das strahlende Tagesgestirn an.

„Sie spotten, Benjamin, und das in einer Angelegenheit, welche mir sehr nahe geht. Sie sollten es doch besser wie

jeder Andere wissen, daß die Freundschaft für mich eine Leidenschaft ist, daß Mathieu und Julie meinem Herzen unendlich viel gelten. O daß ich doch wüßte, woher Ihnen so plötzlich das Mißtrauen gegen die Freundin, gegen Mathieu und gegen den preußischen Prinzen gekommen ist! Benjamin —" rief sie dann, trat einen Schritt zurück und öffnete weit die großen, strahlenden Augen — „Benjamin, Du bist eifersüchtig, Du selbst liebst Julien!"

Constant besaß eine zu große geistige Beweglichkeit, als daß ihn das prophetische Pathos der Dichterin sonderlich außer Fassung gebracht hätte.

„Es ist thöricht, Germaine," meinte er mit einem erzwungenen Lächeln, „daß wir Beide uns durch solche Vermuthungen das Leben zu erschweren suchen. Wie käme ich wohl zu der Anmaßung, einer so gefeierten Dame den Hof zu machen und mit Grafen und Prinzen einen Wettkampf einzugehen? Es hat mich nur gar zu unangenehm berührt, daß unsereins von irgend einem neuen Gestirne so leicht in den Schatten gestellt wird. Ich danke Ihnen, Germaine, daß Sie mir meine Schwächen vorhalten — o könnte ich Sie doch erst vor aller Welt die Meine nennen, wie wollte ich dann solchen kleinlichen Frauenlaunen für immer fern stehen!"

Es lag in Frau von Staël's Natur, allen Dingen die beste Seite abzusehen und den Glauben an das Gute bis auf's Aeußerste vor sich selbst zu vertheidigen. Sie legte deßhalb ihren Arm von Neuem in den ihres Begleiters und

lachte ihm so freundlich zu, daß ihre schönen Zähne zwischen den vollen Lippen sichtbar wurden.

„Du sollst wieder mein guter Benjamin sein," sagte sie, „trotz Deines Aergers über die Grafen und Prinzen, für welche meine Juliette nach Deiner Ansicht zu viel Neigung hegt. Jetzt laß uns zu ihnen gehen und ein wachsames Auge auf die verliebten jungen Leute haben!"

Quer über die Wiese schritt der blasse Philosoph mit der scherzenden Dichterin am Arme auf die Edeltanne zu, in deren breitem Schatten sich noch immer die kleine Gesellschaft lebhaft plaudernd beisammen befand.

X.

Für die vielseitigen Interessen, welche sich unter den Gästen des Schlosses Coppet an jedem neuen Tage in neuer Form bemerklich machten, bildete die Schloßherrin stets den eigentlichen Mittelpunkt. Ihr Geist beseelte die Unterhaltung, ihr kundiges Auge blickte überall hin und wußte die liebenswürdigen Schwächen der Damen wie die Neigungen der Herren für die Zwecke der allgemeinen Geselligkeit auszubeuten. An Jeden wußte sie im rechten Augenblick das rechte Wort zu richten. Mit dem Grafen von Montmorency versetzte sie sich gern in die erregten Zeiten vor der Blutherrschaft, als der Freiheitsodem einem belebenden Frühlingswinde gleich durch die erschlafften Völker strich, aber noch nicht zum Orkane angewachsen die edelsten Knospen und Blüten in den Staub fegte. Wie erglühte Mathieu damals in edler Begeisterung! Wie ragte er über Alle seinesgleichen an jenem denkwürdigen vierten August 1789 empor, als er die angestammten Vorrechte des Adels dem Glücke des Vaterlandes opferte und als der Ersten einer die Gleichheit aller

Bürger vor dem Gesetze anerkannte! Damals liebten sie sich — und Mathieu küßte heute die immer noch schöne Hand der Jugendgeliebten und sprach ihr von Treue und Freundschaft und von den Werken der Wohlthätigkeit, welche jetzt seinem leeren Herzen Glück und Frieden bringen müßten an Stelle der unerfüllten Jugendliebe.

Dem alten Herrn von Bonstetten dagegen konnte die Schloßherrin mit nichts Angenehmerem kommen, als mit dem Andenken an seinen Lehrer, den ihrem Vater befreundeten Bonnet im nahen Genthod. Immer neue Züge wußte sie von jenem Apostel der Naturwissenschaft mitzutheilen, auch fand sich in den Sammlungen des alten Necker noch manches Erinnerungszeichen von dem Gutsnachbarn vor, manch' seltener Käfer, manch' launiges Briefchen, und Bonstetten konnte stunden- und tagelang Notizen sammeln über den Mann mit dem wunderbar verdichteten Feuerstoff in den Augen, wie Matthisson den geistreichen Philosophen einmal geschildert hatte.

Nur den preußischen Prinzen und die anmuthige Freundin hatte Frau von Staël nicht zu unterhalten nöthig. Prinz August besaß eine genügende Bildung und hatte hinreichende Lebenserfahrungen gesammelt, um einen guten Gesellschafter abzugeben, umsomehr als ihn sein tiefes Gemüth oft eine dichterische Form für seine Darstellung finden ließ. Für Frau Recamier war dieser Mann eine ganz neue Erscheinung. Wohl hatte sie seit ihren Mädchenjahren unzählige Männer kennen gelernt, alte und junge, Feldherren

und Gelehrte, Künstler und Staatsmänner; ein Jeder hatte sich ihr gern im vortheilhaftesten Lichte gezeigt; ihre feine, sinnige Beobachtungsgabe hatte sie die reichsten psychologischen Studien machen lassen, so daß die Königin Hortense ihr einmal treffend geschrieben hatte: „Sie gehören zu denjenigen Menschen, welchen man sein Leben und seine Gedanken garnicht erst zu erzählen nöthig hat: Ihr Herz erräth Alles." Aber allen jenen Männern war mehr oder weniger ein pariser Schick eigen gewesen, sie standen fast ohne Ausnahme auf der Höhe der gerade herrschenden Mode in ihrem Aeußern und ihren Anschauungen, und wenn auch der Grad ihrer geistigen Bedeutsamkeit ein verschiedener war, so nahm ihnen doch der gleichgestimmte weltmännische Ton einen Theil ihrer Individualität und schwächte dadurch den Eindruck ab, den sie auf ein Frauengemüth zu machen beabsichtigten.

Der junge Hohenzoller gab sich ganz anders. Seiner äußern Erscheinung hätten allerlei Kunstmittel einen Anstrich von Zierlichkeit geben können, aber eben die ungesuchte Einfachheit, mit welcher er sich trug und kleidete, stach merklich gegen die in der französischen Gesellschaft übliche Eleganz ab. Sein lockiges Haar und sein einfacher Schnurrbart verursachten keinem Haarkünstler Kopfzerbrechen. Der Prinz trug selbst die Sorge für Alles, was zu seiner Toilette gehörte, und obgleich er schon in jungen Jahren über ein bedeutendes Einkommen verfügte, stand sein Aufwand dennoch in keinem Verhältniß zu dem in Frankreich gewöhnlichen

Luxus. Aber bei alledem war es ein Mann von Einem Guſſe, ohne Fehl und Hehl, voll jugendlichen Feuers, wie es ſeine ſiebenundzwanzig Jahre mit ſich brachten, und voll männlicher Reife zufolge der ernſten Prüfungen, welche der Lenker der Schlachten über das unglückliche Vaterland und ſein Fürſtengeſchlecht verhängt hatte. Nicht genug konnten ſeine näheren Bekannten die humane Geſinnung rühmen, von der alle Thaten des jungen Mannes zeugten: ſtets war er in erſter Linie Menſch, dann preußiſcher Offizier, und ſchließlich erſt der königliche Prinz, deſſen Ruhm im Preußenlande nie erlöſchen wird.

Gerade unter den gelehrten Herren und den redefertigen Staatsmännern, welche augenblicklich die Gäſte des Schloſſes Coppet waren, kam die einfache, jugendkräftige Perſönlichkeit des Prinzen Auguſt zur vollſten Geltung, beſonders in den Augen der Damen. Frau von Staël blickte ihn nie ohne ein leiſes Gefühl der Bewunderung an, und Frau Recamier konnte ſich vom erſten Tage an des vorahnenden Gefühls nicht erwehren, daß ihr Leben durch dieſen Mann eine andere Wendung erhalten würde. Wenn ſie einander ungeſucht auf ihren Spaziergängen oder im Bibliothekzimmer begegneten, wenn der Zufall ſie bei Tiſch zuſammenführte, oder wenn ihre beiderſeitigen Anſichten im Verlaufe der allgemeinen Unterhaltung ſich vor denen der übrigen Anweſenden irgendwie hervorhoben: immer hätte ein aufmerkſamer Beobachter einen Schleier ſanften Erröthens auf dem Antlitze der jungen Frau wahrnehmen können. Und doch

wich sie nicht vor dem Prinzen zurück: dem Erröthen folgte in der nächsten Minute ein aus den Augen leuchtendes stilles Glück, und wenn er sie anredete und sie immer mehr und mehr in seine eigenartige Gedankenwelt blicken durfte, dann legte sie wohl ganz leise und unbewußt die Hand auf das klopfende Herz, hielt auch mitunter den Athem an, um einen Gedanken voll auszuhören, und desto höher wallte dann gleich darauf ihre Brust. —

Der Monat August neigte sich seinem Ende zu, und einige der Herren sprachen davon abzureisen, als die Schloß-herrin mit einem ganz besondern Plane für das Vergnügen ihrer Gäste hervortrat. Schon seit Jahren hatte sie an einen Ausflug auf das Hochgebirge gedacht. In das Einer-lei des Salonlebens, so fesselnd dasselbe auch sein mochte, mußte diese außergewöhnliche Unternehmung eine erfrischende Abwechselung bringen. Die Gedanken würden für lange Zeit in andere Bahnen gelenkt werden, besonders den Herren Naturforschern würde ein großartiger Genuß und außerdem ein reicher Gesprächsstoff zugeführt werden. Zudem war die Jahreszeit günstig und das Wetter vorzüglich; kurzum, Frau von Staël eröffnete eines Abends ihren Gästen, daß am nächsten Morgen einige Wagen bereit ständen, um die ganze Gesellschaft nach dem Chamounythale zu fahren, und daß ihrer dort eine Anzahl Führer zum Besteigen des Hoch-gebirges warteten.

In der That herrschte am folgenden Morgen ein reges Durcheinander auf dem Wirthschaftshofe. Der prachtvolle

Herbsttag und die zu erwartende gute Aussicht ließen keinen der Gäste zurückbleiben. In dem ersten Wagen, der großen, vierspännigen Reisekutsche der Schloßherrin, nahm sie selbst mit den Herren von Constant, Sismondi und Schlegel Platz. Dann wandte sie sich aufrecht im Wagen stehend um und vertheilte die übrigen Plätze. Ihr Auge fiel zunächst auf Mathieu von Montmorency, welcher sich unwillkürlich neben Frau Recamier stellte, als die kräftige Stimme der Frau von Staël über den Hof weg kommandirte: „Hieher mit den Kabriolets, Eugen! Wir müssen die kleineren Wagen in die Mitte nehmen, meine Herren! Darf ich bitten, liebe Juliette, in das blaue Kabriolet zu steigen — Hoheit haben wohl die Güte, den Ritter von Madame zu spielen! — Herrn von Montmorency und Herrn von Clausewitz bitte ich, in dem zweiten Kabriolet Platz zu nehmen — die Herren von Bonstetten und Pictet wollen freundlichst als die Ehrwürdigsten unter uns den bequemsten Wagen einnehmen — ich hoffe, daß sich uns in Genf noch die Herren von Barante und Frau Necker-De Saussüre anschließen werden. — Sieh da, wie hübsch sich Fräulein Elise neben dem preußischen Korporal ausnimmt! Und nun fahre zu, mein alter Richel!“

Der Wagenzug setzte sich nach und nach in Bewegung. Langsam wurde aus dem Hofe in die Dorfstraße eingebogen; dann ging es die kurze Kastanienallee hinunter; die Dorfbewohner zogen die Hüte vor der gnädigen Frau Baronin; man bog rechts um in die große Straße von Lausanne nach

Genf und fuhr im schnellen Trabe, immer den See zur Linken, an den stattlichen Dörfern und Landhäusern vorbei bis nach Genf.

Während der erste Wagen vor der Präfektur hielt und bald darauf der alte Herr von Barante und sein Sohn Prosper heraustraten, um Frau von Staël mit einigen Worten zu begrüßen, wechselte Eugen von seinem Bocke aus einen Blick mit Herrn Leroy. Derselbe stand harmlos neugierig hinter den Scheiben seines Bureaus, aber es entging ihm keines der Gesichter, und als er in dem kleinen Kabriolet neben Frau Recamier einen jungen Mann erblickte und richtig in ihm den preußischen Prinzen vermuthete, da gab er dem Kammerdiener noch einmal einen verstohlenen Wink mit den Augen, als wollte er ihn zu neuer Aufmerksamkeit anspornen.

Frau Necker = De Saussüre, die Tochter des berühmten Naturforschers, welchem die Alpenwelt ihre erste wissenschaftliche Darstellung verdankt, stand schon reisefertig vor dem stattlichen Hause ihrer Familie. „Hieher, verehrte Freundin!“ rief ihr der alte Herr von Bonstetten zu, „der beste Platz harrt Ihrer — lauter Leute mit weißen Köpfen und jungen Herzen!“ Unter freundlichen Grüßen schritt die liebenswürdige Dame an den ersten Wagen vorbei und nahm an der Seite des galanten Alten Platz.

Man fuhr den ganzen Vormittag ohne anzuhalten, vorbei an den Bergwänden des Saleve und der Voirons, bis nach Bonneville, wo ein kurzes Frühstück genommen und die

Pferde gewechselt wurden. Frau von Staël trat zu dem Prinzen und fragte ihn, wie ihm die malerischen Trümmer des Schlosses Faucigny gefallen hätten.

„Ich müßte lügen, gnädige Frau, wenn ich sagte, daß ich jenes Schloß überhaupt gesehen hätte," entgegnete der Prinz mit einem Lächeln, das man als Verlegenheit oder als Scherz deuten konnte.

„Aber es lag doch so nahe vor Ihnen auf einem in die Augen springenden Felsblock — Sie mußten es sehen, Hoheit!"

„Aber noch näher, Madame, war mir das holde Augenpaar der Dame, welche Sie in liebenswürdiger Weise unter meinen Schutz gestellt haben."

Frau von Staël drohte lächelnd mit dem Finger und sagte: „Also deßhalb haben Sie die Thürme des Schlosses Faucigny nicht gesehen? Wohlan, mein Prinz, ich bekomme Respekt vor Ihrem Geschmack an der schönen Landschaft: allerdings erscheint dieselbe niemals schöner als auf der Netzhaut eines so reizenden Wesens wie meine Juliette es ist. Aber — aber —"

Es war nicht mehr Zeit, die scherzhafte Drohung zu vollenden. Schon traten einige Herren an die Sprechenden heran, man beglückwünschte sich allerseits über das schöne Wetter, und bald ging es wieder einige Stunden weiter, immer das hochromantische Arvethal hinauf bis nach dem Städtchen Sallanches. Dort wurde eine längere Rast gemacht. Der Prinz bot seiner Dame den Arm, um sie nach

dem Gasthofe zu führen. War es die frische Bergluft oder die anregende Unterhaltung gewesen, die junge Frau hatte nie rosiger und glücklicher ausgesehen als jetzt, wo sie, auf den Arm des Fürstensohnes gelehnt, einen Augenblick auf dem kurzen Wege stehen blieb und das Panorama vor sich anschaute.

Da lag der Montblanc in seiner ganzen Majestät vor ihnen. Der breite Fuß des Berges war in Wolken gehüllt, aber die obere Hälfte ragte freistehend in eisigem Glanze in den tiefblauen Himmel hinein und erschien dadurch so erstaunlich hoch, daß der Prinz ausrief: „Ich kann es nicht glauben, daß jener weiße Schimmer dort einen Theil unseres festen Erdballes bildet. Es ist ein Gewölk, das über den Gipfeln der Berge schwebt — wie wäre es möglich, daß ein Mensch in die unendlichen Gefilde zu dringen und auf jener Spitze dort über uns zu athmen vermöchte!"

„Und doch ist es so," bemerkte Frau Recamier. Sie sah die Hochalpen nicht zum ersten Male, wie der Prinz, aber auch sie stand unter dem überwältigenden Eindrucke dieses Schauspiels der Natur.

Der Graf von Montmorency hatte das Paar von der nahen Laube aus beobachtet. Er unterdrückte einen Seufzer, schüttelte einige Male mit dem Kopfe und sprach vor sich hin das Bibelwort: „‚Sie wird ihn speisen mit Brod des Verstandes, und wird ihn tränken mit Wasser der Weisheit.' — O, ich will hoffen, daß dieß Gotteskind nicht thöricht werde und alle meine Sorge zu Schanden mache, daß es

auf dem einmal betretenen Wege des Heils verharre und die abermals drohende Weltlust mit klugem Auge erkenne und mit starkem Herzen besiege."

Die Sonne wollte schon untergehen, als man in der heitersten Stimmung zum dritten Male die Wagen bestieg, um bis nach Prieuré, dem Hauptorte des Chamounythales, zu fahren: die guten Wege und der mondhelle Abend ermunterten dazu.

„Nachdem Sie mir vorhin so Vieles über Paris und die Pariser erzählt haben," begann Prinz August die Unterhaltung mit seiner Reisebegleiterin, „darf ich Sie wohl bitten, Madame, mir auch über Ihre eigene Person einige Mittheilungen zu machen. Ich wüßte so gern, was Ihr Herz bewegt, welche Neigungen Ihnen zu Ihrem schönen Rufe verholfen haben." Der junge Mann rückte bei diesen Worten in die äußerste Ecke des ohnehin schmalen Kabriolets und machte eine halbe Wendung nach rechts, um die anmuthigen Gesichtszüge seiner Dame immer vor Augen zu haben.

„Ich weiß kaum, mein Prinz, wie ich Ihre Fragen beantworten soll. Vielleicht hat Ihnen Frau von Staël von unserem gemeinschaftlichen Freunde, dem Grafen Mathieu von Montmorency, erzählt. Ich war fast noch ein Kind, als ich von Lyon nach Paris kam und mit fünfzehn Jahren Herrn Recamier heirathete. Nächst meinem Manne, der mir an Jahren weit überlegen war, trat Mathieu als mein väterlicher Freund und Beschützer auf. Als strenggläubiger Christ

suchte er mir in den Lehren der heiligen Schrift ein Heilmittel gegen die Gebrechen der Welt zu zeigen. Er warnte mich mild und gütig vor den Einflüsterungen der Schmeichler und nahm mir unter Anderem das Versprechen ab, in einer kleinen Auswahl trefflicher Bücher an jedem Tage eine halbe Stunde aufmerksam zu lesen und mich durch keine Zerstreuung von diesem Vorhaben abbringen zu lassen. Ich gelobte dem edlen Freunde, seiner Anweisung streng zu folgen: seit langen Jahren habe ich mein Versprechen tagtäglich gehalten, und mein Erstes soll es heute Abend sein, das am Tage Versäumte nachzuholen."

Bei diesen Worten zog die junge Frau einen kleinen, dunklen Lederband aus der Tasche, schlug die erste Seite auf und ließ den Prinzen das Titelblatt lesen. Es waren die „Betrachtungen über die Barmherzigkeit Gottes" von Frau von Lavallière.

Der Prinz fuhr zurück, nachdem er den Titel gelesen hatte. „Von einer Lavallière sollen Sie Lehren annehmen, Madame?" fragte er erstaunt.

Frau Recamier erwiederte ruhig: „Es ist Ihnen vielleicht unbekannt, Hoheit, daß Frau von Lavallière keine der schlechtesten Frauen gewesen ist. Eine verzehrende Leidenschaft zog sie zu dem großen Ludwig hin, und schwer und ernst hat sie für ihre Leidenschaft gebüßt. Dieß kleine Buch hier hat Tausende ihrer Schwestern vor einem gleichen Geschicke bewahrt und ich selbst —"

Hier stockte die Sprecherin. Fast ängstlich sah sie den

Prinzen an, als wollte sie sich versichern, ob er auch wirklich ihre vertrauliche Mittheilung in geeigneter Weise aufnehmen und bewahren könnte. Der Prinz drang in sie, ihm volles Vertrauen zu schenken, und alsdann erzählte sie ihre einstigen Beziehungen zu Lucian Bonaparte, über welche Prinz August bisher nur unbestimmte Aeußerungen in berliner Hofkreisen gehört hatte. Lucian, so begann sie, hätte sie zuerst vor nunmehr acht Jahren in einer Gesellschaft gesehen und sofort mit seinen Bewerbungen bestürmt. Sie hätte seine Liebesbriefe ihrem Gatten gezeigt. Dieser hätte ihr gerathen, den einflußreichen jungen Mann — er war damals Minister des Innern — weder schroff zurückzustoßen, noch ihm andererseits eine unerlaubte Gunst zu gewähren. Aber nichts hätte Lucian zurückgeschreckt: je kühler sie ihn behandelt, desto leidenschaftlicher hätte er sich geberdet. Um dieselbe Zeit hätte sie Mathieu kennen und schätzen gelernt. Er hätte ihr gerathen, den zudringlichen Napoleoniden der Lächerlichkeit preiszugeben. Dieß Mittel hätte endlich geholfen, und um sicher zu sein, daß der verschmähte Liebhaber nicht etwa ihren guten Ruf nachträglich gefährdete, hätte sie die Briefe des neuen Romeo sorgfältig aufgehoben; noch heute besäße sie dieselben zu ihrer Rechtfertigung.

„Wie klug!“ unterbrach sie staunend Prinz August. „Aber Sie haben Recht, Madame: Schönheit und Anmuth würden leicht im Treiben des Lebens zu Grunde gehen, wenn nicht eine feine Klugheit ihnen schützend zugesellt wäre. Sie sind jedoch mit Ihrer Erzählung noch nicht zu Ende?“

„Der Schluß ist kurz. Durch Lucian Bonaparte wurde ich mit dem ersten Konsul bekannt gemacht. Auch er versuchte es, mir in auffälliger Weise den Hof zu machen. Ich zog mich vor ihm zurück, nachdem mir Mathieu dieß kleine Buch hier geschenkt hatte. Noch im vorigen Jahre wollte mir der Gewaltige eine Stelle als Palastdame aufdrängen, meine Weigerung verursachte den Sturz des Bankhauses J. R. Recamier. Nun kennen Sie den wichtigsten Theil meines Lebens, Hoheit; nun wissen Sie, welchen wesentlichen Einfluß die Rathschläge des Grafen von Montmorency auf mein Geschick gehabt haben."

Der Prinz hatte während dieser Erzählung die Wagenfenster geschlossen, da es herbstlich kühl wurde. Auch war es inzwischen vollständig dunkel geworden; der Mond kam nur zeitweise zwischen den Einschnitten der Berge zum Vorschein. Man befand sich am Eingange des großen Thales, schon konnte man die ersten Gletscher zur Rechten im Mondlichte schimmern sehen. Die Wagen fuhren langsam und vorsichtig auf dem schmalen Wege dahin. Bei einem plötzlichen Ruck des Wagens fuhr Frau Recamier erschreckt zur Seite; ihre linke Hand klammerte sich um den Arm des Prinzen; ein leichter Schrei entfuhr ihren Lippen, als der Wagen gleich darauf in eine schiefe Lage kam.

„Fürchten Sie nichts, Madame!" sagte der Prinz mit erzwungener Ruhe. Alles Blut drang ihm zum Herzen, als er die zarte Hand der jungen Frau faßte und seinen Arm leicht um ihre Taille legte, als wollte er sie vor jeder Ge-

fahr schützen. Sie lehnte einen Augenblick ihren Kopf an seine Schulter, so daß ihr schönes Haar sein Gesicht streifte. Er hätte sie an sich pressen und mit tausend Küssen bedecken mögen — aber sie war ja ein schwaches Weib, das sich seinem Schutze anvertraute! Mit eisernem Willen bezwang er die heißen Regungen — und im nächsten Augenblicke schon hatte der Wagen seine richtige Lage wiedergefunden.

Leise befreite sich Frau Recamier aus der Umarmung des Prinzen und flüsterte ihm mit zitternder Stimme ihren Dank zu: ihre Wangen glühten, ihr Herz klopfte zum Springen; nie im Leben hatte sie ein ähnliches Gefühl gehabt.

Prinz August mußte trotz der Dunkelheit ihre Erregung wahrnehmen. „Wir werden hoffentlich bald in Prieuré angelangt sein," sagte er so ruhig und gleichgültig als möglich. „Der Weg ist zu weit für die Damen, auch scheint er bei Nacht nicht ganz gefahrlos zu sein. Ich werde aussteigen und die Pferde am Zügel führen, bis die Straße wieder breiter wird."

Noch ehe Frau Recamier ihre schüchterne Einsprache hatte vorbringen können, war ihr Begleiter schon vom Wagen gesprungen, hatte sich kurz mit dem Kutscher verständigt, mit kräftiger Hand in die Zügel gegriffen und ging dann mit großen Schritten neben den Pferden her.

Drinnen im Wagen jedoch saß die junge Frau einige Minuten lang wie in einer Verzückung. Mit gefalteten Händen schaute sie regungslos durch das Wagenfenster in die sternhelle Herbstnacht hinaus. Ihre Lippen bewegten sich

wie zu einem leisen Gebete; aus den Augen perlten einige Thränen auf die Wangen herab, und dennoch umspielte den rosigen Mund ein Lächeln voller Glück und Wonne. „Er ist so schön, so gut, so ehrenhaft," flüsterte sie vor sich hin, „o mein Gott, mein Gott, das ist die Liebe, die mir im Herzen zuckt!" Sie preßte die gefalteten Hände vor die Brust, sie drückte die Stirn gegen die Scheibe des Wagens, und ihre feuchten Augen suchten den geliebten Mann. Da schritt er sicher und stolz in der Sternendämmerung einher, das lockige Haupt zu den im Mondschein erglänzenden Firnen gewandt; sie hätte aufjauchzend ihn umhalsen und sich dann mit ihm vereinigt in den Abgrund zur Seite des Weges hinabstürzen mögen.

Lange starrte das junge Weib in die Nacht hinaus, die Augen nicht zu dem majestätischen Montblanc und nicht zu den himmlischen Gestirnen emporgerichtet, sondern auf den ernsten nordischen Fürstensohn, für welchen ihr reines Herz in Liebe entbrannte.

Nach und nach schien der Weg breiter und ebener zu werden; der Wagen hielt dann einen Augenblick an, und der Prinz öffnete den Schlag.

„Wir sind schon mitten im Thale," rief er seiner Reisegefährtin zu, „und nach der Aussage des Kutschers werden wir in spätestens einer halben Stunde in Prieuré sein."

Damit nahm er seinen alten Platz wieder ein.

Einige Minuten vergingen, ohne daß Eines der Beiden ein Wort sprach.

„Sie sind mir nicht böse, Hoheit, daß ich vorhin so zusammenschreckte,“ meinte dann Frau Recamier leise und zaghaft.

Prinz August suchte in dem Halbdunkel ihre Hand und küßte sie innig und ehrfurchtsvoll. „Madame,“ sagte er, „ich werde jenen glücklichen Augenblick nie aus dem Herzen verlieren. Ich sehe in Ihnen das Schöne und Gute in vollendeter Anmuth verkörpert und preise das Geschick, welches mir nach so manchem Ungemach diesen Sonnenblick vergönnt hat.“

Wieder folgte eine lange Pause in der Unterhaltung. Der Prinz hielt noch immer die weiche, warme Hand in der seinen. Sie zog sie nicht zurück, er wagte es nicht, die kleine Hand zu drücken; kaum wagte er aufzuathmen, um nicht den feinen Sinnenrausch zu verscheuchen. Beide mußten sehr glücklich sein, denn sie wurden über die Zeit hinweggetäuscht. Als das erste Licht von Prieuré durch die Wagenfenster schien, da saßen sie noch, wie in einem süßen Traume befangen, Hand in Hand schweigend neben einander.

Die Wagen hielten vor dem Hause des Doktor Pacard, mit welchem Frau von Staël und mehr noch die genfer Herren seit langen Jahren genau bekannt waren. Er hatte schon vor De Saussüre den Montblanc bestiegen und unterstützte gern mit seinem Rathe die Fremden. Da jedoch die zahlreiche Gesellschaft unmöglich in seinem Hause ein Unterkommen finden konnte, so blieben nur einige der Herren

dort, während die Damen bei Madame Couteran und der Rest der Gesellschaft bei Herrn Charlet, dem ersten Magistrat im Thale, freundliche Aufnahme fanden. Man trennte sich mit dem Versprechen, am nächsten Morgen im Hause des Doktor Pacard zusammenzutreffen und von dort aus einen Zug auf die Berge zu machen. —

„Nun, mein lieber Clausewitz, wie haben Sie sich den langen Tag über mit dem Herrn Grafen unterhalten?“ So fragte Prinz August seinen Adjutanten, als sie sich zum Zubettgehen anschickten.

„Ausgezeichnet, Königliche Hoheit; Herr von Montmorency ist ein vorzüglicher Gesellschafter, er spricht gut und ist überall zu Hause. Nur wollte mir sein übergroßes Interesse an den Privatangelegenheiten Eurer Königlichen Hoheit nicht recht gefallen. Der Graf wollte, wenn auch in der höflichsten Form, über alles Mögliche Auskunft haben. Er erkundigte sich nach dem Alter, der nähern Familie, den Lebensereignissen, dem militärischen Range und dem Verhältniß Eurer Königlichen Hoheit zu Seiner Majestät. Fast möchte ich glauben, daß Herr von Montmorency diese Erkundigungen —“

„In seiner Eigenschaft als Vormund der schönen Frau Recamier angestellt hat!“ ergänzte der Prinz lachend. „Schon seit mehreren Tagen, besonders aber heute Morgen beim Einsteigen und dann auch auf den verschiedenen Haltestationen unserer Reise hat mir der Herr Graf manchen sauren Blick zugeworfen. Nun, ich verzeihe ihm gern sein Miß=

trauen nach Allem, was mir sein Schützling über ihn mitgetheilt hat, ja ich werde mich fortan sogar um seine Gunst bemühen, da die junge Frau — wem könnte ich wohl eher beichten, als meinem treuen, erprobten Clausewitz! — mich lebhaft durch ihre Schönheit und ihre liebliche Weiblichkeit fesselt. Aber das zunächst unter uns, mein Freund! — Und nun gute Nacht, es ist schon spät, und ich möchte gern recht lange von der anmuthigen Schönen träumen."

„Das habe ich vom ersten Tage ab kommen sehen!" sprach der Hauptmann von Clausewitz vor sich hin, als Prinz August sich bereits im Nebenzimmer zum Träumen anschickte. —

Vor den drei Häusern, in welchen die Reisegesellschaft ein Unterkommen gefunden hatte, ließ in der Frühe des nächsten Tages das Alphorn seine durchdringenden Töne erschallen. Bald waren Alle auf die Beine gebracht, und in der besten Stimmung trat man unter der Leitung des Führers Peter Balma und seiner Genossen den Weg nach dem Montanvert an.

Prinz August hatte Frau von Staël seinen Arm geboten, der Graf von Montmorency führte Frau Recamier. Benjamin Constant sah voller Mißgunst auf das eine wie auf das andere Paar: er glaubte beide Frauen zu lieben und haßte folgerichtig die Männer, welche sie führten. Um Frau Necker-De Saussüre bemühten sich die Freunde der Naturwissenschaft. Durch das gelehrte Alpenwerk ihres Vaters war auch sie in weiten Kreisen bekannt geworden.

Als ihr Vater vor zwanzig Jahren zum ersten Male die höchste Bergspitze Europas bestiegen hatte und stundenlang dort oben weilte, da stand das muntere Mädchen mit den übrigen Geschwistern unten im Chamounythale vor dem Fernrohre des Doktor Pacard. Sie sahen den Vater mit seinen achtzehn Führern, unter welchen sich auch der damals noch junge Peter Balma befand, inmitten des ewigen Eises seine physikalischen Versuche machen, und alle Glocken des Thales läuteten zur Feier dieses Triumphes der menschlichen Wissenschaft. Mit Freudenthränen empfingen Frau und Kinder am nächsten Tage den Gelehrten am Fuße des Berges, und Genf zählte seit jenem Tage den Professor der Weltweisheit Horatius Benedictus von Saussüre zu seinen berühmtesten Bürgern. —

„Finden Sie nicht auch, Hoheit, daß meine muntere Juliette heute recht schweigsam ist?" So fragte Frau von Staël den Prinzen, und dabei streifte ihn ein musternder Seitenblick der scharfsichtigen Dame.

„Frau Recamier's sinniges Gemüth läßt sie gewiß unter dem Eindrucke der uns umgebenden Natur stehen," entgegnete der Prinz. „Solche Allgemeinstimmungen, wie sie der Ozean oder der Urwald oder die Alpenwelt im Menschenherzen erzeugen, tragen ja meist einen ernsten und schwermüthigen Charakter. Der Mensch fühlt sich erdrückt durch die Großartigkeit des Weltganzen, gegen welches seine größten Werke nur Staubkörnchen und seine glänzendsten Gedanken nur schillernde Seifenblasen sind."

„Das trifft, so wahr es auch im Allgemeinen ist, bei unserer Freundin nicht ganz zu," erwiederte Frau von Staël. „Julie ist zu sehr ein Kind der pariser Gesellschaft, als daß sie die fröhlich stimmenden Einzelheiten des Naturlebens unbemerkt ließe: selbst auf dem Montblanc würde sie nicht gänzlich aufgehen in dem Gesammteindrucke des tiefblauen Himmels und der schweigenden Gletscherwelt ringsum. Ein schimmernder Käfer würde sie sofort die Erhabenheit des Naturschauspiels auf einige Augenblicke vergessen lassen, ein herzliches Menschenwort in jener großen Stille, wo unsere Einbildungskraft den leisen Gang der Erde zu vernehmen meint, würde das anmuthige Weltkind an ihre Boulevards und die tausendfachen Ereignisse ihres Lebens erinnern: sie könnte lächeln über irgend einen unschuldigen Einfall ihrer Frohnatur, während vor ihren Augen ein Stück Schöpfungsgeschichte in heiliger Sabbathstille ausgebreitet liegt. Ich möchte deßhalb die Schweigsamkeit meiner Freundin einer andern Ursache zuschreiben: ich denke mir, daß die gestrige Fahrt in die Idylle ihres bisherigen Herzenslebens irgend eine dramatische Verwicklung gebracht hat — sollten Sie mir gar nichts darüber mitzutheilen haben, Hoheit?"

Frau von Staël sah zu dem Prinzen mit einem so erwartungsvollen Blicke auf, daß Prinz August in Verlegenheit gerieth, was er der klugen und theilnehmenden Frau antworten sollte. Er hielt sich nicht für berechtigt, von seiner Liebe zu Frau Recamier oder gar erst von einer möglichen Erwiederung derselben zu sprechen. Aber wie kam die Ba=

ronin eigentlich darauf, so geradezu auf ein Geheimniß anzuspielen, welches im tiefsten Alleinsein zweier Liebenden von Herz zu Herz ausgetauscht war? Sollte etwa Frau Recamier ihrer Freundin schon irgend welche Enthüllungen gemacht haben? Als geschickter Feldherr beschloß der Prinz, sich zunächst von dieser Möglichkeit zu vergewissern, ehe er der Gegnerin einen Einblick in seine eigenen Pläne gönnte.

„Gestatten Sie mir vorher eine Frage, gnädige Frau: haben Sie gestern Abend Frau Recamier noch gesprochen?"

„Gewiß, mein Prinz! Bis lange nach Mitternacht haben wir zusammen geplaudert."

„Und war sie gestern ebenso schweigsam, als sie es Ihnen heute zu sein scheint?"

„Sie wurde es erst im Laufe unserer Unterhaltung. Anfangs konnte sie in ihren Erzählungen gar kein Ende finden; ich habe sie nie im Leben so beredt gefunden."

„Worüber sprachen Sie, wenn ich fragen darf?"

Dieses Hin- und Herreden war so schnell vor sich gegangen, daß Frau von Staël erst jetzt die Schlinge wahrnahm, in welcher sie sich gefangen hatte. Mit launiger Offenherzigkeit entgegnete sie: „Mein Prinz, Sie verstehen es besser als ich, ein Geheimniß zu bewahren. Wir kennen Beide bis jetzt nur einen Theil desselben, und ich wollte gern das Ganze wissen, um wie eine gütige Fee zwei bevorzugten Menschenkindern in geheimnißvoller Weise Glück spenden zu können. Ich möchte gern in Ihrem Leben eine Rolle spielen, Hoheit, und deßhalb sollen Sie durch mich die erste

Kunde davon erhalten, daß Frankreichs schönste und beste Frau Sie aus ganzem Herzen liebt!“

Obschon die Wahrnehmungen des gestrigen Tages, das eigene übervolle Herz und die auffallend zurückhaltende Art und Weise, in welcher Frau Recamier am Morgen seinen Gruß erwiedert hatte, dem Prinzen eine Ahnung seines Liebesglückes gaben, kam ihm die Mittheilung der Frau von Staël dennoch überraschend. Wohl und wehe zog es ihm durch die Brust; wie in einem Zauberspiegel sahen seine erregten Sinne in diesem Augenblicke die Herzenstragödie seines ganzen Lebens vor sich: der Liebe Lust, der Liebe Leid flogen ihm wie glänzende Sonnenstrahlen mit schwarzen Wetterwolken untermischt durch die Seele.

„Was wissen Sie, gnädige Frau? Hat sie es Ihnen selbst gesagt?“ so fragte er in sichtbarer Erregung, während seine blitzenden Augen nach der Geliebten ausschauten.

„Fassen Sie sich, Hoheit,“ antwortete Frau von Staël, obschon es ihr selbst bei der bloßen Theilnahme an den Herzensangelegenheiten Anderer schwer fiel, ihre eigene Leidenschaftlichkeit zurückzudrängen. „Julie sprach gestern Abend anfangs nur von Ihnen. Ich hatte absichtlich die Rede auf Sie gebracht, als meine Cousine Necker sich mit unserer Wirthin zurückgezogen hatte; ich ahnte es schon lange, mein Prinz, daß Sie dem allgemeinen Verhängniß aller Derer nicht entgehen würden, welche in Juliens Nähe kommen. Aber gleichzeitig sagte es mir jeder neue Tag, und vollends erst der gestrige, daß Julie dießmal nicht bei ihrer bezau=

bernden Güte und unbefangenen Freundlichkeit stehen bliebe; in ihren Augen schimmerte ein Glanz, wie ich ihn niemals vorher bemerkt hatte. Genug, sie pries mir tausend Vorzüge an Ihnen; sie umarmte mich zärtlich und wiederholte mehrmals, daß sie mir jeden Gefallen erweisen wollte für die schönen Stunden, welche sie meiner Einladung verdankte. Da faßte ich sie plötzlich an beiden Händen, und Auge in Auge vor ihr stehend sagte ich zu ihr die wenigen Worte: ‚Julie, Sie lieben den preußischen Prinzen!‘ — Im ersten Augenblick war sie wie gelähmt vor Ueberraschung, es ging ihr siedendheiß bis durch die Hände, und dann stürzten ihr Thränen aus den Augen, sie umklammerte meinen Nacken und schluchzte: ‚Ja, ich liebe ihn! nur so kann ich das Gefühl nennen, das mich gleich das erste Mal bei seinem Anblick ergriffen und mich fortan alles Andere hat vergessen lassen.‘ Es dauerte lange, ehe sie ihre Ruhe wiederfand. Sie betheuerte, daß sie Alles thun wollte, um diese Neigung zu bekämpfen. Sie wäre ja die Gattin eines Andern; um ihres guten Mannes, um des frommen Freundes, um ihres eigenen Seelenheiles willen dürfte sie den sie überflutenden Gefühlen keinen Raum geben. Ich glaube, mein Prinz, daß die Schweigsamkeit und die Scheu der jungen Frau Ihnen gegenüber in beredter Weise davon Kunde geben, daß dieser Sturm in Juliens Herzen noch nicht ausgetobt hat. Dringen wir also nicht in sie: ihre klare Sammlung wird sie bald das Rechte herausfinden lassen, und der Gott, den sie lebendig im Herzen trägt, wird den Stürmen Ruhe ge-

bieten. Ueberlassen Sie mir das Weitere, Hoheit, vertrauen Sie mir, wie mir Julie vertraut hat; dann kann ich auch ohne Geheimnißkrämerei Ihnen Beiden eine gütige Fee sein!"

Prinz August war von der liebenswürdigen Fürsorge der Frau von Staël ebenso überrascht wie erfreut: auf einen so guten Bundesgenossen hatte er nicht gerechnet.

„Was soll ich thun, gnädige Frau?" so fragte er mit dankerfüllten Blicken, „um meine glühendste Verehrung für Frau Recamier in den rechten Schranken zu halten? Ich schütte mein Herz vertrauensvoll vor Ihnen aus mit dem Bekenntnisse, daß ich mich hier zum ersten Male im Leben von reiner, allgewaltiger Liebe ergriffen fühle — rathen Sie mir, beste Frau, die Sie mit hellem Auge das Menschenherz wie den Weltenlauf durchschauen, was ich armer Fremdling von der Göttin der Schönheit erhoffen darf!"

„Man darf sich nie in Einem Tage, mein Prinz, ein Urtheil in Einer Herzenssache zwischen zwei jungen, warm empfindenden Leuten bilden," versetzte weise Frau von Staël, die Verfasserin des Buches ‚Ueber den Einfluß der Leidenschaften'. „Die Liebe ist wetterwendisch; lassen Sie mich erst einige Zeit die stille Beobachterin spielen und das flüchtige Element studiren, ehe ich seine Natur zu beurtheilen wage. Sie selbst, Hoheit, dürfen sich der Dame Ihres Herzens in den nächsten Tagen nicht mehr als andere Herren der Gesellschaft nähern. Sie brauchen deßhalb nicht zu fürchten, daß Frau Recamier aus Ihrem Fernbleiben sofort

auf eine Erkältung Ihrer Neigung schließt: im Gegentheil, eine Frau überzeugt sich viel leichter von der Liebe des Mannes durch das, was sie erräth, als durch das, was er ihr sagt."

Man war bei diesem Gespräche bis an den Brunnen gekommen, welcher die Hälfte des Weges bezeichnete. Dort hatten die rüstigeren Fußgänger Halt gemacht, um die Nachzügler zu erwarten. Auch Frau Recamier zählte zu den Letzteren: ihr zierliches Schuhwerk bot dem steinigen Boden keinen hinreichenden Widerstand, und selbst auf den pariser Trottoirs hätte sie nicht mit Frau von Staël oder den genfer Herren gleichen Schritt halten können, dazu war sie eine zu verwöhnte Großstädterin. Zudem machte sich die immer höher steigende Sonne in lästiger Weise bemerklich, und nur mit Widerstreben traten die Damen den weiteren Weg aufwärts an. Das blühende Thal zu ihrer Linken und die zwischen grünen Feldern und Bäumen dahinfließende Arve entschwanden bald ihren Blicken, und plötzlich lag das von nackten Bergkolossen umgebene Gletschermeer vor ihnen.

„Die Herrschaften werden gebeten, erst in dieses Häuschen einzutreten," mahnte Herr Charles Pictet. „Eine kurze Rast ist nöthig, um jeder Erkältung vorzubeugen."

In dem ‚der Natur' geweihten Häuschen, wie es eine Inschrift über der Thür benannte, war in wenigen Minuten ein einfaches Mahl aus den mitgebrachten Vorräthen hergerichtet, und fröhlich plaudernd sprach man von den ausgestandenen Strapazen.

„Sehen Sie nur, wie die Sonne mich verbrannt hat," meinte Frau von Staël, indem sie ihre vollen Schultern und Arme betrachtete.

„Die glückliche Sonne!" seufzte Benjamin Constant, ohne sich an den danebenstehenden Grafen von Montmorency zu kehren.

Auch Frau Recamier's zarte Haut war stark geröthet. Der Prinz trat zu ihr und fragte in höflicher Weise nach ihrem Befinden; man merkte seiner Stimme nicht die freudige Erregung an, in welche ihn ihr bloßer Anblick versetzte. Die junge Frau versuchte ebenfalls unbefangen zu erscheinen. Es gelang ihr aber nur schlecht; sie konnte es nicht unterlassen, mit einem zärtlichen Blicke zu ihm aufzuschauen.

Frau von Staël hatte aus der andern Ecke des Zimmers die beiden Liebenden beobachtet: als sie die Freundin erröthen sah, eilte sie alsbald an ihre Seite.

„Ich fürchte, meine liebe Juliette, wir Beide werden nicht im Stande sein, die unternehmungslustigen Herren nach dem ‚Garten' des Talefergletschers zu begleiten; die Sonne prallt gar zu empfindlich von dem blanken Eise zurück, und nicht ohne große Anstrengung klimmt man stundenlang über die Spalten und Wogenkämme des eisigen Meeres hinweg, ehe man das blühende Eiland erreicht."

„Darf ich um die Erlaubniß bitten, den Damen einige Blumen jenes seltenen ‚Gartens' überreichen zu dürfen?" fragte Prinz August galant.

Huldvoll lächelnd wurde dem ritterlichen Prinzen seine

Bitte gewährt, und bald darauf theilte sich denn auch wirklich die Gesellschaft in zwei Hälften. Die rüstigeren Herren traten unter Peter Balma's Leitung den Weg über die Gletscher an, um den gerade in schönster Blüte stehenden ‚Garten' zu besuchen, während die Damen in Gesellschaft der älteren und bequemeren Herren längs dem Gletscher zum Eisgewölbe des Arveiron hinuntersteigen wollten.

Da wo das Eismeer in die Thalsohle hinabsteigt, entströmt den haushohen, glitzernden Eismassen ein helles Wildwasser, das sich nach kaum einstündigem Laufe in die Arve ergießt. Das Wasser bildete damals bei seinem Austritt aus dem Eise ein wohl hundert Fuß hohes Gewölbe; in kühnem Bogen, wie aus einem Smaragd gehauen, spannte sich das im Sonnenscheine meergrün und bläulich schimmernde Eis von einem Ufer zum andern. Die frischen Wiesen und Baumgruppen davor, der prächtige Wald des Montanvert zur Seite und die unermeßlichen Gletscherfelder dahinter und darüber, mit den Eispyramiden und den himmelhohen, kahlen Felsspitzen des Hochgebirges, das Alles gewährte ein schönes und ergreifendes Gesammtbild. Selbst Frau von Staël, welche trotz den vereinten Gaben ihres Geistes und Herzens erst seit ihrer italienischen Reise ein gewisses Interesse für landschaftliche Schönheit gefaßt hatte, besonders wenn sich reiche geschichtliche Erinnerungen damit verknüpften, fühlte sich in dem Allerheiligsten des Naturtempels, wie der große Saussüre das Chamounythal zu nennen liebte, in eine bewegte Stimmung versetzt.

„Dieß stille Thal mit der Gletscherwelt dort oben,“ meinte sie am Abend, „ist so recht darnach angethan, den Menschen die Stimmen in seiner eigenen Brust vernehmen zu lassen. Es überkommt uns ein Gefühl von Demuth, und doch fühlen wir uns sicher und geborgen in der Hand des allmächtigen Gottes. Unsere unwillkürlichen Empfindungen hierüber sind wahrer als alle Schulweisheit; wir bedürfen garnicht der Belehrung, daß die Erde groß ist, und daß jene hohen Schneeberge gleichsam nur die Papierdicke auf einem Globus sind; die lebendige Anschauung gibt uns den besten Maßstab für die Erkenntniß unseres Planeten. Fühlen Sie nicht auch, liebe Julie, daß eine sanfte Heiterkeit sich Ihrer im Laufe dieses schönen Tages bemächtigt hat?“

Frau Recamier hatte nicht erst nöthig, hierauf zu antworten: ihr glückliches Antlitz ließ die Empfindungen ihrer Seele errathen. Sie dachte ohne Unterlaß an den schönen, jugendfrischen Mann, sie wiederholte sich jedes Wort, das er zu ihr gesprochen, und erzitterte noch einmal unter dem leichten Drucke seines Armes, unter dem warmen Kusse, nach dessen Spur sie auf ihrer Hand wie im Traume befangen ausschaute.

Inzwischen war es Abend geworden. Die letzten Sonnenstrahlen beleuchteten nur noch die Felsnadeln und die höchsten Kämme, dann hüllten auch diese sich in ein nächtliches Grau. Die Sterne zogen herauf, klar leuchtete der Mond an dem wolkenlosen Nachthimmel. Auf der Dorfstraße war es längst still geworden, aber noch immer war Peter Balma

mit den Herren nicht vom Talefergletscher zurückgekommen, wie Madame Couteran den besorgten Damen meldete.

Endlich, Mitternacht war nicht mehr fern, erschallte Männergesang vor dem Hause. Eine jähe Freude fuhr Frau Recamier durch die Glieder, sie hatte die sonore Stimme des Prinzen erkannt. Frau von Staël hatte sich auch noch nicht zur Ruhe begeben. Beide Frauen traten an das offene Fenster des zu ebener Erde gelegenen Zimmers, bewillkommneten die Sänger und sprachen ihnen ihre Besorgniß über ihr langes Ausbleiben aus.

„Daran ist einzig Seine Königliche Hoheit von Preußen schuld," rief Herr von Sismondi. „Er suchte so lange nach dem rothen Enzian und wollte sich nicht, gleich uns anderen Staubgeborenen, mit einfachen Primeln und Alpenrosen begnügen."

Die Damen sahen sich nach dem Prinzen um. Er stand ganz hinten in der Gruppe, die Dunkelheit verbarg seine glückstrahlenden Blicke; er hatte nicht gehofft, noch zu so später Stunde die Geliebte zu sehen. Jetzt trat er mit einem Blumenstrauße vor und reichte ihr denselben durch das offene Fenster.

Frau Recamier nahm ihn mit einem leisen Dankesworte entgegen, Frau von Staël aber brach voller Bewunderung in die Worte aus: „Was sehe ich, Hoheit! Sie haben wirklich die seltenen rothen Enzianen in dem Gletschergarten gefunden! Und so ausgezeichnete Exemplare von Edelweiß umschließen den purpurnen Kern — es ist eine Pracht, Juliette!

in ganz Paris besitzt Niemand einen Strauß, wie Sie ihn augenblicklich in der Hand halten!"

„Und Hoheit hat dieser Blumen wegen viel gewagt," bezeugte der Graf von Montmorency, welcher ebenfalls an der Partie theilgenommen hatte. „Die steilsten Eishalden und die breitesten Schneespalten konnten ihn nicht zurückhalten, immer neue Blumen für seinen Strauß zu pflücken."

Es hätte dieser Lobpreisungen nicht erst bedurft, um das schwer erworbene Geschenk für Frau Recamier werthvoll zu machen. Als die Herren sich längst in ihre Quartiere begeben hatten — Prinz August trotz aller guten Vorsätze erst, nachdem er noch einen Liebesblick zum Abschiede erhalten hatte — da hielt sie noch immer den Blumenstrauß in der Hand, und immer wieder führte sie ihn an ihre Lippen und flüsterte dabei die Worte: „Vergib mir, guter Jacques! Ich wußte ja bis vor Kurzem nicht, was Liebe ist — und nun sind alle meine Sinne in Aufruhr gerathen, und das überraschte Herz sucht vergeblich gegen den unbekannten Zauber anzukämpfen." Aber die Thränen, welche auf eine solche Schwäche folgen, wirken gewöhnlich wie der Thau auf die Blumen: nur um so reizender erschien die junge Frau, als man sich am nächsten Morgen zur Abreise versammelte. Dießmal saß in dem blauen Kabriolet an der Seite des Prinzen August der Graf von Montmorency. Er hatte sich das von Frau von Staël als eine besondere Gunst erbeten: zu sehr hätte ihm am gestrigen Tage das ungezwungene, männliche Wesen des Hohenzollers gefallen, und er wünschte

lebhaft, sich über Manches von ihm unterrichten zu lassen. Frau Recamier dagegen hatte im ersten Wagen neben Frau von Staël Platz genommen, ihnen gegenüber der alte Herr von Barante und der Hauptmann von Clausewitz.

Als Letzterer, wie es nicht anders kommen konnte, der Dichterin von dem Prinzen erzählte und seiner persönlichen Verehrung für denselben in beredten Worten Ausdruck gab, da verschob Frau Recamier immer von Neuem ihre Lektüre in dem kleinen Lederbande, bis daß der Abend dunkelte und sie sich ohne Scheu dem süßen Genusse hingeben konnte, das Lob ihres Geliebten aus fremdem Munde mit anzuhören. Auf ihrem Schooße ruhte während der ganzen Fahrt eine sorgfältig geschlossene Schachtel. Mit beiden Händen hielt sie dieselbe fest, wenn der Wagen einmal heftig hin und her rüttelte, und als Frau von Staël beim Aussteigen auf dem Schloßhofe von Coppet fragte: „Haben Sie auch Ihre Blumen nicht vergessen, Juliette?“ da drückte sie die Schachtel an sich, und glücklich lächelnd trug sie sie in ihr Zimmer.

XI.

„Also bei Ihnen hat er sich auch seit heute Morgen nicht mehr sehen lassen, lieber Clausewitz? Ist es nicht ganz dienstwidrig, daß ein preußischer Obristlieutenant und sein Adjutant zusammen nur einen Burschen haben, und daß dieser obendrein so schlecht seinen Posten versieht? Himmelwetter, den Kerl wollen wir einmal fassen!"

Mit diesem Vorsatze, welchen der gutmüthige Prinz möglichst böse aussprach, ging er, erst zur Hälfte angekleidet, in seinem Zimmer rathlos hin und her. Er hatte sich an seinen Gottlieb seit Jahr und Tag so sehr gewöhnt, daß er ihn beim Ankleiden kaum entbehren konnte. Heute fand er weder die handbreite, mit Pferdehaar gesteifte Halsbinde, noch den Jägerrock mit Sammetaufschlägen und Hirschhornknöpfen, in welchem ihn die Damen am liebsten sahen. Das Rasirmesser lag ebenfalls nicht an Ort und Stelle, und als es endlich der Hauptmann von Clausewitz aufgespürt hatte, da war es so stumpf, daß der Prinz in allen Richtungen um Kinn und Backen fuhr, ohne die übrigens kaum bemerkbaren

schwarzen Stoppeln zu entfernen. Aber es ging dem Prinzen wie dem verliebten Antonius, der sich zehnmal scheeren ließ, ehe er der schönen Kleopatra seine Aufwartung machte. Auch Prinz August rasirte sich seit einigen Wochen viel häufiger als früher, ja er stellte sich mitunter vor den Spiegel und zupfte rechts und links an dem Bärtchen und dem krausen Kopfhaar, wobei er dann meist über sich selbst und seine plötzliche Eitelkeit lächeln mußte.

Da war es ihm, als hörte er Jemand langsam über den Korridor gehen, dicht an der Zimmerthür vorbei. Er rief: „Rösener!" so laut, als ob er vor seinem Grenadierbataillon stände und zum Chargiren kommandirte. Keine Antwort — der draußen schien still zu stehen. Der Prinz riß die Thür auf und erblickte den Kammerdiener Eugen. Er winkte ihn zu sich in's Zimmer.

„Sie scheinen mir ein kluger Mann zu sein," redete er ihn an.

Eugen zwickte mit den kleinen Augen und senkte schlau lächelnd den Kopf.

„Stehen Sie mit Fräulein Elise auf gutem Fuße, he?"

Eugen spitzte die Ohren und erwiederte schmunzelnd: „Königliche Hoheit können nicht wissen, daß Fräulein Elise ihren Schatz in Paris hat. Aber soweit es unsereinem möglich ist, sich mit einem so hübschen Mädchen zu verständigen, dürfte ich im Schlosse der Einzige sein, der sich einigermaßen ihrer Gunst erfreut."

„Schon gut, mein Bester! Suchen Sie jetzt das Fräu-

lein auf und erkundigen Sie sich unter der Hand — Sie verstehen mich — ob Frau Recamier in ihrem Zimmer ist, und ob ich durch meinen Besuch nicht stören würde. Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, daß Sie diese Angelegenheit mit der nöthigen Diskretion zu behandeln haben."

Der Kammerdiener ließ das ihm dargereichte Goldstück in seine Tasche verschwinden, machte einen tiefen Bückling und entfernte sich geräuschlos. Draußen auf dem Korridor jedoch lachte er sich in's Fäustchen und murmelte: „Das habe ich gut getroffen! Wohlan, Fräulein Elise, fortan werden Sie vielleicht weniger spröde gegen den Vertrauten Ihrer Tugendheldin sein. Wie lange wird's dauern, und ich kann meinen Berichten an Herrn Leroy die allerneuesten Thatsachen hinzufügen — der goldene Regen und eine Anstellung unter dem allmächtigen Fouché werden dann nicht lange auf sich warten lassen!"

Ordentlich stolz betrat er die große Küchenstube, in welcher zu dieser Zeit die Dienerschaft gewöhnlich versammelt war. Er sah das französische Kammermädchen mit trauriger Miene dasitzen. Indem er seinem verschmitzten Gesichte den Ausdruck der Theilnahme gab, fragte er höflich: „Sind Sie krank, Fräulein Elise?"

Das junge Mädchen that, als ob es seine Frage nicht hörte, und fuhr fort zu nähen. Herr Eugen ließ sich jedoch so schnell nicht abschrecken und fragte weiter: „Oder haben Sie schlechte Nachrichten aus Paris bekommen?"

Schon wollte Elise ihm unwillig den Rücken kehren, als

er ein Zaubermittel fand, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. „Wissen Sie schon, daß der preußische Prinz nicht mehr lange hier bleiben wird?"

Das Kammermädchen bekam einen ordentlichen Schreck über diese Mittheilung. Sofort wurde sie freundlich und begann nun ihrerseits zu fragen: „Wer hat Ihnen das gesagt, Herr Eugen?"

Dieser nahm vertraulich neben dem Mädchen Platz und antwortete so leise, daß ihn die übrigen Dienstboten nicht verstehen konnten:

„Es scheint zwischen Ihrer Madame und dem Prinzen nicht ganz richtig zu sein, wie ich seit einiger Zeit beobachte. Auch der Jäger des Herrn Grafen von Montmorency hat neulich so etwas bemerkt, als er im Parke hinter einem Busche lag und die Herrschaften, ohne ihn wahrzunehmen, in sehr erregter Stimmung den schattigen Laubgang auf und ab wandelten und sich allerlei Schönes sagten. Besonders aber hat mir der große Blonde etwas verrathen —"

„Herr Eugen, das glaube ich nicht!" fuhr Elise entrüstet auf. „Herr Rösener spricht nicht über seinen Herrn, und Ihnen würde er am allerletzten derartige Mittheilungen machen."

„Meinen Sie wirklich, mein schönes Fräulein?" entgegnete der Kammerdiener höhnisch. „Was berechtigt Sie denn zu der Meinung, daß Herr Rösener gerade mir nichts sagen sollte? Wie wäre es, wenn nun ich und kein Anderer der Vertraute des Monsieur Rösener wäre? Ich könnte Ihnen

beispielsweise von dem hübschen Jungen eine lange Liebesgeschichte erzählen — wie er in Genf eine blonde Wirthstochter verehrt, mit welcher er wahrscheinlich auch in dieser Stunde charmirt; wie er oft Abends von hier wegläuft und bei Sonnenaufgang wieder zur Stelle ist; wie er dem Mädchen und seinem Vater von Heirathsgedanken spricht und dergleichen dummes Zeug mehr, als ob solch' ein hübsches genfer Kind einen langweiligen Preußen nehmen würde."

Elise war bei diesen Mittheilungen blaß und still geworden. Sie hatte den schmucken, gutherzigen Rösener recht lieb gewonnen, so lieb, daß sie ihrem Robert seinetwegen hätte untreu werden können. Dabei war der junge Mann gegen sie nicht zuvorkommender, als gegen die übrige Dienerschaft, und wenn er auch manchmal einige französische Liebkosungsworte radebrechte, so war er doch weit entfernt von jeder ernstlichen Neigung zu ihr. Und nun besaß eine Andere sein Herz! Das erschien der sieggewohnten Pariserin beinahe als ein Schimpf; sie hätte vor Aerger weinen können, wenn nicht die weibliche Neugier nach kurzer Zeit den Aerger besiegt hätte. Eugen mußte ihr viel von dem alten Brosi und der muntern Rosine erzählen. Er plauderte so interessant und wußte seine eigene Person dabei in ein so gutes Licht zu stellen, daß er bald Elisens Vertrauen gewonnen und nun seinerseits sich des prinzlichen Auftrages entledigen konnte.

Das junge Mädchen schlug die Hände zusammen, als Herr Eugen von dem beabsichtigten Besuche des Prinzen er=

zählte. „Wenn das unser Herr wüßte!" rief sie entsetzt aus. „Aber Madame weiß, was sich schickt, und Ihr Prinz ist der schönste und liebenswürdigste Herr; ich freue mich jedesmal, wenn er mich ansieht. Was daraus wohl noch werden kann! Da muß ich aber wirklich die Augen offen behalten, sonst geht es mir am Ende auch noch schlecht und Robert bekommt die Stelle nicht. Nun, der Prinz wird dann für uns Alle sorgen!"

Mit dieser tröstlichen Zuversicht sprang das Mädchen auf und begab sich in das Zimmer der Herrin.

Frau Recamier hatte sich den ganzen Morgen über mit Briefschreiben beschäftigt und schien doch nicht recht von der Stelle gekommen zu sein; wenigstens war ihre feine, zierliche Handschrift nur auf einem der auf dem Tische liegenden Briefbogen zu erkennen.

Augenblicklich schritt sie in ihrem eleganten Morgenrocke im Zimmer auf und ab, und immer wieder blickte sie in den letzten Brief ihres Gatten. „Daß er mir auch gar nichts von seinen Gedanken über den Prinzen schreibt!" sprach sie vor sich hin. „Er konnte es doch bei einiger Aufmerksamkeit zwischen den Zeilen lesen, daß mir der Prinz nicht gleichgültig ist. Warum ist Jacques nicht im geringsten eifersüchtig? Aber worauf sollte er es eigentlich sein? Er weiß ja, daß ich nur seine Tochter, seine Freundin bin — ein Vater oder ein Freund pflegt nicht auf den Liebhaber eifersüchtig zu sein! Vielleicht ist der gutmüthige Jacques wieder in die Gesellschaft seiner alten, leichtlebigen

Freunde gerathen? Vielleicht sitzt er mit ihnen wie vor Jahren im Kaffeehause des Palais Royal, wo die schöne Wirthin am Zahltische hinter Blumen thront, aufgeputzt wie zu einem Tanzfeste, vor sich das in Saffian und Goldschnitt gebundene Rechnungsbuch, bewundert und umworben von den Elegants des neuen Kaiserreichs. Oder am Ende ist er gar im Saale der Hazardspieler, oder im Foyer des Theaters von Montansier anzutreffen, wo die schönen Negermasken sich zu versammeln pflegen? Denn wenn er gar keinen derartigen Zerstreuungen nachginge, würde er mir doch mehr zu schreiben haben, als über seine neuesten Geschäftsabschlüsse und die große Hitze der vergangenen Woche."

„Haben Madame geschellt?" fragte das Kammermädchen zur Thür herein mit einem forschenden Blicke auf ihre Herrin.

„Nein, Elise. Aber Du kannst Eugen bitten, erst in einer Stunde nach Genf zu fahren und dann meine Briefe mitzunehmen."

Nach dieser kurzen Unterbrechung setzte die junge Frau ihr Selbstgespräch fort.

„Aber geht es mir denn nicht ebenso? Ich komme nicht über die ersten Seiten hinweg, es ist mir — sonderbare Laune des Zufalls — als wollte ich an Jacques eine Liebeserklärung schreiben, da ich nach Art der Liebenden den Brief angefangen habe, ohne zu wissen, was ich sagen werde. Und das Alles eines Gefühls wegen, das doch nur wie ein schönes Trugbild meine Seele umgaukelt! Der Prinz ist seit der Partie in's Chamounythal recht zurückhaltend gegen

mich geworden — ob ihn wohl die Aufmerksamkeiten gereuen, welche er mir an jenem unvergeßlichen Tage erwiesen hat? Oder ob Mathieu ihm in's Gewissen geredet und ihn von der Aussichtslosigkeit seiner etwaigen Neigung überredet hat? Wüßte ich doch aus seinem eigenen Munde, daß er für mich nur zum hundertsten Theile das fühlt, was ihm hier aus meinem Herzen entgegenflammt!"

Da klopfte es an die Thür — Prinz August trat in's Zimmer.

„Mein Prinz!" rief Frau Recamier freudig erschreckt aus. Ein Zittern flog durch ihren Körper, daß er sie so ganz ohne Vorbereitung im Morgenkleide überraschte. Keines Wortes mächtig klammerte sie sich an den Tisch und winkte ihm zu einem Stuhle gegenüber.

Aber der Prinz blieb wie angewurzelt unweit der Thür stehen. Die schlanke junge Frau erschien ihm wie eine Heilige des Himmels; ihre süße Verschämtheit übergoß das schöne Antlitz mit einem Schimmer des keuschesten Liebreizes. Sie hatte den Blick zu Boden gesenkt; trotz ihres Schweigens spielte indeß schon im nächsten Augenblicke ein leichtes, freundliches Lächeln um ihre Lippen, und als sie dann voll stillen Glückes das Auge zu ihm erhob und ihm einen Schritt näher trat, da mußte er wieder gewaltsam an sich halten, um nicht auf sie zuzustürzen und sie mit heißen Küssen zu ersticken.

„Ich bin gekommen, um mich bei Ihnen zu verabschieden," sagte er, nachdem er einen der bunten Polsterstühle an

den Tisch gerückt hatte, dem Sessel der jungen Frau gegenüber. „Ein Brief aus Memel meldet mir wichtige Veränderungen im preußischen Heere. Der König wünscht meine Gegenwart und meine persönlichen Erläuterungen zu einer Denkschrift, welche ich ihm von Soissons aus einschickte. Ich wollte Ihnen danken, Madame, für die Stunden reinsten, höchsten Glückes, welche mir Ihre Gegenwart hat zu Theil werden lassen."

„Sie überraschen mich durch diese Nachricht, Hoheit," brachte Frau Recamier nach einer minutenlangen Pause hervor. Ein heftiger Kampf mußte währenddessen in ihr vorgegangen sein, denn das glückliche Lächeln und die rothen Wangen waren verschwunden, mit zusammengepreßten, zuckenden Lippen lehnte sie sich in den Sessel zurück und fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte sie sich etwas Vergangenes in's Gedächtniß zurückrufen. Dann ließ sie die Hand in den Schooß sinken, eine Thräne hing an ihren Augenlidern, und nur die hochathmende Brust verkündete die starken Empfindungen, welche sie beherrschten.

Prinz August überblickte theilnehmenden Herzens ihren Gemüthszustand. Mit einem Schlage stand ihm jetzt sonnenhell die Wahrheit alles dessen vor Augen, was ihm Frau von Staël auf dem Wege nach dem Montanvert mitgetheilt hatte.

„Julie, meine Julie, ich kann die heiße Liebe zu Ihnen nicht länger in meiner Brust zurückhalten. Hier auf den Knieen flehe ich Sie an: vergeben Sie mir den seligen

Rausch dieses Augenblickes und hegen Sie auch in Zukunft keinen Groll gegen mich! Sie sind das schönste Weib auf Gottes Welt — alle meine Sinne haben Sie mit wonnigem Zauber umstrickt — einzige, angebetete Julie, ich bin Dein auf ewig — ewig Dein!“

Der Prinz war vor Frau Recamier niedergesunken, seine Hände hatten ihre Hände gefaßt, seine schönen dunklen Augen sahen zu ihr auf voll feuriger Leidenschaft.

Die junge Frau war im ersten Augenblicke zum Tode erschrocken über die jäh emporlodernde Liebe des ritterlichen Hohenzollers. Wie ein süßes, betäubendes Gift umschmeichelten seine Worte, seine Blicke ihre erregten Sinne; die Pulse klopften ihr wie im Fieber, und erst als sie durch das Geständniß ihrer eigenen Liebe dem übervollen Herzen Luft machte, wurde ihr allmälig leichter um's Herz.

„O mein Prinz, mein Geliebter, Ihre Worte geben meinem Leben Freude und Wonne!“ So sprach sie, indem ihr thränenschimmerndes Auge voll Entzücken auf dem jungen Fürsten ruhte. „Ihnen schlug mein Herz seit dem ersten Tage entgegen, ach und die heiligsten Pflichten haben diesem Drange des Herzens immer mehr weichen müssen. Stehen Sie auf, mein Prinz — o mein Gott, wenn man Sie jetzt bei mir träfe! — Ich liebe, ich liebe — o, welche Seligkeit durchbebt meine Brust!“

Frau Recamier war bei diesen Worten von ihrem Sessel aufgestanden; sie streckte die gefalteten Hände vor sich hin, eine sanfte Schwärmerei sprach aus dem schönen Antlitz.

Der Prinz konnte nicht seine Fülle von Kraft und Jugend verleugnen, als er das schlanke, liebeathmende Weib so glückberauscht vor sich dastehen sah. Mit starkem Arm umfaßte er sie, er küßte ihre blühenden Lippen, und als sie dann ihre Arme um seinen Nacken schlang und seine Küsse voll Inbrunst erwiederte, da jauchzte es in ihnen Beiden voll höchster Menschenlust.

Nach wenigen Minuten kehrte ihnen jedoch die Erinnerung an ihre augenblickliche Lebenslage zurück.

„Sie wollen von mir gehen, mein Prinz — jetzt, wo Sie mich soeben Ihrer Liebe versichert haben?"

Die eben noch so glückliche Frau schien durch den Gedanken an die bevorstehende Trennung mit Trauer erfüllt zu werden.

„Ich werde zunächst nicht gehen, einzige Julie," antwortete Prinz August nach kurzer Ueberlegung. „Ich werde den Hauptmann von Clausewitz noch heute nach Preußen abreisen lassen. Er soll vom Könige nähere Befehle für mich erbitten und die erforderlichen Erläuterungen zu der von uns Beiden gemeinschaftlich abgefaßten Denkschrift geben. Clausewitz ist ebenso geschickt als zuverlässig, ihm vertraue ich Alles an. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, Julie, wie unaussprechlich glücklich mich Ihre Liebe macht! O, daß ich mich niemals, niemals von Ihnen zu trennen brauchte!"

Mit Rücksicht auf Herrn Recamier und die vielen Gäste des Schlosses verabredeten die beiden Liebenden für die nächste Zeit die vollständige Geheimhaltung ihrer Neigung:

nur Frau von Staël sollte zunächst in das Geheimniß eingeweiht werden, nöthigenfalls auch noch der treue Waffengefährte des Prinzen.

Kaum hatte der Prinz die Geliebte verlassen, als er seinen Adjutanten aufsuchte.

„Sie wissen, lieber Clausewitz, daß der König an mich geschrieben hat. Die französischen Heere stehen noch immer jenseits der Oder, bis über die Weichsel hinaus, trotz des Friedensschlusses von Tilsit. Alles seufzt unter dem Joche des Siegers. Der Uebermuth seiner Marschälle und Festungskommandanten kennt bald keine Grenzen mehr, seitdem man Rußlands Sympathieen für Frankreich erfahren hat. Der König hat den Minister von Hardenberg auf Napoleon's Wunsch entlassen müssen, aber trotz seiner Nachgiebigkeit gegen Andere ist Friedrich Wilhelm gegen sich selbst unerbittlich streng, wenn es das Wohl des Vaterlandes erheischt. Denken Sie nur, Clausewitz: der Freiherr von Stein ist wieder in das Ministerium berufen worden, so heftig und unverträglich er sich auch im vorigen Jahre gegen Jedermann, und besonders gegen den König, gezeigt hatte. Ja, der König hat ihm sogar die oberste Leitung der Geschäfte des Innern übertragen, weil Stein trotz seiner rauhen Außenseite in Aller Augen der einzige Mann ist, welcher in diesen schweren Zeiten Rath schaffen kann. Stein will nun nicht bloß die augenblicklichen Schwierigkeiten zu überwinden suchen, wie der Brief des Königs andeutet, sondern er will den gesunkenen vaterländischen Geist in Preußen und Deutsch-

land neu beleben und die Volkskraft steigern; er will aus dem bisherigen Mechanismus der Staatsverwaltung einen lebendigen Organismus schaffen und dadurch das unterdrückte Vaterland in den Stand setzen, über kurz oder lang an einen Befreiungskrieg zu denken. Er will den Besitz erleichtern, den Gebrauch des Grundeigenthums freigeben, eine Städteordnung aufsetzen und — was für uns Beide das Wichtigste ist — eine vollständig neue Wehrverfassung einrichten. Schon ist der Oberst von Scharnhorst in das Kriegsdepartement eingetreten und will bei demselben das Krümpersystem beantragen, wodurch er in wenigen Jahren einige hunderttausend waffentüchtige Krieger in's Feld zu stellen hofft, ohne den Vertrag mit Napoleon zu brechen. Es gehen große Dinge in Preußen vor: wir dürfen nicht fehlen, Clausewitz, seitdem wir unsere Freiheit wiedererlangt haben. Ich bitte Sie deßhalb, noch heute Abend die nach Bern gehende Extrapost zu benützen und sich so schnell als möglich bei Seiner Majestät zu melden."

Die freudige Erregung, mit welcher Karl von Clausewitz den ersten Theil der Rede des Prinzen und besonders die Zurückberufung Stein's vernommen hatte, verwandelte sich beim letzten Satze in ein unverhohlenes Erstaunen, und fragend blickte er den Sprechenden an, als ob er ihn nicht recht verstanden hätte.

„Sie wundern sich, daß Sie ohne mich abreisen sollen? Sehen Sie, lieber Freund, ich für mein Theil bin noch nicht ganz frei, noch hält mich Frankreich in Fesseln, wenn die-

selben immerhin aus Rosen geschlungen sind. Sie wissen es längst, Clausewitz, daß ich Frau Recamier glühend verehre und liebe. Heute, wo wir nach so langem Zusammenleben auf einige Zeit von einander Abschied nehmen, darf ich es Ihnen auch gestehen, daß die schöne Frau meine Neigung lebhaft erwiedert — ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich ich mich fühle! Und da sollte ich, kaum ihrer Gegenliebe sicher, auch schon wieder in die weite Ferne! Der Brief des Königs enthält zunächst noch keinen direkten Befehl für mich, nach Preußen zurückzukehren; wäre dieß der Fall, so würde ich selbstverständlich keinen Augenblick mit der Abreise zögern. — Außer den dienstlichen Angelegenheiten habe ich jedoch noch einen ganz besondern Auftrag für Sie, mein lieber Clausewitz. Es wäre möglich —" der Prinz zögerte, als wollte er nicht recht mit der Sprache heraus, oder als hätte er den vorzubringenden Gedanken noch nicht reiflich genug durchdacht, um ihn aus dem eigenen Herzen freizugeben, selbst dem erprobten Freunde gegenüber — „es wäre möglich, daß ich — nun daß ich in die Lage käme, Frau Recamier einen Heirathsantrag zu machen."

Der Hauptmann von Clausewitz schreckte zurück, als er dieß Wort vernahm.

„Königliche Hoheit dächten wirklich daran, eine französische Dame —"

„Ich sprach zunächst nur von der Möglichkeit, lieber Clausewitz!" unterbrach ihn Prinz August. Ein sinniger Ernst leuchtete dabei aus seinem Auge; man sah ihm die Ueberlegung

an, welche das ungestüm drängende Herz Schritt für Schritt zu zügeln suchte. „Aus einigen Bemerkungen der Frau von Staël und des Grafen von Montmorency habe ich herausgehört, daß der Gemahl der jungen Frau wenig im Stande sein dürfte, ihr alle die lebhaften Aufmerksamkeiten zu erweisen, deren eine so anmuthige Frau bedarf, um in ihrem Gatten den steten Vertrauten ihrer Neigungen zu sehen. Noch ist zwischen mir und Frau Recamier kein darauf bezügliches Wort gewechselt worden. Aber ich möchte für alle Fälle wissen, wie weit ich gehen darf, und das sollen Sie für mich erforschen, Clausewitz! Ich bitte Sie also darum, sofort nach Ihrer Ankunft in Memel oder wo sich sonst der Hof befindet, außer den militärischen Geschäften eifrigst die Meinung des Königs über mich und meine Zukunft auszukundschaften; Sie wissen ja, auf welchen Zwischenwegen man solche vertraulichen Fragen bei Hofe erledigt. Halten Sie sich nur an den Kabinetsrath Beyme oder an seinen Sekretär Villaume: die Herren vom kleinen Kabinet wissen immer am besten, was dem Könige im Kopfe herumgeht. Sollten Sie aber gar nichts zu hören bekommen, dann, lieber Clausewitz, bitte ich Sie, in der unbestimmtesten, vorsichtigsten Weise das Gerücht in Umlauf zu setzen, daß irgend eine französische Dame von großer Schönheit, aber bürgerlicher Abkunft, mein Herz in Banden halte. Dann muß sich der König äußern! Wahrscheinlich wird er Sie zuerst in's Verhör nehmen — suchen Sie ihn zu einer möglichst ausführlichen Darlegung seiner Ansicht zu bewegen, ohne indeß

Frau Recamier zu nennen; er weiß aus eigener Erfahrung, was treue Liebe vermag, und er ist zu gerecht, als daß er willkür[illegible] verfahren könnte. Vor allen Dingen aber ist die größte Eile geboten, und wenn ich nicht fürchten müßte, mein lieber Freund, zu viel von Ihnen zu fordern, so würde ich Sie bitten, umgehends hieher zurückzukehren und mich persönlich von der Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen."

Es war in der That ein schwieriger Auftrag, mit welchem Prinz August seinen Adjutanten betraute. Aber diesem schien nichts zu schwer, wenn das Glück des hochherzigen Fürstensohnes davon abhing. Schon in der nächsten Stunde verabschiedete er sich von der erstaunten Schloßherrin, empfahl sich auch bei Frau Recamier und den übrigen Gästen des Schlosses und setzte sich dann auf die berner Extrapost.

XII.

Nicht nur dem Prinzen, sondern fast allen Damen und Herren schien der muntere Hauptmann von Clausewitz in den nächsten Tagen zu fehlen. Ueber seine schnelle Abreise hegte man die widersprechendsten Vermuthungen; nur darin kamen Alle stillschweigend überein, daß Frau Recamier in irgend einer Beziehung dazu stehen müßte.

Benjamin Constant war der Erste, welcher seine Vermuthungen in Worte kleidete. Er fühlte sich seit der Ankunft des preußischen Prinzen immer weniger wohl in dem Schlosse, als dessen Herrn er sich halb und halb schon betrachtet hatte: es war ihm bis jetzt ja geglückt, das wachsame Auge der Frau von Staël über das Wohlgefallen zu täuschen, welches ihm der Anblick ihrer schönen Freundin bereitete. Eigentlich hätte er dem Prinzen dankbar sein müssen, daß ihn dieser vor der ihm von Frau von Staël gestellten Falle bewahrt hatte, denn Frau Recamier hatte von Tage zu Tage mehr den eigentlichen Zweck ihrer Anwesenheit in

Coppet vergessen und sich gänzlich dem süßen Liebesleben hingegeben.

Auch die Schloßherrin zollte ihrem geistvollen Freunde nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit und Bewunderung wie früher. Seine glänzende Redegewandtheit konnte sie kaum noch auf einzelne Stunden fesseln; oft erhob sie sich plötzlich, gequält von dem Gedanken, daß für ihren hohen Gast etwas verabsäumt würde, und niemals hatte Constant sie so herzlich erfreut gesehen, als wenn ihre Augen auf der Freundin und dem stattlichen Hohenzoller an ihrer Seite ruhten. Es gehörte wenig Scharfsinn dazu, um zu bemerken, daß Frau von Staël augenblicklich ihre eigenen Herzensangelegenheiten fast ganz vernachlässigte. Sie fand an dem lebhaften Treiben ihrer Gäste und besonders an der aufkeimenden Neigung der beiden Liebesleute so viel Gefallen, daß sie unwillkürlich das Constant gegebene Versprechen außer Acht ließ und nur für ihre Freunde lebte.

„Was ist eigentlich Ihre Ansicht, liebe Germaine?“ so fragte Constant einige Tage nach der Abreise des Herrn von Clausewitz. „Sind Sie allen Ernstes der Meinung, daß der Liebeshandel des zärtlichen Pärchens ein gutes Ende nehmen wird?“

„Gewiß meine ich das,“ entgegnete Frau von Staël zuversichtlich, „denn Beide handeln trotz ihrer Jugend nach Grundsätzen. Julie hat durch ihr vergangenes Leben zur Genüge bewiesen, daß alle unredlichen Verlockungen sie keinen Schritt breit von dem Pfade der Tugend abzulenken ver-

mögen, dem Prinzen dagegen steht sein rechtschaffener Sinn an der Stirn geschrieben, ganz abgesehen von dem musterhaften Geiste, der am preußischen Königshofe herrscht."

„Aber die Liebe, die Liebe!" warf der vielgequälte Liebhaber warnend ein. „Sie wirft alle Grundsätze über den Haufen und verführt zu den größten Thorheiten. Sollte es nicht unsere Pflicht sein, Herrn Recamier eine kleine Warnung zugehen zu lassen?"

„Ich kenne Sie kaum wieder, Benjamin! Sie hatten früher ein so weites Gewissen für die Beziehungen zwischen Mann und Weib, und jetzt wollen Sie plötzlich den Tugendwächter spielen! Haben Sie denn vergessen, was Sie mir selbst Alles gesagt haben, als der Baron von Staël noch lebte? Nein, nein, mein Freund: Sie werden meinen Glauben an Juliens rechtliche Handlungsweise nicht zerstören; ich übernehme als ältere Freundin und als Wirthin des Hauses die volle Verantwortung für das, was Julie dem Prinzen gegenüber zu thun beliebt."

„Und wenn Ihre Julie nun die Interessen der Rechtlichkeit mit denen der Liebe als kluge Pariserin zu vereinigen verstände?" bemerkte Constant, indem er durch sein Augenglas nicht ohne einen Zug von Spott zu der Schloßherrin hinüberblickte. „Wenn sie zurückhaltend wäre, ohne den Prinzen an ihrer Liebe zweifeln zu lassen, verschämt und doch nicht kalt, sparsam in ihren Gunstbezeugungen und doch nicht wunderlich und launenhaft — Alles in der richtigen Annahme, daß nur dadurch das Feuer ihres Anbeters unterhalten wird?"

„Sie sind mißtrauisch, lieber Freund; Frau Recamier ist solcher Kunstgriffe gar nicht fähig. Sie vermag es ja nicht einmal, auf einem Maskenballe ihre Stimme zu verstellen oder fremde Masken mit „Du“ anzureden, und da sollte sie den Muth haben, den Prinzen systematisch über ihre wahre Gesinnung im Unklaren zu lassen oder gar absichtlich zu täuschen?“

Aber Constant wollte sich durchaus nicht überzeugen lassen. „Julie ist in vielen Dingen ein Engel, aber in einigen ist und bleibt sie ein Weib,“ meinte er. „Wozu streiten wir uns jedoch über etwas so Unberechenbares, als die Liebe einer Pariserin es ist? Sagen Sie mir lieber, Germaine, was nach Ihrer Ansicht das Ende vom Liede sein wird.“

„Die jungen Leute werden sich möglicherweise heirathen,“ entgegnete Frau von Staël; „ich wüßte wenigstens nicht, was sie Beide Besseres thun könnten.“

Herr von Constant brach in ein helles Gelächter aus. „Heirathen?“ rief er. „Ich weiß wirklich nicht, Germaine, was ich von Ihrer augenblicklichen Geistesverfassung halten soll. Der Neffe des großen Friedrich, meinen Sie, würde eine Französin an den sittenstrengen berliner Hof führen? Er — jung und schön wie ein Apoll, und sie — seit vierzehn Jahren die Gattin eines alten, bürgerlichen Kaufmanns! Die Zeiten sind vorbei, wo man derartige Mißheirathen schließen durfte, und unser lebenslustiger Prinz ist wahrlich der Letzte, der daran dächte.“

„Wir sind einmal wieder genau entgegengesetzter Ansicht," versetzte Frau von Staël, ohne sich beirren zu lassen. „Es dürften nach meiner Meinung eher von Juliens Seite Bedenken erhoben werden. Sie ist eine gefeierte Schönheit, Paris und Frankreich tragen sie auf Händen, ihr Gatte und alle ihre Bekannten vergöttern sie. Erinnern Sie sich nicht mehr an die Szene in der Rochuskirche? Man hatte Julien aufgefordert, mit der Armenbüchse sammeln zu gehen. Kaum hatte sie sich von ihrem Sitz erhoben, als die Menge sie sogar im Gotteshause voller Entzücken umringte. Man stieg auf die Stühle, auf die Pfeiler und Altäre der Seitenkapellen, kaum konnten die beiden begleitenden Kirchenväter die zarte Frau vor der erdrückenden Bewunderung retten; der Rundgang aber hatte den Armen zwanzigtausend Franken eingebracht. Ganz so ist es noch heute, Benjamin. Die Jahre haben ihr nicht die Reize der Jugend zu nehmen vermocht, ihr Herz ist so jung wie ihr Körper es zu sein scheint. Ich erachte es beinahe für ein Opfer ihrerseits, den nordischen Fürstenpalast gegen Paris einzutauschen; denn dort werden heutzutage alle großen Lebensfragen abgehandelt, dort versammeln sich die Talente und die Träger der Bildung, dort allein herrscht eine vollkommene Behaglichkeit des äußeren Lebens. Wenn Julie jemals Paris für immer meiden müßte, würde es ihr bald wie mir ergehen: die Sehnsucht nach ihrem Salon würde durch keinen fürstlichen Prunk gestillt werden. Ihre Erinnerungen und ihre Gewohnheiten haben ein Netz um sie gewoben, das vielleicht nicht einmal

die Leidenschaft zerreißen kann: wie der Epheu die hochragende Eiche überwuchert und schließlich ertödtet, so würden die tausend kleinen Reize des pariser Lebens die jetzt so allgewaltige Liebe im Laufe der Zeit ersticken. Zudem ist Juliens schönster Schmuck ihre Bescheidenheit, und das umsomehr, als man bisher Alles gethan hat, sie von derselben zu heilen. Ob Fürstensohn oder schlichter Privatmann, das würde bei ihr nie den Ausschlag geben; in echter Weiblichkeit flieht sie die geräuschvolle Oeffentlichkeit und sucht dem Veilchen gleich gern den Schatten auf. — Bis jetzt ist indessen, soweit meine Kenntnisse reichen, noch von keiner Seite ein Sterbenswörtchen über Heirathen gesprochen worden; nur wir Beide, Benjamin, haben wie gewöhnlich die Gelegenheit ergriffen, uns gegenseitig die widersprechendsten Ansichten mitzutheilen."

„Hoffentlich ohne daß wir uns deßhalb zürnen," entgegnete Constant einlenkend. Eben wollte er von der Heirath des Prinzen auf seine eigenen Interessen zu sprechen kommen, als ein leises Klopfen an der Thür vernehmbar wurde.

Mit einem fragenden „Störe ich nicht?" trat Frau Recamier ein. Sie hatte beim Oeffnen der Thür nur Frau von Staël gesehen: das breite Bücherpult, welches auf dem Schreibtische stand, hatte Constant verdeckt. Als sie ihn dann gewahrte, wollte sie scheu zurückweichen. Aber eiligst legte die Schloßherrin den grünen Zweig, den sie bis dahin zwischen den Fingern gedreht hatte, beiseite und ging der Freundin mit offenen Armen entgegen.

„Sie kommen wie gerufen, liebe Juliette; Benjamin fragt schon seit einer Stunde nach Ihnen und möchte Hunderterlei von Ihnen wissen. Aber wo sind Ihre rosigen Wangen, beste Freundin?“ Erstaunt trat Frau von Staël einen Schritt zurück und musterte die junge Frau mit einem schnellen Blicke. Sie mußte geweint haben, das sah man trotz der langen, dichten Wimpern, welche die Augen überschatteten, auch zeigte sich auf den Lippen keine Spur der kindlichen Schelmerei, wodurch sie sonst alle Welt entzückte.

Frau Recamier antwortete nichts; dafür winkten ihre Augen, nur der Freundin bemerklich, zu Constant hinüber.

„Gewiß wollen Sie mir den letzten Brief des Herrn Recamier mittheilen,“ sagte die Schloßherrin dann, halb zu Constant gewendet.

Dieser verstand den Wink und begab sich in den anstoßenden Billardsaal.

Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, als Frau Recamier sich heftig schluchzend an die Brust der Freundin warf.

„Julie, was ist Ihnen geschehen?“ rief Frau von Staël erschrocken aus. Sie kannte die Freundin gar nicht anders als mit heller, sorgloser Stirn; ihre klaren Augen, ihre sanfte Stimme schienen nur das Glück eines ungetrübten Lebens auszusprechen. Und gerade jetzt, wo die Liebe des trefflichsten Mannes sie über alles Leid hätte hinwegheben müssen, jetzt weinte sie so bitterlich, als müßte sie unter der Last des Schmerzes erliegen.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe die junge Frau durch den tröstlichen Zuspruch der Freundin ihre Fassung wiedergewonnen hatte und Worte für ihre Trübsal fand.

„Mathieu hat mich soeben verlassen," begann sie, ihre Rede oft durch Schluchzen unterbrechend. „Der gute, edle Freund hat mich tief meine Schande erkennen lassen. Wir sprachen anfangs von gleichgültigen Dingen. Da ritt der Prinz in den Hof ein; er hatte seinen gewohnten Morgenritt gemacht und sah so keck und frisch zu mir in's Fenster, daß ich bei seinem Gruße vor Freude erröthete. Mathieu gewahrte es. ‚Sie stehen auf einem vertrauten Fuße mit Seiner Königlichen Hoheit von Preußen?‘ fragte er langsam und ernst, so daß jedes seiner Worte mir eine Anklage schien. Ich war nicht im Stande, ein Wort zu erwiedern oder auch nur seinen forschenden Blick auszuhalten. ‚Warum entziehen Sie mir Ihr Vertrauen, Julie?‘ fragte er weiter. ‚Sie wissen, daß Ihr Gatte Sie meinem Schutze übergeben hat, daß Sie keinen aufrichtigeren Freund in der Welt besitzen, als ich es Ihnen bin. Ich schätze den Prinzen als einen braven, ritterlichen Jüngling, aber Sie sind eine Französin, eine Katholikin, die Gattin eines andern Mannes. Was soll daraus werden, Julie? Tag und Nacht quält mich dieser Gedanke, und ginge es nach mir, so reisten wir noch heute nach Paris zurück.‘ ‚Sie haben Recht,‘ brachte ich endlich hervor, ‚ich muß ihn fliehen, die heiligsten Pflichten gebieten es‘ — aber kann ich es denn? Ich habe manche Stunde auf den Knieen gelegen und die Muttergottes um

Rath angefleht. Die Hände habe ich unter heißen Thränen gerungen, auf daß der Geist des Gebetes die weltlichen Triebe in mir tilgte. Alles, Alles war vergeblich — ein Blick aus seinen schönen, guten Augen verscheuchte die Andacht aus meinem Herzen!"

Sie konnte nicht weiter sprechen. Wie eine Sünderin saß sie da, die Augen zu Boden gesenkt, die gefalteten Hände im Schooße ruhend.

Frau von Staël hatte sich schon seit einigen Tagen auf diese Szene gefaßt gemacht: ihr scharfes Auge hatte den Zwiespalt zwischen der gläubigen Frömmigkeit und der weltlichen Liebe als unvermeidlich erkannt, nur hatte sie der zarten Freundin niemals eine solche Leidenschaftlichkeit zugetraut. In sanftem Tone hob sie an zu erwiedern:

„Sie wissen gar nicht, liebe Julie, wie traurig mich Ihre augenblickliche Gemüthsstimmung macht. Ich bin ja die einzige Veranlassung, daß Sie hieher gekommen sind, und mit wieviel Thränen wird Ihnen jetzt dieser Freundschaftsdienst vergolten! Wer von uns Beiden hätte das vor wenigen Wochen gedacht! Aber so ist die Liebe: Niemand kennt ihr Wesen, und doch sind ihre Wirkungen unglaublich groß und mannigfaltig. Jedes neue Geschlecht erfindet sie gleichsam von Neuem, wie einst das erste Menschenpaar im Paradiese; wir empfinden immer wieder ihre Wonnen, in jedem neuen Frühling hallt ihr Preis in Millionen Akkorden durch den Umkreis der Schöpfung — und doch hat sie soviel Thränen, soviel Herzeleid in ihrem Gefolge! Die ungetrübt

glücklichen Stunden bezeichnen für uns Menschen schon die Vollendung der schönsten Träume; ach, und nichts Vollendetes ist ja auf Erden von Dauer! Aber dennoch kann Niemand der Liebe entrinnen! Von Geburt an ist ein Zug nach ihr dem Menschenherzen eingepflanzt; er entwickelt sich, je nachdem sich unser Geist vervollkommnet, und treibt uns dazu an, das Schöne zu lieben, selbst ohne daß man uns jemals gesagt hätte, was eigentlich schön und liebenswerth ist. Meinen Sie also nicht auch, meine theure Julie, daß wir so recht eigentlich der Liebe wegen in der Welt sind?"

Frau von Staël verstand das Trösten. In jedes ihrer Worte wußte sie soviel Ueberzeugungskraft hineinzulegen, daß schon jetzt das stoßweise Schluchzen der Freundin nachgelassen hatte. Ein thränenfeuchter Blick voller Dankbarkeit war die Antwort auf ihre letzte Frage.

„Lassen Sie uns nun einmal ruhig Ihre Lage in's Auge fassen," fuhr Frau von Staël fort. „Ich will gleich mitten in die Sache hineingehen: nach meiner Ansicht wird Ihnen Prinz August seine Hand anbieten, und zwar nach den in deutschen Fürstenhäusern üblichen Gesetzen der morganatischen Ehe."

Frau Recamier schüttelte ungläubig mit dem Kopfe. „Wie wäre das möglich? — Und wenn er es thäte, so bin ich ja nicht frei — ach, es wird Alles anders kommen!"

„Die katholische Kirche kennt allerdings keine Scheidung," entgegnete Frau von Staël. „Aber wir haben ja seit einigen Jahren den Code Napoleon, und dieser gestattet die

Scheidung, wenn die beiden Gatten sie gegenseitig wünschen und beantragen, vorausgesetzt, daß Herr Recamier fünfundzwanzig und Sie selbst einundzwanzig Jahre zählen. — Sie wundern sich über meine Rechtskenntnisse, Julie? Vergessen Sie aber nicht, auf welchem Fuße ich einst zu dem Baron von Staël stand. Hätten wir doch damals schon einen Code Napoleon gehabt, dann wäre mir manches Leid erspart geblieben!"

„Was würde Jacques wohl sagen, wenn ich ihn um seine Einwilligung zu einer Scheidung bäte?" fragte die junge Frau leise unter neuen Thränen. „Und Mathieu, der mich stets von den irdischen Gedanken abziehen will? Beide würden mir ewig gram werden, ihr Fluch würde alle meine ferneren Lebensfreuden vergällen. Nein, nein, ich darf durchaus nicht an eine Vereinigung mit dem Geliebten denken!"

„Sie sehen schwarz, liebe Julie; die augenblickliche Erregung läßt Sie das schöne Gleichmaß Ihrer Empfindungen verlieren. Herr Recamier hat vom ersten Tage an in vielen Beziehungen nie recht zu Ihnen gepaßt, das weiß er so gut wie Sie selbst und wir Anderen alle. Eine Ehe ist ein Glückstopf, in dem sich zehn Nattern und ein Aal befinden: es ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß der Hineingreifende den Aal nicht erwischt. Mir ist es noch schlechter als Ihnen ergangen, und ich habe doch als junges Mädchen so heiß und ehrlich zu lieben vermeint! — Aber Herr Recamier ist ein Mann von seltenem Wohlwollen, der gern frohe Ge-

sichter sieht und dessen Großmuth schon manche Thräne getrocknet hat. Er sollte nun Anderen tausendfach geholfen haben und sein Liebstes der Verzweiflung überlassen können? Es ist wahr: leicht wird es ihm nicht werden, seine muntere Kleine zu missen — beruhigen Sie sich doch nur, einzige Juliette! als Arzt, welcher eine tödtliche Wunde heilen will, darf ich das Messer nicht allzu ängstlich handhaben — aber die Zeit wird auch ihm Linderung schaffen, und jede gute Nachricht von Ihnen wird troststreich auf ihn wirken. Vergessen Sie übrigens nicht, daß die Unauflöslichkeit der Ehe als Prinzip ein Unding ist, das alle Gesetzgebungen der Welt als solches erkennen, ohne deßhalb ihren versittlichenden Einfluß und ihre hohe Segenskraft in Frage zu stellen. Mir ist es noch heute ein Räthsel, weßhalb die kluge Madame Bernard einst ihren schönen Springinsfeld dem dreifach ältern Manne überantworten konnte. Sie mußte es doch wissen, daß die Jugend über kurz oder lang ihre verlorenen Freuden wiederfordert, und daß keine Gewohnheit an den angetrauten Gemahl und kein priesterlicher Segensspruch die Geister bannen können, welche ein einziger Blick auf das Schöne entfesselt. Sagen Sie mir nicht, Julie, daß Sie sorglos und glücklich vierzehn lange Jahre an der Seite des Herrn Recamier gelebt haben und deßhalb an keine nachhaltige Störung Ihres ehelichen Lebens glauben können. Die Liebe kennt kein Alter: ein einziger Liebesblick stößt in einem Augenblicke die Zuneigung über den Haufen, welche Geist und Herzensgüte und treue, freundschaftliche Fürsorge

seit langen Jahren erworben haben. Mathieu allerdings würde vielleicht sagen, daß nur ein böser Dämon solch' ein Blendwerk vormachen kann. Aber ich stimme vielmehr Plato bei, welcher den Liebesgott den größten Wohlthäter der Menschheit nennt, der den Verliebten Abscheu vor dem Bösen und einen edlen Wetteifer nach dem Guten einflößt. Ja, meine beste, schönste Freundin, ich betrachte Sie gerade Ihrer Liebespein wegen als ein gottbegnadigtes Menschenkind. Voller Neid und Bewunderung blicke ich in Ihre Augen, um den Abglanz der edelsten Leidenschaft darin erzittern zu sehen. O, könnte ich doch auch in Ihr Herz schauen und den Regungen von Freude und Leid nachspüren, damit mein durstender Geist dem Weltprinzip, der allschaffenden und erhaltenden Liebe, näher treten und in der lautersten Quelle alles Guten und Schönen das Bild seiner Gottähnlichkeit erblicken dürfte!"

Frau von Staël war in diesem Augenblicke wieder ganz die begeisterte Dichterin. Es dünkte ihr romantisch, als nächste Vertraute zweier ausgezeichneter Liebender alles das mitzuempfinden, was das Leben ihr selbst versagt hatte. Denn Benjamin Constant's Neigung zu ihr war himmelweit verschieden von der starken Liebe des preußischen Prinzen zu Frau Recamier. Deutlich fühlte sie es heraus, daß sie in Constant's Augen keinen Heiligenschein um das Haupt trüge, und daß kein magnetischer Strom von Liebe ihnen Beiden von Herz zu Herz spränge, wenn sie einander nahe träten.

Viel hätte nicht gefehlt, daß die beiden Frauen ihre

Rollen vertauschten. Denn je mehr sich die Züge der Frau Recamier aufhellten bei dem bloßen Gedanken, daß sie nach den Satzungen der Menschen nicht von dem Geliebten zu lassen brauchte, desto mehr trübten sich die dunklen Strahlenaugen der Schloßherrin.

„Ich habe mich immer für stärker als andere Frauen gehalten," sagte sie, „und nun kämpfe ich schon so lange mit dem Zweifel, ob ich mich nicht besser gründlich und ehrlich mit Benjamin ausspreche und dadurch endlich mit dem wankelmüthigen Liebhaber und mir selbst in's Reine komme. Sie lehren mich, Julie, wie man lieben und geliebt werden muß. Wenn Sie und die Freunde mich verlassen, wenn die Stürme des Winters mein einsames Schloß erst wieder umtosen werden, o dann werde ich an diese thränenvolle Stunde denken und unsäglich unglücklich sein. Warum kann man mich nicht auch so heiß lieben? Warum kann ich wenigstens nicht in dem bewegten pariser Leben das ungestillte Sehnen nach Liebe zu betäuben versuchen? Meine beste Julie, wie beneide ich Sie um Ihre Schönheit und um alle Qualen, welche der Liebesgott Ihnen verursacht! Sie allein leben das arme Erdenleben voll aus: fühlen Sie denn nicht in jeder Fiber Ihres Körpers das Liebesfeuer zucken und brennen? — Ich will Benjamin rufen; ich will ihm sagen, daß er mich anbeten oder fliehen soll — nicht länger ertrage ich das launische Tändeln, das den Kopf erhitzt und das Herz kalt läßt."

Frau von Staël hatte dieß in steigender Erregung mehr zu sich selbst als zu der Freundin gesagt. Diese hatte die feuchtglänzenden Augen auf einen unter dem Fenster stehenden Feigenbaum geheftet, ohne daß sie indeß die saftigen Früchte zu bemerken schien. Dafür hing ihr geistiges Auge desto inniger in stiller Schwärmerei an dem Prinzen, den ihre keusche Phantasie mit allen Reizen schönster Männlichkeit umkleidete.

Die Schloßherrin ging währenddessen mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab, und als sie den letzten Satz mit ihrer volltönenden Stimme ausgesprochen, da hatte sie eine so entschiedene Haltung angenommen, als wollte sie auf der Stelle die Entscheidung ihres Lebensschicksals herbeiführen. Sogar Frau Recamier schreckte aus ihren Träumen auf. Bittend und schmeichelnd ersuchte sie die Freundin, ihren Entschluß noch einige Zeit aufzuschieben. „Sie thun Herrn von Constant möglicherweise Unrecht," fügte sie sanft hinzu. „Vielleicht liegt es nicht in seiner Natur, Ihnen seine Neigung ebenso rückhaltslos offenbaren zu können, als der Prinz es mir gegenüber thut. Sie sind doch sonst so gut und liebevoll, lassen Sie uns diese Stunde mit keinem Mißton trüben!"

Frau von Staël's Herzensgüte war zu groß, als daß es langer Bitten bedurft hätte. Die beiden Freundinnen blieben in traulichem Gespräch zusammen, bis die Kammerfrau mahnte, daß es Zeit zur Mittagstoilette wäre.

Zwangloser als an den vorhergehenden Tagen unterhielt

sich Frau Recamier heute mit dem Prinzen. Sie konnte auch wieder herzlich lachen, als der alte Herr von Bonstetten in launischer Weise mit der Schloßherrin über die Liebe im Sinne Plato's plauderte.

„Sowohl als Beweis dafür, daß man Sie persönlich hier verehrt," schloß der Alte seine Rede, „als dafür, daß diese Verehrung die Anbeter kühner und deßhalb im griechischen Sinne besser macht, glaube ich nichts Plastischeres als den Wettritt der gelehrten Herren Schlegel und Constant anführen zu können."

Ein Theil der Anwesenden lachte, nur die zuletzt Gekommenen wußten nichts von dem Vorfall, und auf ihr Befragen erzählte ihn dann der alte Herr noch einmal.

„Unser Freund Schlegel reitet jeden Morgen eine Stunde spazieren, wahrscheinlich um mit den Geistern von Feld und Wald Zwiegespräche zu halten oder vielleicht auch, um die organische Herrschaft des Magens über die sonstigen Theile seines Dichterleibes zu unterstützen. Genug, es steht fest, daß diese Morgenpromenaden von sichtbarem Einfluß auf seine dichterischen Erzeugnisse wie auf sein Wohlbefinden sind: einen weniger blassen Freund der Musen dürfte man vergeblich suchen. Als er nun an einem schönen Sommermorgen wieder einmal von Versoix heimkehrte, begegnete ihm vor dem Schlosse unsere liebe Staël mit Freund Benjamin am Arme —"

„Er ist noch immer nicht da," flüsterte in diesem Augenblicke Frau von Staël ihrem Tischnachbarn zu, „ich werde

Eugen hinunterschicken und nachsehen lassen, warum Herr von Constant heute garnicht zu Tische kommt."

„Beide schauten zu dem blühenden Dichter auf," fuhr Herr von Bonstetten fort, „die Dame mit Bewunderung, ihr blasser Begleiter dagegen nicht ohne Neid. ‚Ihre Rosinante scheint ein recht gutmüthiges Thier zu sein,' redete dann Herr von Constant den Reitersmann an, ‚warum besteigen Sie nicht einmal den zehn Jahre jüngern Schimmel, er hat wahrlich mehr Aehnlichkeit mit einem Pegasus.'

„‚Ich fürchte, daß er mich abwirft,' entgegnete der deutsche Romantiker offenherzig. Da warf sich Herr von Constant in die Brust und antwortete: ‚Abwerfen? das wollte ich einmal sehen! — Heda, Charles, satteln Sie den Schimmel und führen Sie ihn hieher!' ruft er dem am Hofthor lehnenden Reitknechte zu. Frau von Staël blickt überrascht auf ihren Kavalier, dem sie niemals soviel ritterlichen Muth zugetraut hatte, und ich möchte behaupten, daß er ihr in diesem Augenblicke das Blut in schnellere Wallung brachte, gerade wie ihm selbst das Herz vor Freude klopfen mochte, daß er sich in den Augen seiner Dame und der übrigen inzwischen herbeigekommenen Schloßbewohner als kühnen und geschickten Rossebändiger zu zeigen gedachte. Der Schimmel wird gebracht, der Reitknecht hält den Bügel, Herr von Constant rückt noch einmal das Augenglas zurecht, und munter wiehernd setzt sich das Flügelroß in Bewegung. Hopp — hopp — hopp — Alles geht prächtig, immer mehr verfinstert sich der Blick unseres Professors dort, immer glänzender

strahlen die Sterne unserer freundlichen Wirthin. Da auf einmal macht Pegasus einen Sprung zur Seite — der kühne Reiter befindet sich im nächsten Augenblicke der Länge lang im Straßengraben! Zum Glück hatte es den Tag vorher tüchtig geregnet, so daß das Wasser des Grabens den Stoß milderte. Als er dann triefend und hinkend zu uns zurückkam und unsere Beileidsbezeugungen in Empfang nahm, da war die platonische Anwandlung von Muth verraucht, und es bedurfte der ganzen Liebenswürdigkeit unserer Schloßfrau, um die Folgen dieses verunglückten Reitversuches zu verwischen.“ —

„Herr von Constant ist unwohl und wünscht auf seinem Zimmer zu bleiben,“ meldete Eugen gleich darauf seiner Herrin.

Nur die zweite Hälfte dieses Bescheides entsprach der Wahrheit. Constant wollte wirklich allein sein, ohne daß er indeß krank war. Er hatte im Billardzimmer von Minute zu Minute darauf gewartet, daß Frau Recamier wieder herauskommen würde, und daß er dann das angefangene Gespräch mit Frau von Staël fortsetzen könnte. Aber immer mehr schien sich die Unterhaltung der beiden Damen in die Länge zu ziehen. Nur undeutlich vernahm er das Schluchzen und die leise Stimme der Ersteren; als indeß Frau von Staël ihr Leid zu klagen begann, da konnte er Wort für Wort verstehen. Er kam sich wie ein Verurtheilter vor, über den eben der Stab gebrochen wird, und hätte die Schloßfrau ihren anfänglichen Vorsatz ausgeführt und

Constant gerufen, so würde sie in ein aschfarbenes, verzerrtes Antlitz geblickt haben.

„Jetzt ist Alles, Alles aus!“ knirschte Constant. Er schlich sich aus dem Saale, sprang die Treppe hinunter in sein Zimmer und verschloß die Thür hinter sich. „Keinen Augenblick warte ich länger — warum habe ich nicht neulich schon geschrieben? Ich hätte mir dann wenigstens den Schimpf erspart, daß sie mich vor der ganzen Welt lächerlich macht!“

Diese Worte vor sich hinsprechend, begann er seinen Brief an die Jugendgeliebte im fernen Braunschweig aufzusetzen. Er hatte das Fräulein von Hardenberg als Kammerjunker am braunschweigischen Hofe kennen gelernt und sich mit ihr unter vier Augen verlobt. Sie war damals blutjung und wenn auch nicht besonders schön, so doch als Nichte des berühmten Staatsmannes Karl August von Hardenberg in den Augen des Kammerjunkers eine glänzende Partie. Kaum war Constant jedoch nach Paris gekommen, kaum war er in dem Salon des schwedischen Gesandten der geistsprühenden Gemahlin desselben näher getreten, als er die blonde Kleinstädterin vergaß und Alles aufbot, um sich bei der Tochter des großen Necker interessant zu machen. Gerade damals war Frau von Staël herzensarm; nicht einmal einen Freund nannte sie außer Mathieu ihr eigen. Da trat ihr der junge, warmempfindende Staatsmann entgegen, nicht nur ihre schriftstellerischen und gesellschaftlichen Erfolge bewundernd, sondern auch durch ihre persönlichen Reize gefesselt.

„Versuchen wir, was wir einander werden können,“ rief sie ihm ermunternd zu, und fortan hatte Constant die erste Geliebte auf lange Jahre vergessen. Er ließ sich ganz von Frau von Staël leiten, welche zu viel Herz für einen Mann und zu viel Verstand für eine Frau besaß, ganz im Gegensatz zu dem unsichern Constant, so daß man später nicht mit Unrecht meinte, Frau von Staël hätte zufolge ihres Talentes und ihrer Thatkraft in ihrem gemeinschaftlichen Wirken die Rolle des Mannes gespielt.

Dennoch hatte Constant in unredlicher Berechnung nicht ganz mit Fräulein von Hardenberg gebrochen. Sie schrieben sich mitunter, ja er sah sie auch einmal wieder, freilich ohne Wissen der Frau von Staël, als er sich mit dieser in Weimar aufhielt. Das nicht mehr ganz junge Mädchen hatte sich einem romantischen Mysticismus ergeben, wie er damals viele der Besten ihrer Zeit beschäftigte. Aber den talentvollen und durch den Umgang mit Frau von Staël verwöhnten Constant langweilte die träumerische Innigkeit seiner Braut, und schon nach wenigen Tagen kehrte er zu der bewunderten und ungleich glänzenderen Französin zurück, ohne der langmüthigen Jugendgeliebten ein letztes Wort gesagt zu haben. Wiederum waren seitdem einige Jahre vergangen. Nachdem er jetzt jedoch zufällig Frau von Staël's wahre Gesinnung über ihr Verhältniß zu ihm erlauscht hatte, war er plötzlich zu einem entscheidenden Schritte entschlossen. Er schrieb dem Fräulein von Hardenberg, daß sie, die mittlerweile Herrin ihres Willens und Vermögens geworden,

unmittelbar nach Empfang seines Briefes sich für ihre demnächstige Hochzeit vorbereiten und ihm sofort Nachricht geben möchte, wann und wo sie sich wollten trauen lassen. Er wußte dem geschäftlichen Inhalte dieses Briefes so viel Schmeichelhaftes und Verlockendes hinzuzufügen, daß er das Herz der unglaublich treuen Geliebten sicher wiederzugewinnen hoffte.

„Die Frau Baronin wird außer sich sein, wenn ich eines schönen Tages verschwunden bin,“ sprach er höhnisch vor sich hin, nachdem er den langen Brief sorgfältig überlesen und dann gesiegelt hatte. „Es thut mir nur leid, daß ich ihre schöne Freundin nun auch meiden muß. Aber wenn diese erst in Berlin wohnt als anmuthige Hausfrau ihres schönen Prinzen, wenn der Onkel Hardenberg wieder am Ruder sein wird und ich irgend einen wichtigen Posten unter ihm bekleide — nun, die Sache wird sich schon machen; ich habe das Vagabundenleben satt, und es wird Zeit, daß ich irgendwo seßhaft werde. — Wie schaffe ich jetzt wohl den Brief am schnellsten nach Genf auf das Hauptpostamt? Dem Eugen traue ich nicht recht, seine Katzenfreundlichkeit ist mir zuwider; er kann heute auch nicht mehr fort, da er Abends im Salon aufwarten muß. Aber halt, da schleicht ja gerade der prinzliche Reitknecht wie ein Verliebter zwischen den Blumen umher — er pflückt brennende Liebe und Rittersporn — wer mag wohl die Herzallerliebste des gespornten Reitersmannes sein? Auf den könnte ich mich verlassen, wenn er Lust und Zeit hätte!“

Constant öffnete das nach dem Garten hinausgehende Fenster und winkte den Diener heran. Rösener hatte geglaubt, daß die Herrschaften oben bei Tisch säßen, und war deßhalb ganz betroffen, daß man ihn beim Blumenpflücken ertappt hatte.

„Hat Er Zeit?“ fragte ihn Constant freundlich durch das offene Fenster.

Der Bursche wußte vor Verlegenheit nicht gleich zu antworten. Als er jedoch den Brief in der Hand Constant's sah, reimte er sich sofort zusammen, wohin die Frage zielte.

„Ich muß das Pferd Seiner Königlichen Hoheit ausreiten,“ erwiederte er.

„Und welchen Weg wählt Er dazu gewöhnlich? Vielleicht die große Straße nach Genf?“

Der Bursche lächelte verschmitzt und nickte.

„Weiß Er, wo das Postamt ist? Und kann Er vor fünf Uhr dort sein?“

„Gewiß, Herr Baron! Soll ich den Brief dort besorgen?“

Constant neigte sich zum Fenster hinaus und sagte leise zu Rösener:

„Der Brief ist wichtig und hat Eile. Wenn Er gleich wegreiten kann, ehe die Herrschaften vom Tisch aufstehen, will ich Ihm den Brief anvertrauen. Hier — trinke Er dafür eine Flasche vom Besten in Genf!“

„Verlassen sich der Herr Baron darauf, der Auftrag soll gut besorgt werden!“

Damit nahm der Bursche den Brief, legte ihn vorsichtig in seine große lederne Brieftasche, grüßte militärisch und ritt bald darauf nach Genf, um den Brief auf die Post und den Blumenstrauß in die Hände seiner munteren Rosine zu besorgen.

Kaum eine Stunde blieb Constant in seinem Zimmer, dann trieb ihn die Ungeduld wieder in die Gesellschaft zurück. Auch Frau von Staël's Erregung hatte sich durch die heiteren Tischgespräche gänzlich verloren. Theilnehmend erkundigte sie sich bei dem Freunde nach seinem Befinden, und als er erst wieder lachen und spotten konnte, da schien es, als ob nicht das Geringste zwischen den Beiden vorgefallen wäre.

XIII.

Prinz August und Frau Recamier galten bald offenkundig bei den Schloßbewohnern für ein zusammengehöriges Paar. Sobald am Morgen die Sonnenstrahlen über den östlichen Seitenflügel hinweg in den Schloßhof fielen und ihre spielenden Lichter die letzten Thautropfen von dem Wiesenplane des Parkes auffsogen, pflegte Frau Recamier unter der Halle zu erscheinen und nach dem Geliebten auszuschauen. Er war meist schon einige Stunden zuwege: entweder hatte er seinen Morgenritt gemacht oder sich mit dem Grafen von Montmorency und anderen Herren wissenschaftlich unterhalten, oder auch den ausgebreiteten Briefwechsel besorgt, welchen er mit den Verwandten und Kampfgenossen in Preußen unterhielt. Er küßte dann artig ihre Hand, bot ihr seinen Arm und führte sie zu ihrem Lieblingsplatze, dem runden, lauschigen Plätzchen unter den beiden zusammengewachsenen Edeltannen.

Frau Recamier liebte es, solche schönen, sonnigen Vormittage im kleinen Kreise zu verplaudern. Trotz ihrer natür-

lichen Schüchternheit verstand sie es, gut und interessant zu sprechen, wennschon ihr nicht die Fülle von Worten und Gedanken zu Gebote stand wie der beredten Schloßherrin, die gewöhnlich in stürmischer Sentimentalität die Kosten der Unterhaltung allein bestritt und oft wie ein wahrer Wirbelwind Alles mit sich fortriß, so daß man nicht mit Unrecht sagte, sie schriebe gut, aber sie spräche noch besser, und daß eine ihrer Bekannten den Ausspruch that: „Wenn ich Königin wäre, so würde ich Frau von Staël befehlen, immerfort zu reden.“

Auch zeigte sich in dem anmuthigen Antlitz der Frau Recamier nicht wie bei Frau von Staël alsbald die ganze Seele, welcher jene unerschöpflichen Gedankenreihen entquollen. Sie blieb vielmehr sanft und freundlich, und besonders jetzt, wo an der Sonne einer zweiten Jugend in ihr eine sinnige Beobachtungsgabe und ein feiner Geschmack zu reifen begannen, ließ der stille Liebreiz ihres nähern Umgangs alles Andere, ja sogar ihre Schönheit vergessen.

Das empfand denn auch der preußische Prinz auf's Lebhafteste. Er saß an solchen Vormittagen der Geliebten wie ein unerfahrener Jüngling gegenüber, dem zum ersten Male der Einblick in ein edles Frauengemüth verstattet wird. Von den blühenden Lippen der Geliebten strömte ihm eine feine, seelische Wollust zu, so mild und rein und doch so glutvoll alle seine Sinne umstrickend. Er bewunderte ihre Vornehmheit im Ausdruck und Gebahren, er kannte ihre anspruchslose Sittenreinheit, und dennoch jubelte laut in seinem Her-

zen die Gewißheit, daß diese dunklen Augen ihm voll Liebesglanz entgegenleuchteten, sobald sie sich Beide unbemerkt wußten. Prinz August war nie im Leben glücklicher gewesen, als in jenen Stunden. Der wüste Lärm des Krieges lag weit hinter ihm, alle seine Gedanken weilten nur in der sonnigen Gegenwart. Wenn dann um die Mittagsstunde die Glocke zum Frühstück rief, dann traten sie Beide Arm in Arm aus dem Garten in das Haus und in den gemeinschaftlichen Speisesaal.

„Wo habt ihr lieben Freunde wieder den ganzen Vormittag gesteckt?“ fragte dann wohl die Schloßherrin. „Herr von Sismondi hat ganz Recht, wenn er meint, daß meine schöne Juliette jeden gesellschaftlichen Gemeinsinn unmöglich macht: sie zieht die Besten unwiderstehlich an sich und plaudert mit ihnen unter vier Augen, ohne sich um die Uebrigen zu kümmern. Sie werden nie eine gute Republikanerin werden, Juliette, und jetzt besonders zeigen sie sich von einer so ausgeprägten oligarchischen Gesinnung — nun, ich will nicht aus der Schule plaudern, wenn Sie mir versprechen, heute Abend auch uns niederen Geistern Ihre gesellschaftlichen Talente zu widmen.“

„Alles verspreche ich Ihnen, beste Freundin,“ sagte Frau Recamier mit glückstrahlendem Lächeln. „Was kann ich denn dafür, daß mein liebenswürdiger Kavalier hier mich so gut zu unterhalten versteht? Nicht wahr, mein Prinz, wir sind nicht Schuld daran, wenn man uns flieht; im Gegentheil, wir dürften uns sogar beschweren, daß die Herrin des

Hauses so wenig auf unsere Zerstreuung bedacht ist und uns den ganzen Morgen allein läßt."

„Sieh' da, wie schelmisch unsere liebe Kleine zu antworten versteht!" meinte Frau von Staël mit dem Finger drohend. „Versteht sie es denn auch wirklich, Hoheit, Ihnen über die langen Vormittage in Coppet einigermaßen hinwegzuhelfen? Solch' ein weitgereister Kriegsmann sitzt nicht gern wie ein Schäfer im Grünen, es zieht ihn hinaus in das Getümmel, das kühne Wagen ist sein Element, und dort im Parke ist es den Morgen über so feierlich still —"

„Daß man die Stimme des Herzens vernehmen kann!" fuhr Prinz August fort. „Es ist gar zu süß, verehrte Frau, auch einmal im Leben den Schäfer zu spielen, besonders wenn man eine so kluge und anmuthige Gefährtin zur Seite hat. Wer weiß, was für trübe Stunden die Zukunft mir noch bringen wird; ich sehe in dieser Beziehung nicht ohne Besorgniß der Rückkehr meines lieben Clausewitz entgegen."

„Darf ich Sie bitten, Ihre Nachmittagscigarre heute einmal bei mir zu rauchen?" fragte Frau von Staël den Prinzen nach aufgehobener Mahlzeit. „Ich möchte gern mit Seiner Königlichen Hoheit einige politische Fragen erörtern," fügte sie gleichsam zur Entschuldigung Frau Recamier gegenüber hinzu.

Als der Prinz in das Zimmer mit dem großen Schreibtisch eingetreten war, begann sie:

„Ich halte es für meine Pflicht, Hoheit, Ihnen mitzutheilen, daß der Herr Graf von Montmorency an Herrn

Recamier geschrieben und ihm einen möglichst vorsichtig gehaltenen Bericht über Ihr Verhältniß zu Julien übersandt hat. Wundern Sie sich nicht darüber, mein Prinz! Es ging wirklich nicht anders, ich selbst mußte dem Grafen meine Zustimmung dazu geben. Er hatte die Verantwortung übernommen für Alles, was Julien treffen würde, ganz abgesehen von seiner eigenen, peinlich strengen Denkart. Und was hätte Herr Recamier wohl mir Alles vorwerfen können, wenn sich unter meinem Dache, unter meinen Augen seine Gattin einem andern Manne anvertraut, ohne daß er selbst mit einer Sylbe darum gewußt hätte! — Ich sehe Ihnen den Verdruß an, Hoheit, welchen diese Nachricht Ihnen verursacht. Aber hören Sie nur weiter! Der Graf von Montmorency meint es herzlich gut, er hat nur das Lebensglück Juliens im Auge, und aus diesem Gesichtspunkte hat er seine Mittheilungen an Herrn Recamier gemacht. Wir sind der Ansicht, daß Julie in der Wahl ihres Gatten nicht glücklich gewesen ist; unsere Mittheilung zielt darauf hin, Herrn Recamier zu einer Lösung des Ehebündnisses zu bewegen. Und nun urtheilen Sie, mein Prinz, ob Sie unser Vorgehen mißbilligen können."

Prinz August war auf's Höchste überrascht. Wohl hatte er sich manchmal die Frage vorgelegt, wie der Gatte der Geliebten, dem doch über kurz oder lang von irgend einer Seite eine Nachricht würde zugetragen werden, sich zu ihm stellen würde. Der hochherzige junge Mann hatte sich trotz alles Liebesglückes in stillen Stunden Vorwürfe darüber ge=

macht, daß er selbst und die Geliebte hinter dem Rücken des Ehegatten sich immer weiter von dem Wege des Rechtes entfernten. Sein Glück war demzufolge ebensowenig wie das Juliens ein ungetrübtes; Beiden bangte vor der Stunde, in welcher Herr Recamier von ihrem gegenseitigen Verkehre Kenntniß erhalten würde. Und jetzt hatte er sie wahrscheinlich schon! Der starke Kriegsmann, der ohne Furcht vor den feindlichen Geschützen gestanden hatte, es überlief ihn siedend heiß, daß vielleicht in dieser Minute seine Mannes- und Fürstenehre einer tadelnden Beurtheilung unterzogen würde.

„Weiß Frau Recamier um diesen Brief?“ fragte er zunächst mit einem Ausdruck der Erwartung.

„Nein, sie weiß nicht darum, auch hat Mathieu Herrn Recamier gebeten, seine Antwort an mich zu richten. Wir wollen ihre Sorge nicht unnöthig vermehren, sie leidet ohnehin schon genug in jeder Stunde, wo Sie ihr nicht nahe sind.“

Der Prinz athmete erleichtert auf und fuhr dann fort zu fragen:

„Was wird Herr Recamier nach Ihrer Ansicht auf diese Mittheilung antworten? Sie kennen ihn, verehrte Frau: o, helfen und rathen Sie mir in dieser schwierigen Lage! Sie wissen, wie grenzenlos ich Julien liebe — wie sie meine Neigung erwiedert, — welche Rücksichten uns Beide an dem vollen Genusse unserer Liebe hindern. Soll ich die Geliebte aufgeben? — ach, ich kann es nicht! Soll ich vor ihren Gatten

treten und ihn bitten, beschwören — doch das wäre Wahnsinn, er würde mir die Thür weisen! Was wird Julie thun, wie kann sie nach einer solchen Mittheilung überhaupt noch zu ihm zurückkehren? Ich sehe keinen Ausweg aus dem Labyrinth widerstreitender Sorgen und Hoffnungen!“

Frau von Staël hatte mit wachsender Theilnahme die erregte Stimmung des Prinzen verfolgt. Sie würde es bedauert haben, daß Mathieu an Herrn Recamier geschrieben hatte, wenn sie nicht von einem guten Ausgange für die Liebenden überzeugt gewesen wäre.

„Lassen Sie uns offen gegen einander sein, Hoheit! Sehen Sie in mir den Anwalt Juliens, den Schutzgeist Ihrer schönen Leidenschaft. Nur um die Beantwortung Einer Frage bitte ich Sie, ehe ich Ihnen meine Meinung eröffne: Ist es möglich, daß Julie Recamier, wenn sie von ihrem Gatten in bester Form getrennt wäre, jemals Ihre rechtmäßige Gemahlin würde?“

„Es ist möglich!“ antwortete der Prinz ohne Zögern, und sein klares Auge begegnete fest den Blicken seines Gegenüber, die in seinem innersten Herzen zu forschen schienen.

„O Julie, wie glücklich bist Du!“ brachte Frau von Staël mit einem Ausdruck der höchsten Freude hervor. „Mein Prinz, nun ist Alles gut; ich sehe für Sie Beide die seligsten Zeiten kommen, und ich selbst bin so glücklich, als ich es seit dem Tode meines Vaters nicht mehr gewesen bin. Aber Liebende sind ungeduldig, hören Sie also in wenig

Worten meine Ansicht. Ich habe Grund zu glauben, daß Herr Recamier in eine Scheidung von Julien willigen wird, und dann steht Ihrer Vereinigung nach dem ersten Buche des Code Napoleon gesetzlich nichts mehr im Wege. Nur den persönlichen Einfluß des Kaisers bitte ich Sie nicht zu unterschätzen. Napoleon haßt Frau Recamier und verfolgt ihre Freunde, da sie seinem Winke nicht gehorcht hat, da ihre Schönheit und Tugend die Bewunderung der Pariser erregt, welche der Gewaltige für sich allein glaubt beanspruchen zu können, und da in ihrem Salon die besten Namen aller politischen Parteien gehört wurden. Erfährt er also von Ihrem Verhältnisse zu Julien, so wird er vor keinem Mittel zurückschrecken, Ihnen feindlich gegenüber zu treten. Besonders wird er sich an den König von Preußen und an Ihren Königlichen Vater wenden. Fürchten Sie nicht, Hoheit, daß man Ihnen von dieser Seite Schwierigkeiten in den Weg legen wird? Das ist meine einzige Sorge — alle meine Freunde haben ja bis jetzt von dem Zorne des Korsen zu leiden gehabt."

„Ich kann Ihre Frage erst beantworten, sobald der Hauptmann von Clausewitz zurückgekehrt sein wird," entgegnete Prinz August. „Ich habe ihn beauftragt, die Ansicht des Königs hierüber zu erforschen."

„Also Sie haben schon damals, als Herr von Clausewitz noch hier war, an die Möglichkeit einer Heirath gedacht und in diesem Sinne gehandelt? O, wie brav sind Sie doch, mein Prinz! Wahrlich, Sie verdienen die beste Frau Frank-

reichs! Aber gewiß zieht Sie Ihr Herz schon längst wieder zu ihr hin; Sie müssen es indeß über sich gewinnen, ihr nichts von dem Briefe an Herrn Recamier und von Ihren eigenen Absichten zu sprechen; hoffentlich haben wir nur kurze Zeit auf eine glückliche Lösung der augenblicklich schwebenden Verwicklungen zu warten. Grüßen Sie meine schöne Juliette, Hoheit! Ich könnte beinahe eifersüchtig auf Sie sein, daß Sie mich so lange ihrer Gesellschaft berauben — aber ist es denn nicht immer so in der Welt gewesen, daß die Liebe die Freundschaft in den Schatten stellt?"

Die letzte Bemerkung hatte Frau von Staël zu sich selbst gemacht, da der Prinz bereits mit einem dankbaren Gruße die Treppe hinabgeeilt war.

„Julie die Gattin eines Hohenzollers!" rief sie dann begeistert aus, indem sie den rechten Arm erhob, als wollte sie der Freundin Segen spenden. „Wie gut werden sie zu einander passen! Er ist so kernigen Geschlechts, und zudem fließt in seinen Adern das Blut des größten Königs, des weisesten Philosophen. Wie muß Julie voller Bewunderung zu ihrem zukünftigen Gatten aufsehen, und wie innig verehrt er anderseits das schwache Weib, das sich unter seinen Schutz stellt! Was muß sie nicht Alles in ihrem Busen fühlen, wenn sie in Zukunft in ihm ihren erhabenen Beschützer, ihren starken und doch auch wieder so sanftmüthigen Herrn sieht, dessen Auge befiehlt und gleichzeitig flehentlich bittet, und der zu ihren Füßen knieend das Recht erhält, über ihr Schicksal zu verfügen? In Beiden vermählt sich die schönste

Sinnlichkeit mit der edelsten Blüte des Geistes- und Herzenslebens. Julie verkörpert alle Vorzüge ihres Volkes, seine Heiterkeit, seinen guten Geschmack, seine Anmuth und Schmiegsamkeit, sein geistvolles Verständniß für das Schöne in der Welt. Den Prinzen dagegen ziert ein treues und offenes Herz, ein geweckter Geist, eine brennende Liebe zu seinem geknechteten Vaterlande. Jeder Zoll an ihm zeigt den Fürsten, und dennoch kann sein dunkles Auge in so sinniger Menschlichkeit erglühen. Wie schön ist doch solch' ein stolzer, männlicher Blick, wenn er gleichzeitig rein und anspruchslos ist! Ist es nicht, als ob sich ein Strahl von Sittsamkeit aus dem Glorienschein einer Heiligen loslöste, um eine Heldenstirn zu schmücken? O, ihr werdet glücklich sein, meine Theuren, und um mein stilles Schloß am blauen Genfersee werden spätere Geschlechter, werden die Sagen und Segenswünsche des dankbaren Volkes im Norden den Zauber der Romantik verbreiten: unter seinem schlichten Dache ward ja ihrem stolzen Hohenzollersohne die schönste Lilie Frankreichs zugeführt. Heil und Segen dem auserwählten Menschenpaare!"

Bald wich jedoch aus dem Antlitz der Dichterin das schöne Feuer des Mitgefühls mit dem Glücke der Freunde, und ein Zug triumphirenden Spottes trat in die glänzenden Augen.

„Wie ingrimmig wird der Kaiser wüthen, wenn er von diesem Verhältniß hört! Seiner eigenen Lüsternheit hat Julie mit stolzer Verachtung widerstanden; sie hat es ver-

schmäht, auf sein schmeichelhaftes Entgegenkommen anders als mit wenigen Worten der Entrüstung zu antworten. Und nun erglüht sie in Liebe für seinen Feind, den der hochmüthige Sieger wie den letzten seiner Soldaten behandelt hat! Aber dieser junge Hohenzoller wird ihm die Krallen seines Wappenbildes, des Adlers, zeigen, und Julie wird nicht am wenigsten in Berlin den Haß gegen Bonaparte schüren helfen; dafür hat sie lange genug mit den Verbannten gelitten und oft genug unsere Verwünschungen anhören müssen. Wüßte ich sie doch erst sicher am Ufer der Spree! Ach, dann käme von dort aus auch für mich einmal ein Tag der Vergeltung; ich könnte nach Paris zurückkehren und für das Andenken meines Vaters und für die Zukunft meiner Kinder sorgen."

Es dunkelte schon, als Prinz August in das Zimmer der Geliebten trat, in welchem er jetzt einen großen Theil des Tages zubrachte. Frau Recamier saß am Flügel; sie hatte keine Noten vor sich, sondern spielte aus der Erinnerung einige Sätze aus Klaviersonaten. Den melancholischen Charakter des Tonstückes mußte sie im tiefsten Herzen fühlen, denn ein paar Thränen quollen langsam aus den Augenwinkeln hervor, während die schlanken weißen Finger über die Tasten fuhren. Sie besaß eine große Befähigung für die Musik: schon im Kloster zu Lyon und dann in Paris als Gattin des reichen Herrn Recamier hatte sie viel mit hervorragenden Künstlern musizirt. Der junge Meister Boieldieu hatte sie mit Vorliebe unterrichtet, und die Ge-

brüder Erard wußten ihren Instrumenten keine bessere Empfehlung zu geben, als daß dieselben im Salon der Frau Recamier die Probe bestanden hätten. Sie legte ihre ganze Seele in ihr Spiel: war sie weich gestimmt, dann wußte sie schmeichlerisch linde Akkorde anzuschlagen, durch welche, wie die Sonne durch das Gewölk, oft ein launisches Capriccio hindurchblitzte; alsdann konnte der Zuhörer wissen, daß irgend ein heiterer Einfall der jungen Frau durch den Sinn fuhr.

„Wie schön sind diese Thränen, welche kein Mitleid beanspruchen!“ rief Prinz August aus. Er war leise in das halbdunkle Zimmer getreten und stand neben der Geliebten, ehe diese sein Kommen bemerkt hatte. Sanft beugte er sich zu ihr nieder und küßte ihr die Thränen von den Augen. Dann zog er einen Stuhl heran, und da er gleich der Freundin fast alle klassischen Kompositionen auswendig spielte, berührten sich bald ihre Hände im kunstvollen Zusammenspiel. Auch die Schwingungen seines Herzens folgten dem Rhythmus der Musik: er erkannte in den Klangbildern nichts als Variationen des niemals ausgeklungenen Hohenliedes der Liebe, und wohl und wehe zogen ihre Töne ihm durch die Seele. Oft, wenn ein Satz beendet war, führte er die Hand der Geliebten an seine Lippen, und als es dann unmerklich ganz dunkel geworden, da verklangen leise die Töne, und nur die pochenden Herzen und die leisen Seufzer zweier unaussprechlich glücklicher Menschen waren in dem Teppichgemache vernehmbar.

Aber ihr Glück sollte nur wenige Minuten dauern: die Glocke unter der Halle rief mit unerbittlicher Pünktlichkeit in den Speisesaal, und jedes Zögern hätte den übrigen Gästen des Schlosses Veranlassung zu kleinen Spötteleien gegeben. Noch waren die Spuren der glücklichen Schäferstunde in den feuchtschimmernden Augen der Frau Recamier bemerklich, und auch der Prinz konnte nicht ganz die Erregung bemeistern, welche das herzliche Kosen mit der Geliebten in ihm hervorgerufen hatte. Beider Blicke hafteten bei Beginn der Tafel auf den Tellern, und wenn sie sich, dem gemeinschaftlichen Zuge der Herzen folgend, dennoch einmal verstohlen suchten und trafen, dann leuchtete ihnen das Liebesfeuer verrätherisch aus den Augen hervor und scheu flohen sie wieder einander.

Nach Tisch versammelte man sich wie gewöhnlich in dem Gesellschaftszimmer.

„Heute sollen Sie einen ganz besonderen Genuß haben, Hoheit!“ meinte Frau von Staël zu dem Prinzen. Nachdem Frau Recamier einige Stücke auf ihrem Lieblingsinstrument, der Harfe, vorgetragen und die Schloßherrin sie einmal mit ihrer starken und sicheren Stimme begleitet hatte, was seit den Tagen der Verbannung immer seltener geschah, flüsterte Letztere der Freundin einige Worte in's Ohr. Frau Recamier wurde feuerroth und schüttelte verlegen mit dem Kopfe. Aber immer dringlicher schien die beredte Wirthin in sie hineinzureden, und dabei unterstützte sie ihre Worte mit den zärtlichsten Schmeicheleien.

„Nur dieses eine Mal, nur eine einzige Viertelstunde thun Sie es, Juliette!“ bat sie dringend, indem sie die Wangen der jungen Frau küßte und ihr mit der Hand um das Kinn fuhr. „Er muß Sie sehen; das gehört dazu, um Ihre Persönlichkeit ganz zu kennen, und wünschen Sie nicht selbst, meine Beste, daß er nicht von hier geht, ohne Ihnen von ganzem Herzen anzugehören? Darf ich also die Bühne unten im Bibliothekzimmer erleuchten lassen?“

Erst nach wiederholten Bitten schien Frau Recamier endlich nachzugeben. Sie verließ das Gesellschaftszimmer; voller Erstaunen sah ihr Prinz August nach, da er keine Ahnung hatte, was die beiden Frauen so geheimnißvoll unter einander verhandelt hatten.

„Die Damen und Herren werden gebeten, sich in das Bibliothekzimmer hinunter zu bemühen!“ forderte Frau von Staël bald nachher ihre Gäste auf.

Die Bühne war hell erleuchtet, aber Niemand wußte von einer theatralischen Aufführung. Da klang aus dem anstoßenden Zimmer eine sanfte Tanzmusik herein, und alsbald schwebte aus den Coulissen in leichten, anmuthigen Schritten Frau Recamier auf die Bühne. Den Anwesenden war es wohl bekannt, daß die junge Frau nach der Sitte ihrer Zeit sich fleißig in der Tanzkunst geübt und der viel bewunderten Gardel und Vestris manche zierliche Stellung abgesehen hatte. Aber schon seit Jahren war sie nicht mehr als Tänzerin aufgetreten; nur im engsten Kreise ihres Hauses, gleichsam zu ihrer eigenen Zerstreuung, hatte sie

mitunter noch ihre Lieblingstänze geübt. Sie trug einen halbkurzen Rock von duftigem, hellem Mousselin, die weißen Atlaßschuhe standen durch rosafarbene, kreuzweise verschlungene Bänder mit den etwas helleren Strümpfen in Verbindung; ein blütenreicher Myrtenkranz gab dem lieblichen Antlitz einen heitern Ausdruck.

Die Tanzmusik fiel langsam und gemessen in den Rhythmus einer Menuet. Frau Recamier machte den Versammelten zunächst eine tiefe, feierliche Verbeugung nach links und rechts, wobei sie ihnen mit beiden Händen einen anmuthigen Gruß zuwinkte. Dann ergriff sie ein Tambourin, die Musik schlägt einen rascheren Takt an, die gezogenen Töne des Tambourins werden von den Silberglöckchen an seinem Rande begleitet. Die Tänzerin beginnt den muntern Schritt der Gavotte. Ihr Körper scheint sich auf den Tönen zu wiegen, seine Wendungen sind überraschend und malerisch. Bald schwebt das Tambourin hoch in der Luft und zeigt einen Augenblick den ganzen Umriß des schönen Körpers, den erhobenen linken Arm entlang bis hinunter zu der Spitze des kleinen Fußes; bald berührt es seitwärts beinahe den Boden, und das hintenüber geneigte Haupt drückt ein süßes Schmachten aus. Der Schall des Instrumentes begleitet, bald im Forte, bald im Adagio, den holden Muthwillen, die südliche Lebhaftigkeit und dann wieder die schmelzende Weichheit aller Bewegungen.

Frau von Staël wandte kein Auge von der Bühne, kaum daß sie einmal nach dem Prinzen blickte. Als sich

dann Frau Recamier beim letzten Tone der Musik in plastisch schöner Stellung auf ein Knie niederließ, den Daumen der rechten Hand auf dem noch zitternden Tambourin, da rauschte es Beifall von allen Seiten, und freundlich dankend verschwand die Tänzerin hinter den Coulissen.

„Das war wirklich ein unerwarteter Genuß!“ sagte Prinz August zu der Schloßherrin in freudiger Erregung. „Nur schade, daß er so kurz war, und daß kein Pinsel und kein Meißel diese reichen Vorwürfe für die Malerei und Bildhauerkunst ausbeuten kann. Erst jetzt begreife ich die Poesie des Tanzes; erst jetzt weiß ich, warum die Bajaderen so viel Macht über den heißblütigen Inder haben!“

„Mein Prinz, Sie haben mit den Augen eines Inders gesehen!“ erwiederte die Schloßherrin lächelnd. „Ich will Julien bitten, uns noch ihren Shawltanz zum Besten zu geben; sie hat nicht immer einen so mitfühlenden Zuschauer vor sich, wie Sie es sind, und der ist nöthig, Hoheit, um alle Wonnen aus dem Auge und den Gliedern der Tänzerin hervorleuchten zu lassen. Nur Ihnen, mein Prinz, verdanken wir diesen Genuß, der uns in eine paradiesische Welt versetzt; heute tanzt Julie nicht nur wie früher mit höchster Kunstfertigkeit, sondern mit entzückender Leidenschaftlichkeit.“

Frau von Staël begab sich hinter die Coulissen, wo ihre Freundin noch außer Athem sich eben anschickte, ihr Tanzkostüm abzulegen. Sie wollte anfänglich von keinem zweiten Auftreten wissen. Aber der Wunsch des Geliebten, welchen

die Schloßherrin als letztes Ueberredungsmittel anwandte, besiegte auch dießmal ihre Zurückhaltung. Schnell hatte Elise eine prächtige lichtblaue Schärpe von durchsichtig feinem Stoffe herbeigeholt. Die Musik ertönte von Neuem, und Frau Recamier trat wieder auf die Bühne hinaus. Sie begegnete dem Blicke des Prinzen, und wie von einem seligen Taumel erfaßt begann sie den Tanz. Anfangs hatte sie die Schärpe um den Leib geschlungen, während sie die langflatternden Enden malerisch mit beiden Händen verkürzte oder weit von sich hielt. Dann, mitten im schnellsten Tanzschritte, löste sie den schimmernden Gürtel und hüllte Kopf und Schultern darin ein, so daß kaum die lachenden Augensterne sichtbar blieben. Dann folgte dem schnellen Rhythmus eine Reihe der maßvollsten Bewegungen. Mit jeder neuen Stellung wechselte der Faltenwurf der Schärpe: bald ließ sie die Schultern und Arme der Tänzerin sich auf dem blauen Hintergrunde in blendender Weiße abheben, bald verbarg sie züchtig den zur Seite gestreckten Fuß oder den tiefgeneigten, glänzenden Nacken.

Wiederum wurde der schönen Tänzerin der lebhafteste Beifall gezollt. Der Prinz erwachte wie aus einem süßen Traum; er wollte es sich selbst kaum glauben, daß das junge Weib, dessen bloßer Anblick ihm soeben alles Blut zum Herzen getrieben, seine Heißgeliebte wäre, und daß sie nur ihm mit allen ihren Sinnen angehörte.

„Was auch immer kommen mag,“ rief er voller Entzücken aus, als er eine Stunde später in seinem Zimmer auf

und ab ging und die breite Brust ihm zum Springen voll war, „ich würde ihr auf der Stelle neben meinem Herzen auch meine Hand anbieten, wenn sie nicht schon die Gattin eines Andern wäre. O, wäre sie doch in Wahrheit so rein, als sie mir an jedem neuen Tage immer wieder erscheint! Die ganze Welt könnte gegen mich in die Schranken treten; meine Fürstenehre, den Willen des Königs, alle Schätze dieser Erde — Alles wollte ich gering achten gegen das Lächeln ihres Mundes und das himmlische Glück, sie ganz und ewig zu besitzen. Wie hinreißend schön war sie heute! Wie athmete sie Liebe und Leidenschaft, wenn mein Auge das ihre traf! O Julie, sage mir nur das Eine, daß Niemand außer mir jemals Dein Herz besessen hat, und ich will mich Dir von Stunde an zu eigen geben!“

XIV.

Die geheimen Berichte, welche Herr Leroy in immer bestimmterer Fassung an den Polizeiminister Fouché überschickt hatte, fingen bald an, ihre Wirkung zu äußern. Zwar war der Kaiser durch die Umgestaltung des Justizwesens sowie durch die Verwaltungsgeschäfte seines großen Reiches noch zu sehr in Anspruch genommen, als daß er sich eingehend mit dem Geschicke seiner persönlichen Feindin in Coppet hätte beschäftigen können. Aber soviel wurde doch schon jetzt als offenes Geheimniß von Ohr zu Ohr getragen, daß der alte, gutmüthige Herr von Barante die längste Zeit in Genf geherrscht hätte, daß für einige der besten Freunde der Schloßherrin ein Verbannungsbefehl in der Luft schwebte, und daß es durchaus nicht ganz unmöglich wäre, daß man der gefeierten Schriftstellerin einmal plötzlich den Prozeß machte oder sie wenigstens so lange in sichern Gewahrsam brächte, bis sich ihr Widerstand gegen den Kaiser gelegt hätte.

Diese Gerüchte drangen schnell bis zu den Ohren der

Frau von Staël. Sie war im ersten Augenblicke entsetzt über die teuflische Bosheit, daß man ihre eigene Person in ihren Freunden zu treffen beabsichtigte. Wie eine Aussätzige kam sie sich vor, welche ihre ganze Umgebung mit sich in's Verderben zöge. Sie bangte für Mathieu, den treuesten und ältesten ihrer Freunde, für die schöne Julie, für den Prinzen von Preußen, für ihre Kinder.

Bald jedoch gewann ihre Umsicht die Oberhand über den ersten Schrecken. Sie mußte sich zunächst fragen, wie es nur möglich wäre, daß sie, obschon dem Kaiser so fern, ihn trotzdem immer noch zu reizen vermöchte. Und selbst wenn er in der Versammlung ausgezeichneter Männer, welche augenblicklich auf dem Schlosse weilten, eine Ursache zum Zorne gefunden hätte, wie konnte er nur so schnelle Kenntniß von Allem erhalten haben? Ihre gute Beobachtungsgabe hatte sie doch nirgends etwas Verdächtiges innerhalb der Mauern ihres Schlosses erspähen lassen. Mit scharfem Auge pflegte sie ihre Diener zu mustern: der einzige, Eugen, das fiel ihr jetzt ein, hatte wohl manchmal ihrem eindringlichen Blicke in der letzten Zeit nicht Stand gehalten. Welche Beziehung konnte indeß zwischen einem wallliser Kammerdiener und dem Ministerium oder dem kaiserlichen Kabinet in Paris bestehen? Ueberdieß durfte das naheliegende Genf garnicht als Zwischenglied in Betracht kommen, denn der dortige Präfekt war ja ihr Freund und war ja selbst mit der kaiserlichen Ungnade bedroht. Sie nahm sich also vor, ruhig zu bleiben und dem Gerüchte keinen Glauben zu

schenken. Aber das Schreckgespenst der Furcht für ihre Freunde verfolgte sie dennoch auf Schritt und Tritt; ihre fruchtbare Einbildungskraft schuf ihr tausendfältige Qualen, und während Alles um sie her heiter und guter Dinge war, heftete sie manchmal in Gedanken versunken die Augen auf das Thor des Schloßhofes, ob nicht etwa die Schergen schon kämen, ganz wie vor nunmehr vier Jahren, um die Freunde zu greifen oder sie selbst aus dem Kreise ihrer Lieben herauszureißen.

„Ich muß Gewißheit haben!“ meinte sie eines Morgens nach einer schlaflos verbrachten Nacht. „Wer kann mir jedoch in Genf etwas Neues sagen? Wenn Fouché den guten Barante meinetwegen stürzen will, so wird er schon jetzt dafür Sorge tragen, daß ihm nichts über mein Schicksal mitgetheilt wird. Den übrigen genfer Freunden wird es ähnlich gehen, man hat ihnen in Paris niemals recht getraut. — Aber wollte nicht gerade heute der junge Guizot in Lausanne eintreffen?“

Rasch durchsuchte sie den auf ihrem Schreibtische liegenden Haufen von Briefen und Zeitungen, welche die neueste Post ihr aus aller Herren Ländern gebracht hatte.

„Richtig, am Montag hat der junge Rechtsgelehrte Paris verlassen! Das paßt ja vortrefflich; gleich will ich anspannen lassen — schon heute Mittag kann ich die neuesten Nachrichten aus bester Quelle schöpfen.“

Frau von Staël hatte in wenigen Minuten ihre Befehle ertheilt. Als sie dann in den Schloßhof trat, um nach den

Gästen und dem Wetter zu sehen, spazierte Prinz August mit Frau Recamier am Arme bereits im Parke auf und ab.

„Was sehe ich, Juliette! Meine kleine Langschläferin erscheint mir immer räthselhafter — gestern Grazie und heute Muse! Die rosenfingerige Aurora hat wahrlich keine schönere und bessere Freundin! Wie schade, Hoheit, daß Mars so garnicht zu der mythologischen Drei- und Neunzahl paßt — er war eben klug genug, es nur mit der Schönheitsgöttin zu halten, und dieser folgen die übrigen als schmückende Dienerinnen von selber nach."

Währenddessen knallte der alte Richel schon mit der Peitsche. Die Kammerfrau stand mit Hut und Mantel der Herrin am Wagenschlage, indeß Eugen einen Arm voll Bücher auf dem Rücksitze des Wagens ausbreitete. Erstaunt blickte Frau Recamier erst auf den Wagen und dann auf Frau von Staël.

„Sie wollen verreisen, liebe Freundin? Und wohl gar auf längere Zeit, daß Sie die große Kutsche gewählt haben?"

Frau von Staël fuhr selten anders als in dem bequemen vierspännigen Reisewagen, weil sie außer der Kammerfrau und dem Diener regelmäßig ihren Koch mit sich führte. Der Weg nach Lausanne war jedoch so kurz, daß sie allerdings ein Kabriolet vorgezogen hätte. Plötzlich schien ihr ein Gedanke zu kommen.

„Wollen Sie mich nicht begleiten, Juliette? Ich habe nur ein paar Stunden in Lausanne zu thun. Benjamin

sitzt mißvergnügt in seinem Zimmer und ist seit einiger Zeit gar nicht mehr für mich da; auch heute hat er meine Einladung zum Mitfahren ausgeschlagen. Für Sie, mein Prinz, würde die kleine Reise gewiß recht interessant sein. Sie kennen bis jetzt nur die flachesten Ufer unseres vielbesungenen Sees, unmöglich können Sie mit diesem Eindruck nach Preußen zurückkehren."

Die beiden Liebenden sahen sich fragend an, dann nickte Frau Recamier lächelnd dem Geliebten zu, und bald fuhr man in der heitersten Stimmung die holprige Dorfstraße entlang, vorbei an den massiven Laubengängen der Häuser und an der alten Kirche mit dem wackeligen Thürmchen zur Rechten des Weges, bis man die Landstraße erreichte und die weite Fläche des Sees fortan dauernd vom Wagen aus sichtbar blieb.

Es war ein herrlicher Septembermorgen. Die Luft war von durchsichtiger Klarheit; vom lichtblauen Himmelsgewölbe schien die Sonne warm hernieder auf die in sattem Herbstgrün prangende Erde. Noch umschwebte ein violetter Duft die Bergzüge am jenseitigen Seeufer; ihre Umrisse zeichneten sich weich gegen den helleren Himmel ab, und selbst die zerrissenen Klippen Savoyens erschienen unter dem aus Licht gewobenen Schleier weniger schroff als bei hohem Sonnenstande.

„Wir sind hier auf klassischem Boden," meinte Frau von Staël, als sie an dem Dorfe Crans vorbeifuhren und schon das alte, vielthürmige Schloß Nyon in der Ferne

erblickten. „Hier aus Crans stammt der alte Cellérier, das Ideal eines Landpfarrers, ein zweiter Fénelon an kirchlicher Beredsamkeit wie an theilnehmendem Sinne für die irdischen Bedürfnisse seiner Gemeinde. Sein großer Sohn ist augenblicklich eine Zierde unserer genfer Akademie. — Dort links in dem Dörfchen Crassier war mein Großvater Curchod Prediger. Meine Mutter wurde dort geboren: auf allen Schlössern hier in der Umgegend gab sie als junges Mädchen Unterricht, bis sie in Lausanne durch ihre Schönheit und ihre Talente Bewunderung erregte und dann meinen theuren Vater heirathete. Auch die Familie Bridel ist in Crassier zu Hause, während dort in Nyon unser Freund Bonstetten vor zwanzig Jahren als Landvogt herrschte und mit Johannes von Müller, Salis, Matthisson und vielen anderen großen Geistern dem alten Römerkastell zu neuem Rufe verhalf. Weiterhin aus Rolle stammt die Familie Laharpe, welcher Friedrich Cäsar Laharpe, der Erzieher des Kaisers Alexander von Rußland, sowie auch der große Kritiker angehört, zu dessen Füßen meine Juliette einst im Athenäum gesessen hat, und zwar auf dem Stuhle, den der alte Herr eigens für seinen Engel, wie er Julien gern nannte, neben sein Rednerpult hatte stellen lassen.“

Dem Prinzen August gewährte es ein großes Interesse, die Heimat aller dieser ihm mehr oder weniger bekannten Persönlichkeiten aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Bei jeder neuen geschichtlichen Erinnerung, auf welche ihn Frau von Staël in beredter Fülle aufmerksam machte, wandte

er die Blicke auf die sanft nach dem Jura zu ansteigenden Weinberge und die freundlichen Landhäuser und Dörfer am Wege. Der Wohlstand des Landes, sein stattlicher Menschenschlag und besonders das reiche, von Sonne und Leben überströmte Landschaftsbild ringsum war dem Bewohner des kargen Nordens ein ungewohnter Anblick.

Man war um Mittag in Lausanne. Frau von Staël wünschte aus zarter Rücksicht für die Freunde die jedenfalls wenig tröstlichen Neuigkeiten aus Paris allein zu vernehmen, und aus diesem Grunde redete sie dem Prinzen zu, mit der gleich darauf nach Vevey und Villeneuve abgehenden Schnellpost bis an das östliche Ufer des Sees zu fahren, um wenigstens einen flüchtigen Eindruck von diesem schönsten Theile des Waadtlandes wie des Sees zu erhalten. Da auch Frau Recamier nie weiter als bis Lausanne gekommen wäre, so würde sie sich gewiß freuen, von ihm auf den gefeierten Schauplatz der ‚Neuen Heloise‘ geführt zu werden.

Den beiden Liebesleuten kam dieser Vorschlag sehr gelegen. Frau von Staël versprach, mit ihnen am Abend in Montreux zusammenzutreffen: dort könnten sie Alle übernachten und am folgenden Tage bequem nach Coppet zurückkehren. —

„Finden Sie nicht, meine liebste Juliette, daß die Sonne hier leuchtender strahlt als irgendwo anders auf Erden? O, wer doch immer in diesen glücklichen Gefilden wohnen dürfte!“ So sprach Prinz August einige Stunden später zu der Geliebten, als sie an dem epheuumsponnenen Thurme des alten

La Tour de Peilz vorbeifuhren und vor sich die spitze Dent de Jaman und die breite, schneebedeckte Dent du Midi im Glanze der späten Nachmittagssonne liegen sahen.

„Sie freuen sich des himmlischen Lichtes und seufzen dennoch?“ fragte Frau Recamier erstaunt. „Darf ich nicht wissen, mein Freund, welcher trübe Gedanke Ihr sonst so zufriedenes Gemüth augenblicklich quält? Kehren Sie denn nicht gern in Ihre Heimat zurück?“

„Wir haben keine himmelragenden Berge und keine tiefblauen Seen in unserem Preußenlande,“ gab Prinz August zur Antwort. „Uns Norddeutsche ergreift selten das Heimweh, und noch Niemand hat von meinem Vaterlande so begeistert wie Sie von Ihrem schönen Frankreich gesprochen. Wir, die wir von Kindesbeinen an unter jenem meist graublauen Himmel leben, empfinden allerdings erst in der Fremde die strahlenden Reize der Erde. Daheim dünkte mir schon unser berliner Thiergarten über die Maßen schön. Wenn im Frühjahr das junge Grün aus tausend Büschen sproßte und inmitten der mäßig belaubten Bäume einmal ein alter Eichbaum eine stattlichere Krone aufwies, oder wenn ich längs den weißschimmernden Havelseen die hohen Binsen im Winde rauschen hörte und dann wohl ein stolzer Schwan die einsame Fläche durchfurchte, dann wandelte mich schon eine weiche, poetische Stimmung an. Damals, als noch nicht die Kriegsstürme über Europa hinwegbrausten und Ruhe und Frieden im Vaterlande herrschten, da gab es für mich keine reinere Feiertagsfreude, als wenn ich auf dem

Sommersitze meiner Eltern weilen konnte, in dem tannenumrauschten Friedrichsfelde bei Berlin, wo mein Bruder Louis geboren wurde, und wo mich selbst der große Friedrich über die Taufe hielt. Stundenlang konnte ich dort an schönen Sommertagen auf der Haide liegen, die Arme unter dem Kopfe, mit dem Blicke die ziehenden Wolken verfolgend. Neben mir schwirrten die Käfer und gaukelten die Schmetterlinge um die duftigen Haideblumen, während die Kiefern und Tannen leise ihre Wipfel in der sonnigen Einsamkeit wiegten. Damals wußte das Herz des zwanzigjährigen Jünglings kaum etwas von Liebe: er sah nur im Geiste die tapferen Ahnen auf jener Haide kämpfen, sah ihre Schilde in der Sonne blitzen und hörte ein Jahrhundert später die Büchsen ihrer Musketiere donnern; die schwedischen Reiter jagten mit verhängten Zügeln über die Haide hinweg, verfolgt von den todesmuthigen Dragonern des großen Friedrich Wilhelm, dem ich in meinem jungen Herzen es einst gleichzuthun mir vornahm. Aber wie ist Alles so ganz anders geworden! Die Träume sind verflogen, Napoleon's Banner flattert auf dem Schlosse meiner Ahnen, mein Bruder ist todt, ich selbst bin kaum aus der Gefangenschaft erlöst. Ach, Julie, Ihre Liebe allein läßt mich alles Leid vergessen; könnten Sie doch in besseren Tagen mich in meine nordische Heimat begleiten, dann würde mir ewig der Himmel so tiefblau und die Erde so blühend und sonnig erscheinen als in dieser Stunde."

In Frau Recamier's Augen waren bei dieser Schilde-

rung Thränen des Mitgefühls getreten. Sie konnte es dem thatenlustigen Manne wohl nachfühlen, wie ihn die Erinnerung an seine Heimat und seine vielversprechende Jugend gerade jetzt zu sanfter Schwermuth stimmen konnte. Seine starke Hand ruhte in der ihrigen. Sie führte sie an ihre Lippen, küßte sie zärtlich und versuchte es, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

„Wir müssen schon in Clarens sein,“ meinte sie, indem sie den Kopf nach links wandte und auf ein burgähnliches Bauwerk auf der Spitze eines Hügels hinwies. „Jenes Kastanienwäldchen dort ist sicherlich das Bosquet de Julie, in welchem meine Namensschwester und ihre lose Cousine den empfindsamen Saint Preux küßten und die schöne Julie vor Wonne in Ohnmacht fiel. Das Städtchen vor uns muß Montreux sein — sehen Sie nur, mein Prinz, wie es sich an die steile Bergwand anschmiegt, und wie freundlich die weißen Häuser mit den grünen Fensterläden gegen den dunklen Wald abstechen. Kennen Sie auch die Geschichte dieser Fensterläden, mein Freund?“

Der Prinz verneinte diese Frage, und Frau Recamier erzählte ihm, wie Rousseau sich am Abhange eines lieblichen, wohlbeschatteten Hügels ein ländliches Häuschen gewünscht hätte, ein weißes Haus mit grünen Fensterläden, dessen Dach aus Ziegeln bestände, weil diese sauberer als das Strohdach und heiterer als der Schiefer aussähen. Dieß Häuschen, gleichsam wie das Ei des Kolumbus von Rousseau erfunden, hätte sich fortan an den Gestaden der Seen

wie an den Abhängen der Berge erhoben, es hätte seinen Weg über die Schweiz und Frankreich gemacht; Jedermann hätte gleich dem berühmten Verfasser der ‚Neuen Heloise‘ das Glück erproben wollen, unter einem solchen Dache zu wohnen.

Bald fuhr der Wagen über die Brücke, welche die steilen Ufer der schäumenden Baie de Montreux verband, und hielt in der Hauptstraße vor dem Post- und Gasthause des Städtchens. Nachdem sie ihre eigenen Zimmer besichtigt und auch für Frau von Staël ein Unterkommen bestellt hatten, trieb es die beiden Liebenden hinaus aus dem engen Gewirr der Häuser in den warmen Herbstabend.

Nach einigen Minuten hatten sie die freigelegene Terrasse vor der Kirche erreicht. Sie traten bis an den steingefaßten Rand des Kirchplatzes und sahen voller Bewunderung auf das glänzende Landschaftsbild vor sich. Die Sonne war dem Untergange nahe. Der weite See lag in krystallblauem Glanze tief unten zu ihren Füßen, aber schon spielten im Westen violette und röthlichbraune Lichter über die glatte Fläche hin, und mit dem durchsonnten Dunste, welcher bald den ganzen Luftkreis erfüllte, nahm auch das Wasser mehr und mehr eine warme Färbung an. Endlich wurde nur noch die zackige Wand der Dent du Midi von den Sonnenstrahlen getroffen, so daß die breiten Schneemassen blendend erglänzten. Dann vermischten sich immer inniger Ufer und Wasser unten zu einem tiefen Blauschwarz, und langsam stieg der rosige Schein des Alpenglühens höher und höher

bis zu der Spitze der Schneeberge hinan, bis nach und nach auch die letzte Färbung am Abendhimmel verglimmte.

Währenddessen hatte Frau Recamier auf einer Bank Platz genommen. Auf den Prinzen an ihrer Seite wirkte die glühende Pracht des Naturschauspiels so stark wie die ernsten Gewölbe eines Münsters auf den Beter einwirken: sein Herz flammte von Neuem in heller Liebe auf, als er sich mit der Geliebten allein auf der Terrasse wußte, unter der breiten Blätterkrone einer Edelkastanie, vor sich den schweigenden See und über sich den purpurnen Himmelsdom. Er hielt die junge Frau mit seinem Arme umschlungen, ihr Kopf lehnte an seiner Schulter, nur leise wagte er es, ihre Stirn zu küssen und sie fest an sich zu drücken.

„Haben Sie lange keine Nachricht von Herrn Recamier gehabt?“ unterbrach der Prinz endlich das Schweigen. „Ich weiß nicht, wie es kommt, meine Julie, daß ich immer mit einer gewissen Scheu an Ihren Gatten denken muß. Sie selbst haben gewiß nur aus Rücksicht gegen mich bisher so wenig von ihm gesprochen. Aber lassen Sie uns offen sein, Julie! Lassen Sie mich jetzt, wo jeder Tag mir den bestimmten Befehl zur Abreise bringen kann, aus Ihrem eigenen Munde wissen, was ich hoffen darf. Bei allem Glück befällt mich mitunter ein Gefühl von Aengstlichkeit, als dürfte ich kaum um Sie werben, und als wäre meine Liebe zu Ihnen nicht nur ein Verstoß gegen die gesellschaftliche Ordnung, kraft welcher Sie einem andern Manne angehören, sondern noch mehr gegen die Ruhe Ihres eigenen

Herzens, das mir nur vorübergehend entgegenschlägt und sich vielleicht bald wieder zu Ihrem Gatten zurücksehnt."

„Der Schein spricht gegen mich, mein Prinz," entgegnete die junge Frau in ernstem Tone. „Hören Sie jedoch ein Bekenntniß, das bis auf den heutigen Tag in meinem Herzen verschlossen gewesen ist. Herr Jacques Recamier war, als wir von Lyon nach Paris zogen, der beste Freund meines Elternhauses; unter allen ihren Landsleuten stand Keiner meiner guten Mutter näher als der fleißige, schöne, stets heitere und schon damals seines Reichthums wegen hochangesehene Handelsherr. Wenn er zu uns kam, pflegte er auch mir stets ein freundliches Wort zu sagen, und die schönsten Puppen, welche je ein Kinderherz erfreut haben, erhielt ich von ihm zum Geschenk. Als ich älter wurde, nahm seine Theilnahme für mich allmälig einen andern Charakter an. Er betrachtete mich oft lange mit seltsamen Blicken, welche leidenschaftlich glühten und doch auch wieder seine Herzensgüte verriethen. Bald küßte er mich nur noch auf die Stirn; er erwies mir Aufmerksamkeiten, wie sie einem vierzehnjährigen Mädchen noch nicht zukamen, aber welche deßhalb um so mehr meinem kindischen Stolze schmeichelten. Die Eltern hatten mich der unruhigen Zeiten wegen stets zu Hause gehalten, so daß ich von der Welt kaum etwas Anderes kennen lernte, als was ich aus den Büchern oder durch die wenigen Freunde unserer Familie erfuhr. Eines Tages umarmte mich meine Mutter mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit; die Thränen traten ihr dabei in die Augen, und sie

war so aufgeregt, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte. ‚Möchtest Du wohl die Gattin des Herrn Recamier werden?‘ brachte sie endlich zögernd hervor. Ich erwiederte ihr sehr ruhig und vergnügt, daß ich Alles gern thäte, was den lieben Eltern angenehm wäre. ‚Da ich keinen bessern und schönern Mann als Herrn Recamier kenne,‘ fügte ich hinzu, ‚so sehe ich keinen Grund ein, daß ich nicht auch seine Gattin werden sollte. Gewiß wird seine Güte gegen mich niemals nachlassen, und ich darf auf ein so glückliches Leben hoffen, wie es nur Wenigen in dieser Schreckenszeit beschieden ist.‘ Meine Mutter erwiederte schluchzend: ‚Du bist gut und vernünftig, Juliette, aber Du kennst die Welt und Dich selbst noch gar zu wenig. Herr Recamier könnte den Jahren nach Dein Vater sein, auch liebt er die Zerstreuungen und bleibt sich in seinen Neigungen nicht immer gleich. Ich mag Dir nicht zureden, mein Kind; Du bist noch zu jung, um meine Gründe vollkommen zu verstehen — ach, und doch könntest Du keinen bessern Beschützer gerade jetzt finden! Wer weiß, was noch aus unserem armen Frankreich werden wird, und wie es Dir dann ergehen würde, wenn ein Zufall Deine Eltern unter das Mordmesser brächte. Niemand ist ja heutzutage seines Lebens sicher, und Du würdest es am allerwenigsten sein, wenn nicht eine starke Hand Dich vor den rohen Gesellen behütete, unter deren Händen das Haupt des Königs soeben verblutet ist.‘ — Mein Vater sprach in noch empfehlenderem Tone von Herrn Recamier — wenige Wochen darauf wurde ich ihm in aller Stille als Gattin angetraut.“

Die junge Frau hielt einen Augenblick in ihrer Erzählung inne. Prinz August preßte die Lippen zusammen; kaum schien es ihm denkbar, daß auf diese Weise über das Geschick des schönsten Menschenkindes verfügt werden konnte.

„Und wie gestaltete sich schließlich diese sonderbare Ehe?" fragte er dann mit einem Tone voll Bitterkeit und Verzweiflung. Schon längst hielt er die Hand der Freundin nicht mehr in der seinen; er hatte Mühe, während ihrer Erzählung seine erzwungene Ruhe zu bewahren.

„Ich bin nicht glücklich geworden, mein Prinz," antwortete Frau Recamier langsam und traurig. „Vom ersten Tage ab, als ich weinend von der guten Mutter Abschied nahm und in einem geschlossenen Wagen an der Seite meines Gatten durch die lärmenden Straßen von Paris fuhr, trat ein Gefühl von Befremdung zwischen mich und das Traumbild des ehelichen Glückes, wie es meine Mädchenphantasie sich geschaffen hatte. Zwar ist Jacques gegen mich stets gut und liebevoll gewesen, er hat mich auf Händen getragen, mir keinen Wunsch versagt und mit fürsorglicher Hand alle Dornen auf meinem Lebenspfade zur Seite gebogen. Er hat rastlos gearbeitet, um mein Heim zu einem wahren Paradies zu gestalten: nichts erschien ihm für mich schön und glänzend genug, und selbst seitdem er durch Bonaparte's Ungnade sein großes Vermögen verloren hat, ist es ihm doch schon wieder gelungen, unsere Zukunft sicher zu stellen. Aber er war nur mein treuer Beschützer, niemals mein Herr, dem zu gehorchen mich beglückt hätte. Keine

stärkere Neigung, keine Anwandlung von Leidenschaft hat mich jemals meinem angetrauten Gatten gegenüber ergriffen: ohne Sorgen, aber auch ohne tiefinnerliches Frauenglück habe ich die langen Jahre an seiner Seite hingelebt. Immer mehr lernte ich den Ausspruch unserer Staël begreifen, daß die menschliche Gesellschaft, ja sogar die göttliche Vorsehung uns Frauen nur Ein echtes Glück zugestanden hat, nämlich die Liebe in der Ehe. Ich lernte dieß einzige Glück niemals kennen; die Freundschaft des älteren Gatten hat mir nie die eheliche Liebe ersetzt, in welcher das Seelenleben des Weibes nun einmal seinen Schwerpunkt findet. Ich gefiel mir schließlich in den Schmeicheleien, mit denen die galanten Pariser mich überschütteten; in stillen Stunden jedoch, und besonders wenn Mathieu mir mitunter so recht zu Herzen sprach, empfand ich eine qualvolle Leere in meiner Brust — ach und ich hatte Niemand, Niemand in der Welt, dem ich mein eigenstes Selbst hätte schrankenlos entgegenbringen mögen!"

Aus dem Gesichte des Prinzen war jeder Zug von Spott und Bitterkeit verschwunden. „Sie haben keine Kinder, auf welche Sie Ihre Liebe übertragen könnten?" meinte er mit aufrichtiger Theilnahme.

Es war schon zu dunkel, als daß er die glühende Röthe hätte wahrnehmen können, welche seine Frage der jungen Frau in's Gesicht trieb.

„Keine Kinder?" sprach sie gedehnt vor sich hin. „O mein Gott, ich war ja nie — Jacques ist ja nur mein väter-

licher Freund, er hat mir niemals mehr sein wollen, seitdem er mich so niedergeschlagen in sein Haus eintreten sah und keine herzliche Sehnsucht ihm meinerseits entgegen kam. Damals schonte er meine mädchenhafte Scheu, und bis auf den heutigen Tag ist er nur dem Namen nach mein Gatte gewesen."

„Julie — verstehe ich Sie recht, beste, einzige Julie?" Der Prinz rief diese Worte in lautem Entzücken aus. Stürmisch umarmte er die Geliebte; er küßte ihre Wangen, ihre Hände, und indem er dann seine glänzenden Augen dicht den ihrigen näherte, als wollte er aus ihnen in dieser Minute sein Schicksal lesen, flüsterte er: „Wie konnte ich nur daran glauben, Du köstliche, reinste Frau, daß die Blume Deiner Schönheit schon von rauhen Händen geknickt wäre? Löst Deine keusche Befangenheit mir nicht täglich das süße Geheimniß Deiner jungfräulichen Weiblichkeit? Laß mich Deine erste und einzige Liebe sein, Julie! Zieh' mit mir nach Preußen — hier mit dieser Hand trage ich Dir eine vor Gott und Menschen gültige Ehe an."

Nach diesen Worten war es einen Augenblick so still, daß man den fliegenden Athem der beiden leidenschaftlich erregten Menschen hören konnte. Kein Blättchen regte sich ringsum: längst war die Sonne und das Alpenglühen verschwunden; hinter dem Bergrücken des Mont Arvel floß ein breiter, silberner Glanz in das Rhonethal hinab; bald mußte die Mondscheibe über dem Kamme des Gebirges sichtbar werden.

Frau Recamier fuhr plötzlich aus dem träumerischen Hinstarren in die Höhe. „Ja, ich will Dein sein, mein Heißgeliebter! Ich will mit Dir ziehen bis an's Ende der Welt und in Deinen Armen mein bisher so eitles Leben zu vergessen suchen. Bei jenen Sternen dort schwöre ich Dir, mein August, daß in meinem Herzen sich niemals ein Sehnen wie in dieser Stunde geregt hat; Du bist der erste, der einzige Mann, dem ich mich mit Leib und Seele zu eigen gebe!“ Sie umschlang ihn mit ihren weißen Armen und warf sich in höchster Erregung an seine Brust.

So saßen sie lange sprachlos ineinander verschlungen: es waren die glücklichsten Augenblicke in dem Leben zweier ausgezeichneter Menschen.

Dann löste sich das junge Weib mit einem Seufzer des Glückes aus dem Arme des starken Mannes. Sie zog einen Ring von ihrer Hand und steckte ihn dem Geliebten an den Finger.

„Laß diesen Ring Dich an meine Liebe und an das Versprechen dieser Stunde erinnern,“ sagte sie; „nie will ich einem andern Manne angehören, als Dir allein, mein August!“

Statt alles Dankes zog der Prinz sie von Neuem zärtlich an seine Brust. Da wurde es mit einem Male lichthell auf dem Platze vor ihnen: der Vollmond stand über dem Rhonethale am wolkenlosen Himmel, und bis hinunter auf den Spiegel des Sees erfüllte er Alles mit seinem sanftstrahlenden Glanze.

„Wie schön ist diese warme Herbstnacht!“ rief Prinz August aus. Er trat wieder an den Rand der Terrasse vor, die Geliebte lehnte an seinem Arme. Seine trunkenen Blicke schweiften über den buchtenreichen Uferrand, über die vielen Dörfer und Städtchen, in denen hier und da noch ein Licht schimmerte, über die Aecker und Weinberge, die Feigen, die Granaten und die üppig breiten Kastaniengruppen. Wie blühend und reich erschien ihm selbst im Mondenschimmer dieser gesegnete Himmelsstrich! Oder war es nur die Nähe der Geliebten, ihre reizvolle Schönheit und die vorgerückte Stunde ihres vertraulichen Zusammenseins, welche den Prinzen in die lustberauschte Stimmung versetzten? Plötzlich hafteten seine Augen an einem dunklen Punkte zur Linken. Es war die kleine ‚Insel des Friedens‘, kaum zwanzig Schritt im Gevierte groß, welche sich unweit des Städtchens Villeneuve aus der vom Mondlichte übergossenen Fläche des Sees deutlich abhob.

„Siehst Du jenes Felsstück mitten im Wasser, meine Julie? Eine niedrige Mauer faßt es ein, sogar ein paar Bäume sind dem harten Boden entsprossen. All’ mein Hab’ und Gut gäbe ich drum, wenn ich diese Stunde dort ewig fortleben könnte, unter diesem lauen Nachthimmel, die schönste Geliebte im Arme!“

Der Prinz sprach diese Worte voller Sehnsucht aus, mit einer sanften Schwermuth im Auge, weil sich ihm im nächsten Augenblicke die Unerfüllbarkeit seines Wunsches aufdrängte. Mußte er nicht fürchten, daß unter der kalten

Sonne des Nordens sein Glück wie ein schöner Traum verfliegen würde?

„Könnten wir doch in dieser Stunde hier in das nahe Gotteshaus treten und die kirchliche Weihe für unsern Herzensbund empfangen!“ sprach er zu der Geliebten. „Dann wäre alles Schwanken und Fürchten vorbei und meine Julie, mein schönes Weib, wäre schon heute ganz mein!“

Frau Recamier antwortete mit einem Seufzer:

„Wir müssen uns noch einige Zeit gedulden, ehe wir an eine unlösliche Verbindung vor der Welt denken können. Zunächst muß ich mir von Paris aus die Einwilligung zu einer Scheidung erbitten: vor zehn bis zwölf Tagen kann sie nicht hier sein. Und hat mein Geliebter nicht auch noch so manche Förmlichkeit vorher zu erfüllen?“

„Du kluge, vorsichtige Frau!“ scherzte der Prinz, indem er sie zum hundertsten Male küßte. Dann gingen sie Arm in Arm an der Kirche vorbei die Landstraße zum Gasthofe hinab.

In demselben Augenblicke kam von der entgegengesetzten Seite die große Reisekutsche der Frau von Staël angefahren.

„Dachte ich's mir doch, daß meine Freunde den schönen Abend nicht in den dumpfen Mauern verleben würden!“ rief sie ihnen schon vom Wagen aus zu. Nach dem Nachtessen erfuhr sie dann von der überglücklichen Freundin den förmlichen Heirathsantrag des Prinzen. „Werdet glücklich, ihr trefflichen Menschen!“ sprach die Dichterin weihevoll.

„Nie hat die Macht der Schönheit einen stolzeren Jüngling gefesselt, nie die Manneskraft ein edleres Weib gewonnen! Möge der Wiederschein dieses Jugendglückes eure Herzen noch am Abend eures Lebens erfreuen — ach, ihr wißt ja Beide nicht, was leiden heißt: noch habt ihr die Leidenschaft nicht bis auf die Hefe ausgekostet, noch kennt ihr nicht ihre Geierkrallen, unter welchen das wahre Glück und die Selbstständigkeit fast immer unterliegen.“

XV.

Bei ihrer Rückkehr nach Coppet fand Frau von Staël einen Brief des Herrn Recamier auf ihrem Schreibtische vor; es war die Antwort auf das Schreiben des Grafen von Montmorency. Ohne erst ihren Hut abzulegen, erbrach sie das Siegel und las mit wachsendem Nachdenken den kurzen Brief mehrmals hintereinander durch. Eine Falte über den großen Augen gab zu erkennen, daß die Nachricht sie durchaus nicht erbaute. ‚Ich kann nicht eher an Juliens Liebe zu dem preußischen Prinzen glauben und also auch meine Stellung zu Juliens etwaigen Absichten nicht eher kundgeben, als bis sie selbst an mich geschrieben hat.‘ Das etwa war der Inhalt des kurzen, höflichen Schreibens: kein Wort von Schmerz oder Liebe, von Mißbilligung oder tröstlicher Zuversicht — der weltgewandte Geschäftsmann blickte aus jeder Zeile hervor.

Frau von Staël verbrachte eine unruhige Nacht. Die verschiedenartigsten Pläne durchkreuzten ihren Kopf, aber schließlich kam sie doch stets auf den einzig ehrlichen Aus=

weg zurück, daß Julie selbst schreiben, dem Gatten unverblümt die Sachlage auseinandersetzen und ihm ihre persönlichen Wünsche mittheilen sollte. Der Brief des Herrn Recamier ließ es allerdings als möglich erscheinen, daß er nicht so leicht in eine Scheidung willigen würde, und dieser Gedanke mit seinen Folgen war hauptsächlich daran Schuld, daß die Schloßherrin stundenlang keinen Schlaf finden konnte.

Noch ehe sie am nächsten Morgen mit Mathieu berathschlagen konnte, was nun zu thun wäre, trat Frau Recamier in das Zimmer.

„Ich muß wie immer meine erste Zuflucht zu Ihnen nehmen, theuerste Freundin," begann sie, indem sie einen mehrere Bogen langen Brief entfaltete. „Noch gestern habe ich an meinen Gatten geschrieben und ihm den Antrag des Prinzen mit allen näheren Umständen mitgetheilt. Bitte, sagen Sie mir, ob ich es so recht gemacht habe; mir selbst ist der Kopf so wirr vor Freud' und Leid, daß ich kaum einen zusammenhängenden Gedanken fassen kann."

„Fühlt mein weißes Täubchen schon so früh die Geierkrallen der Leidenschaft?" sagte Frau von Staël mit einem mitleidigen Blick auf die blauumränderten Augen und die abgespannten Züge der schönen Freundin. „Arme Julie, Sie haben gewiß wenig geschlafen: so viele Seiten haben Sie mit Ihren zierlichen Buchstaben seit gestern Abend angefüllt! Eben wollte ich zu Ihnen kommen und Sie auffordern, an Herrn Recamier zu schreiben; er wünscht von

Ihnen selbst und von Niemand anders über die Ereignisse der letzten sechs Wochen aufgeklärt zu werden."

Dann nahm sie den Brief der Freundin und begann ihn aufmerksam durchzulesen.

„Gerade so würde ich selbst geschrieben haben," meinte sie schließlich. „Die reinste Wahrheit in der schonungsvollsten Form. Könnte ich doch zu Herrn Recamier eilen und ihm mündlich die Erklärung zu diesem Briefe geben! Aber ich bin ja eine Geächtete, und am Ende ist es auch wohl besser, daß die Angelegenheit zwischen den beiden Gatten allein zum Austrag kommt."

Während die Frauen alsdann die Maßregeln besprachen, welche für die nächste Zeit zu ergreifen wären, ließ sich Mathieu von Montmorency anmelden.

Er hatte noch keine drei Schritte in's Zimmer gethan, als Frau von Staël's scharfer Blick auch schon die Unruhe wahrgenommen hatte, welche dem sonst so gleichmäßig gestimmten Manne an der Stirn geschrieben stand.

„Guten Morgen, Mathieu! Seit drei Tagen haben wir uns nicht gesehen, und jetzt erschrecken Sie Julien und mich durch ein sorgenvolles Antlitz? Ist denn während unseres Ausfluges nach Montreux irgend etwas Unangenehmes vorgefallen?" Mit diesen Worten ging die Schloßherrin dem Jugendgeliebten entgegen und reichte ihm die Hand zum Kusse dar. „Sprechen Sie, bester Freund, unsere Julie kann hoffentlich Alles mit anhören."

„Sie waren vorgestern eben abgereist," begann der Graf

von Montmorency, „als eine Stafette Herrn von Constant ein Schreiben aus Deutschland überbrachte. Zufällig spazierten wir Beide unten am Seeufer auf und ab, so daß ich den außerordentlichen Eindruck beobachten konnte, welchen die Nachricht auf Herrn von Constant machte. Er warf nur einen Blick in das Papier, sein Gesicht färbte sich hochroth, ‚das paßt ja vortrefflich‘, sprach er vor sich hin und eilte dann die Kastanienallee hinauf in's Schloß, ohne mir auch nur ein Wort des Abschieds zu sagen. Seit jener Stunde habe ich Herrn von Constant nicht wieder zu Gesicht bekommen.“

Diese letzten Worte versetzten die Schloßherrin in eine unerklärliche Angst; sie umklammerte die Lehne ihres Sessels und starrte einen Augenblick befremdet vor sich hin.

„Constant wird wie gewöhnlich seine Geheimnisse und Launen haben,“ meinte sie dann, „gewiß hat er sich in sein Zimmer eingeschlossen, um ungestört an irgend einem politischen Schriftstücke zu arbeiten.“

„Das ist dießmal nicht der Fall,“ erwiederte Montmorency in schonendem Tone. „Zwei Stunden nach Empfang der Stafette fuhr Herr von Constant zum Schloßhofe hinaus, einige große Koffer vor und hinter sich im Wagen — sein Zimmer soll gänzlich ausgeräumt sein, erzählte mir Eugen —“

Ein greller Aufschrei unterbrach den Bericht des Grafen. Aus den Wangen und Lippen der Schloßherrin war alles Blut gewichen, ohnmächtig war sie hintenüber in den Sessel gesunken.

„Wie schwach hat mich das Leben in der Verbannung gemacht!“ rief sie ärgerlich aus, als ihr Bewußtsein Dank den Bemühungen der Freunde zurückkehrte. Dann bat sie Frau Recamier, dem treuen Montmorency als Drittem im Bunde ebenfalls den Brief an Herrn Recamier zu zeigen, während sie selbst sich zunächst in das von Constant bewohnte Zimmer begab.

Es war nicht das erste Mal, daß der wankelmüthige Liebhaber sie in ähnlicher Weise überrascht und erschreckt hatte. Dießmal jedoch lehrte der Augenschein, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sei. Constant hatte wirklich nicht das Geringste von seinen Sachen im Zimmer zurückgelassen; alle Schränke und Kästen waren leer, und nur im Kamine lag fußhoch die Asche von verbrannten Papieren. Vergeblich strengte Frau von Staël ihre Erinnerung an, was wohl die Ursache dieser unbegreiflichen Flucht sein könnte; vergeblich forschte sie in allen Winkeln nach irgend einer Spur, und mit allem erdenklichen Scharfsinn hielt sie in diskreter Weise bei den Dienstboten und den übrigen Schloßbewohnern Umfrage, wohin wohl Herr von Rebecque gereist wäre — es half Alles nicht, sie erfuhr nur so viel, daß er mit Eugen's Hülfe seine Bücher und Kleidungsstücke in großer Hast verpackt hätte und dann nach Genf gefahren wäre. Dort hätte er vor dem Posthause den Wagen nach Coppet zurückgeschickt und sich für die nächste Schnellpost nach Neuchatel einschreiben lassen.

„Gewiß hat er auf einem andern Wege dasselbe erfah=

ren, was mir vorgestern der junge Herr Guizot in Lausanne mittheilte," so versuchte sie sich endlich zu trösten, „daß man mir und meinen Freunden mit verschärften Maßregeln von Paris aus droht, um endlich unsern Widerstand zu brechen. Wer weiß, ob ihm nicht der verschlagene Korse einen Köder hingehalten hat, um ihn uns zu entreißen? Aber die Stafette ist ja aus Deutschland gekommen — sollte Benjamin seine ehemaligen Beziehungen zu den deutschen Fürstenhöfen wieder anknüpfen wollen? Und wenn dieß der Fall wäre, warum führte er dann sein Vorhaben mit einer so geheimnißvollen Eile aus, die mich bei meinen Freunden und bei meiner Dienerschaft in ein recht zweifelhaftes Licht stellt?"

Nur um keinen Grund zu übler Nachrede zu geben, bekämpfte Frau von Staël ihren anfänglichen Einfall, dem ungetreuen Liebhaber alsbald nachzureisen. Ihren Kindern und ihrer Umgebung gegenüber war sie schon am nächsten Tage wieder die besorgte Mutter und die gnädige Herrin, und da die Freunde sich hüteten, die Rede auf Herrn von Constant zu bringen, so hatte sie den ganzen Vorfall dem Anscheine nach bald aus den Augen verloren.

Die Rückkehr des Hauptmanns von Clausewitz trug viel dazu bei, die unerquickliche Stimmung der nächsten Tage heiterer zu gestalten. Prinz August begrüßte seinen Adjutanten mit stürmischer Freude. Schon der erste Blick verhieß ihm gute Nachrichten aus dem Vaterlande. Clausewitz hatte den Weg von Memel nach Coppet mit einer unglaublichen Schnelligkeit zurückgelegt; meist hatte er sogar die

Nächte zu Hülfe genommen, und nur auf diese Weise hatte er es ermöglicht, schon am neunzehnten September am Ziel seiner Reise zu sein.

„Zunächst Glück und Heil Eurer Königlichen Hoheit zum heutigen Tage!“ rief der Adjutant seinem Gebieter entgegen. Prinz August hatte seines achtundzwanzigsten Geburtstages kaum selbst gedacht, und deßhalb rührte ihn die Aufmerksamkeit des Waffengefährten um so mehr.

„Und eine bessere Zukunft!“ gab er als Antwort zurück, indem er den Ankommenden kräftig in die Arme schloß. „Dank, tausend Dank für Ihren Freundesdienst, mein lieber Clausewitz!“

Stundenlang saßen die beiden jungen Männer alsdann im Zimmer des Prinzen bei einander und theilten sich ihre Erlebnisse mit. Clausewitz hatte sich sofort zum Könige begeben. Die kärgliche Hofhaltung in Memel, die vielen Bettler, welche das Land durchschwärmten, die brodlosen Beamten und die auf Wartegeld vertrösteten Offiziere, wie sie allerorts aus der Gefangenschaft zurückkehrten, die brachliegenden Felder und die drohende Hungersnoth — das Alles hatte auf Clausewitz einen verzweifelnden Eindruck gemacht. Aber andererseits pries er die hohen Tugenden des Königspaares, sprach von den einsichtsvollen Veränderungen in der Staatsverwaltung und gab seiner Hoffnung auf einen bevorstehenden Völkerfrühling beredten Ausdruck.

Dann ging er zu den persönlichen Angelegenheiten des Prinzen über. „Der König empfing mich gleich nach meiner

Ankunft. Er war sichtlich erfreut über die guten Nachrichten, welche ich von Eurer Königlichen Hoheit geben konnte. Er lobte wiederholt Ihr Verhalten bei Prenzlau, sprach sich anerkennend über die ‚Vorschläge zur Verbesserung der preußischen Militärverfassung‘ aus, nannte sie die gediegenste Arbeit von allen eingereichten Denkschriften und ließ am Schlusse der Audienz die Absicht erkennen, Eure Königliche Hoheit bei der bevorstehenden Reorganisation des Heeres zum Chef der gesammten Artillerie zu ernennen —“

„Clausewitz, bester Freund, das hat der König gesagt!“ Prinz August war vom Stuhle aufgesprungen und schlug vor freudiger Ueberraschung die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Mit dem Range eines Generalmajors und Brigadiers,“ fuhr der Adjutant bestätigend fort. „Der Oberst von Neander, der jetzige Artillerieinspekteur, soll Eurer Königlichen Hoheit untergeordnet werden, und nur der General von Scharnhorst dürfte Sie mit seinen umfangreichen Kenntnissen und bewährten Erfahrungen nöthigenfalls unterstützen. Außerdem munkelte man bei meiner Durchreise durch Königsberg davon, daß Seine Majestät Sie zum Chef des ostpreußischen Artillerieregiments ausersehen hätten, wennschon diese und die schon genannten Beförderungen erst bei der noch schwebenden Heeresreorganisation erfolgen würden.“

„Was Sie mir soeben verkündet haben, Clausewitz, scheint mir fast zu viel der Gnade für meine geringen Verdienste,“ meinte der Prinz mit feuchten Augen. „Aber hier vor Ihnen und vor dem allwissenden Gott im Himmel er-

neuere ich meinen Schwur, von Stund' an immer noch treuer und eifriger der Sache unseres Preußenlandes zu dienen, mit Herz und Hand, mit Gut und Blut!" Mitten im Zimmer stehend, die linke Hand auf dem klopfenden Herzen und die rechte wie zum Schwur vorgestreckt, schien die hohe Gestalt des Heldenjünglings unter dem Ernste des Augenblicks zu erzittern, gleichsam als ahnte er die kommende bessere Zeit und die lange Siegeslaufbahn, welche ihm selbst ein gütiges Geschick beschieden hatte. „Und wie haben Sie den König in Bezug auf meine Liebe gestimmt gefunden?" fragte er endlich schüchtern.

Der Hauptmann von Clausewitz antwortete: „Seine Majestät haben trotz der mehrfachen Anspielungen, welche ich im Verlaufe der Audienz auf Eurer Königlichen Hoheit private Neigungen zu machen wagte, mit keiner Sylbe irgend welcher Dispositionen über Hochdero Zukunft gedacht: Ihre militärischen Verdienste schienen ausschließlich die Gedanken Seiner Majestät zu beschäftigen. Ebensowenig wußten die Herren vom Kabinet, bei welchen der Obermarschall Graf zu Dohna den Kundschafter für mich spielte, von irgend einer etwa schon in der Luft schwebenden Liaison. Meine letzte Hoffnung beruhte auf der alten Gräfin von Voß. ‚Die Oberhofmeisterin wie sie sein soll' würdigte mich in Anbetracht der weiten Reise einer langen Unterredung, viel länger als ‚Madame Etikette' es nach den Vorschriften des guten Tones verantworten könnte, wie sie zum Schlusse mit einem ihrer unvergleichlichen Normalknixe hinzufügte. Ich

mußte von unserem Aufenthalte in Nancy und Soissons erzählen. Als ich dann auf Frau von Staël und ihren Freundeskreis zu sprechen kam, leuchteten die Augen der alten Dame heller auf. Zwar hatte Frau von Staël sich während ihres berliner Aufenthalts unzählige Verstöße gegen die Hofordnung und den feinen Ton zu Schulden kommen lassen, welche ihr die Frau Oberhofmeisterin wahrscheinlich ebensowenig wie das psittichgrüne Atlaßgewand, die kurzgeringelten Haare und die hastigen Schritte jemals verzeihen wird; aber sie war eine Feindin Napoleon's, und das genügte, um ihr die Gunst der Gräfin zu gewinnen. ‚Wenn Gott den Elenden doch von der Erde wegnehmen wollte!‘ unterbrach sie mehr als einmal meine Erzählung. Das Interesse der liebenswürdigen Greisin erreichte jedoch seinen Höhepunkt bei dem Namen der Frau Recamier —“

„Clausewitz, Sie haben Juliens Namen ausgesprochen?“ fragte Prinz August erstaunt.

„Es blieb mir nichts Anderes übrig, Hoheit, und ich darf hoffen, mich gerade dadurch am besten meines Auftrages entledigt zu haben. Die Gräfin Voß hat von Frau Recamier eine überaus günstige Meinung; schon seit Jahren verehrt sie in ihr die tugendhafteste und taktvollste Französin. Ich mußte ihr Aeußeres, ihre Unterhaltungsgabe, ihre Anmuth schildern, und als ich mich im Lobe der Dame erschöpft hatte, da meinte die Frau Oberhofmeisterin: ‚Wie wird sich meine Engelskönigin freuen, wenn ich ihr so viel von der gefeierten Schönheit erzählen kann! — Aber wie hat sich

denn Seine Königliche Hoheit der Prinz August gegen die anmuthige Frau gezeigt?‘ fiel der Gräfin plötzlich zu fragen ein. ‚Gewiß ist Hoheit Feuer und Flamme gewesen, ganz wie einst Dero hochseliger Herr Bruder in ähnlicher Lage.‘

„Ich antwortete ausweichend, ohne meine Ueberraschung über die plötzliche Frage verbergen zu können.

„‚Gestehen Sie es nur, Herr Hauptmann,‘ fuhr die kluge Gräfin fort, ‚Sie haben sich eben nicht ohne Zweck so warm für Frau Recamier verwendet. O, ich durchschaue Sie! Prinz August liebt die schöne Dame — sie ist tugendhaft — er will sie zu seiner Gemahlin machen — Sie sollen das Terrain sondiren! Kein Wort weiter, Herr von Clausewitz — Ihre Verlegenheit bestätigt meine Vermuthungen. Aber fürchten Sie nichts von mir, ich kann so verschwiegen sein, wie man es von einer nun bald achtzigjährigen Hofdame mit Recht voraussetzt. Sagen Sie jedoch Seiner Königlichen Hoheit, daß ich nöthigenfalls meinen ganzen Einfluß bei Ihren Majestäten aufbieten würde, um Frau Recamier einen guten Empfang bei uns zu bereiten. Ich habe unter des hochseligen Königs Majestät so manches liebe Mal die Erfahrung machen müssen, wie wenig sich eine ernstliche Neigung durch das Hofceremoniell in Schranken halten läßt, und wie viel besser eine ehrliche, christliche Ehe in solchen Fällen ist. Auf unser Hofleben würde die Tugend und Anmuth der Frau Recamier von dem besten Einfluß sein, und schon aus diesem Grunde hoffe ich, Ihre Majestäten den etwaigen Wünschen Seiner Königlichen Hoheit willfahren zu sehen.‘“

Der Prinz hatte dem Berichte seines Adjutanten mit höchster Spannung zugehört. Er athmete erleichtert auf, als er sich der Zustimmung einer so einflußreichen Bundesgenossin, wie es die alte Oberhofmeisterin war, versichert wußte; jetzt erst wagte er es, dem treuen Waffengefährten seine eigenen Erlebnisse mitzutheilen und ihm schließlich den goldenen Reif an seiner Hand zu zeigen.

Bei dem Besuche, welchen der Hauptmann von Clausewitz gleich darauf der Schloßherrin abstattete, überbrachte er ihr die Grüße seines Königs, der Königin und einiger mit Frau von Staël bekannten Persönlichkeiten des Hofes. Die Dichterin versetzte sich lebhaft in die schöne Zeit ihres berliner Aufenthaltes zurück, sie sprach von den glänzenden Maskenfesten am Hofe, fragte nach Fichte und Humboldt, nach Kotzebue und Hufeland, nach der Gräfin Voß und Frau von Berg.

„Ich habe auch Herrn von Constant einige Grüße zu bestellen," fügte Clausewitz alsdann arglos hinzu. Er hatte von der Abreise desselben noch nichts gehört.

Die Schloßherrin antwortete verlegen:

„Herr von Constant hat uns vor einigen Tagen so plötzlich verlassen, daß er sogar den Abschied vergessen hat. Darf ich indeß wissen, wer seiner in Deutschland gedenkt?"

„Der Minister von Hardenberg, welchen ich auf der Durchreise auf seinem Landsitze in Tempelhof besuchte, hat mir Grüße an den Bräutigam seiner Nichte aufgetragen. Allerdings meinte der Herr Minister, daß Fräulein von

Hardenberg bei meiner Ankunft in Coppet wohl schon die Gattin des Herrn von Constant sein würde."

Frau von Staël, welche seit Constant's Verschwinden auf das Schlimmste gefaßt war, vermochte dießmal ihre Ueberraschung zu bemeistern und den Hauptmann sogar nach den näheren Umständen der in Rede stehenden Heirath zu fragen.

Clausewitz erzählte Alles, was er wußte. Der Minister von Hardenberg wäre sehr verwundert gewesen, daß Constant den Hausgenossen in Coppet nichts von seiner langjährigen Liebe erzählt hätte. Fräulein von Hardenberg wäre über die immer von Neuem aufgeschobene Hochzeit mitunter trostlos gewesen; ihre ganze Ausstattung hätte fertig im Schranke gelegen, und als dann vor wenigen Wochen Constant's letzter Brief gekommen, da hätte sie sich keinen Tag länger halten lassen, um dem selten treuen Liebhaber entgegen zu eilen und endlich mit ihm vor den Altar zu treten.

„Ich kann es nicht glauben, daß Benjamin ein so falsches Spiel mit mir getrieben hat," sprach die Schloßherrin verzweifelt vor sich hin, nachdem der Hauptmann von Clausewitz sie verlassen hatte. „Er sollte so viele Jahre hindurch mit einer Andern verlobt gewesen sein und mir trotzdem immer von Neuem seine Hand angetragen haben? Hier muß eine Namensverwechslung oder irgend ein anderer Irrthum obwalten. Ich will mein Urtheil über Benjamin bis zur Lösung des Räthsels zurückhalten, will mich aber sofort bei den Freunden in Deutschland nach Fräulein von Hardenberg erkundigen."

Es waren bange Tage der Erwartung, welche die Schloßbewohner in der nächsten Zeit verlebten. Frau Recamier verließ nur selten ihr Zimmer, nicht einmal an der Mittagstafel mochte sie theilnehmen, jede fröhliche Stimmung war ihr zuwider. Nie im Leben hatte sie sich so eifrig in ihr Andachtsbuch versenkt, und dennoch betraf sie sich oft auf den allerweltlichsten Gedanken, während ihre Augen mechanisch von Zeile zu Zeile übergingen. Nur wenn der Prinz bei ihr war und sie in zarter Weise zu zerstreuen versuchte, verließ sie die Bangigkeit ihres Herzens. Dann gab sie wohl der Hoffnung Raum, daß ihr an der Seite des trefflichen Mannes noch lange Jahre des Glücks beschieden wären, und aus den rothgeweinten Augen leuchtete zu Zeiten wieder die anmuthige Schelmerei und der Frohsinn ihrer Natur hervor.

Endlich, es war schon in den ersten Tagen des Oktober, kam der Brief des Herrn Recamier an. Julie zitterte an allen Gliedern, als sie die Handschrift ihres Gatten auf dem Umschlage erkannte; sie hätte in die tiefste Einsamkeit fliehen mögen, um allein zu sein mit ihrem zerrissenen Herzen und es ausklagen zu lassen, bis daß es brechen würde vor Leid, oder um hell aufjubeln zu können, wenn ihr die Freiheit wiedergegeben und das Sehnen ihres Herzens gestillt würde.

„Du hast Recht, liebe Julie,“ so schrieb Herr Recamier, „wenn Du die vergangenen Wochen die bewegteste Zeit Deines Lebens nennst. Deine Sanftmuth ließ mich niemals eine solche Zeit ahnen; in der harmlosen Fröhlichkeit Deiner

Kinderjahre vermeinte ich ein Pfand für den ungetrübten Gleichmuth Deines Lebens in der Ehe zu erblicken. Jetzt ist es anders gekommen: meine liebe Kleine fühlt sich leidenschaftlich zu einem schönen, hochgestellten und gewiß auch edlen Manne hingezogen. Wenn ich die Ueberzeugung hätte, daß Du an der Seite dieses Mannes ein volles, echtes Glück bis an Dein Lebensende genießen würdest, so stände ich keinen Augenblick an, in eine Trennung zu willigen. Ich weiß sehr wohl, daß Du bisher den eigensten Reiz des ehelichen Zusammenlebens nicht gekannt hast, indeß möchte ich Dich einzig und allein für meine Zurückhaltung verantwortlich machen. Du warst so schön und liebreizend, als Deine Eltern Dich mir anvertrauten, daß ich schwerer, als es Dir vielleicht manchmal geschienen hat, Deine Scheu zu ehren vermochte. Vielleicht wäre es besser für uns Beide gewesen und hätte Dir wie mir die jetzigen sorgenvollen Stunden erspart, wenn ich weniger rücksichtsvoll gegen Deine Empfindsamkeit gewesen wäre; fast bereue ich heute meine allzu große Nachsicht.

„Gewiß hast Du Dir selbst schon, meine liebe Julie, die mancherlei Bedenken vergegenwärtigt, welche sich gegen die Verbindung einer Französin mit einem preußischen Prinzen geltend machen. Selbst die heftigste Leidenschaft kämpft nicht ungestraft gegen die gesellschaftliche Ordnung an. Die Hohenzollern sind wie alle älteren Dynastieen ein stolzes Herrschergeschlecht: man wird Dich niemals als ebenbürtig bei Hofe ansehen, schon die in Deutschland übliche Ehe zur

linken Hand wird meiner umschmeichelten und verwöhnten Julie auf die Dauer nicht gefallen. Dazu kommt der Haß des allgewaltigen Kaisers gegen Dich. Er wird Dir tausend Hindernisse in den Weg legen, seine kleinliche Rachsucht wird Dich bis an den Herd Deines Hauses verfolgen; um ihm zu gefallen, wird man Dich fliehen. Und wie oft wird sich Deine gläubige Frömmigkeit unter der protestantischen Bevölkerung Norddeutschlands nach unseren Kathedralen sehnen! Wie oft wirst Du unter jenem nebelgrauen Himmel an das sonnige Frankreich und die linde Luft von Paris denken, wie oft Dich nach Deiner Muttersprache, nach Deinen Freunden, nach dem Ruhme Frankreichs sehnen!

„Aber ich will Dir nicht das Herz schwer machen, meine Julie; nur möchte ich als Dein ältester, bester Freund nichts, was Dein Lebensglück anbetrifft, verabsäumen, ehe es zu spät ist. Du hast ja den treuen Mathieu bei Dir; auch unsere liebe Staël, welche Deutschland allerdings vielfach zu günstig beurtheilt, wird Dir mit ihrem Rathe beistehen. Warte und prüfe eine Zeitlang, und wenn Du dann noch aus voller Ueberzeugung Deine Bitte wiederholst, dann will ich sie erfüllen, wenn mir auch das Herz darüber verbluten sollte. Nur um das Eine bitte ich Dich, daß wir zum Zweck der gerichtlichen Scheidung nicht in Paris, nicht einmal in Frankreich zusammentreffen: überall, wo man den Namen Recamier kennt, würde ich mein Unglück doppelt schwer ertragen. Gott gebe es, daß meine einzige Juliette das Rechte erwähle. Ich darf wohl kaum noch die Versicherung hinzu-

fügen, daß Du jederzeit, jetzt und in Zukunft, unter meinem Dache den herzlichsten Empfang finden wirst.

„Der gute Papa Bernard und alle unsere Freunde grüßen Dich. Die Soldatenkinder fragen oft nach Dir. Deine Blumen schütteln leise ihre Kronen, wenn die Zimmerthür geöffnet wird und Du immer noch nicht eintrittst. Wie glücklich würde ich sein, wenn Du, meine Freude und mein Stolz, bald zu mir zurückkehrtest!" —

„Das ist mein Jacques, wie er leibt und lebt!" sprach Frau Recamier mit Thränen in den Augen vor sich hin. „Er ist gut wie immer; mein Lebensglück steht ihm näher als das seine; er gibt mir die Freiheit, wenn keine Zweifel über meine Zukunft herrschten. Aber sind seine Erwägungen nicht gerecht? Ich selbst bin Schuld an dem eigenthümlichen Verhältniß zwischen uns Beiden; anstatt ihm für seine zarte Schonung zu danken, leite ich daraus einen Anspruch auf Trennung ab. Allerdings kennt Jacques nicht die Allgewalt der Liebe; er kann es nicht fassen, daß mir Vaterland und Religion und Standesunterschiede gering erscheinen gegen die Liebe des schönsten und hochherzigsten Mannes. Wie viel Sorgen habe ich jedoch dem guten Jacques schon verursacht! Wie hat er unverdrossen sich abgemüht, um meine Eitelkeit zu befriedigen oder für meine Schützlinge zu sorgen! Jacques wird alt und bedarf bald der Pflege. Niemand steht ihm näher als ich, und jetzt sollte ich ihn verlassen, nachdem er mir Alles zum Opfer gebracht hat? Mein Vater würde mir fluchen, mein Frankreich mich ausstoßen

wie eine Geächtete; ich müßte mein bisheriges Leben vergessen und verleugnen. Werde ich das können und dennoch glücklich sein? Und wenn mein Geliebter mich Zeit seines Lebens anbetete, wie er es heute thut, werde ich für mein Theil denn immer dieselbe sein? So lange, lange Jahre bin ich froh und zufrieden gewesen; vielleicht ist es nur ein Traum von Glück, welcher augenblicklich meine Sinne umhüllt — ach, das Erwachen brächte mich um Vergangenheit und Zukunft!"

Die junge Frau warf sich auf die Kniee und flehte inbrünstig die Mutter Gottes um Hülfe an. Sie preßte die Hände gegen das thränende Antlitz, immer von Neuem kämpften Zweifel und Hoffnung in ihrer Brust.

„Ich will dem Winke meines Gatten folgen und Mathieu um Rath fragen," meinte sie endlich, als die leidenschaftliche Erregung einer ruhigeren Trauer gewichen war.

Der Graf von Montmorency hatte sich während seines langjährigen Verkehrs im Hotel Recamier ein richtiges Urtheil über die beiden Gatten gebildet. In der letzten Zeit hatte er gefunden, daß Juliens anmuthige Freundlichkeit gegen Jedermann niemals weniger bemerkbar gewesen wäre, als während ihres Aufenthaltes in Coppet. Diese Beobachtung galt dem weltklugen Montmorency als Beweis dafür, daß das schöne Gleichmaß ihrer seelischen Kräfte durch die Leidenschaft zu dem preußischen Prinzen eine Störung erlitten hätte. Er war indeß davon überzeugt, daß diese Leidenschaft, da sie nicht zu Juliens sonstiger Natur paßte, auch

bald wieder verfliegen und leicht allen Frieden mit sich wegnehmen könnte.

Mit aufrichtiger Theilnahme hörte Mathieu das Herzeleid der Freundin an. Es war ihm keinen Augenblick zweifelhaft, daß sie dem Prinzen entsagen und in edler Pflichterfüllung zu ihrem Gatten zurückkehren müßte: nur so würde sie die Ruhe ihres Herzens retten, nur so sich die allgemeine Hochachtung und Verehrung ihrer Mitmenschen bewahren.

Diese seine Ansicht theilte er in der zartesten Weise Julien mit. Er sprach von dem Prinzen wie von einem Freunde, und dennoch wußte er sich so überzeugend an die Dankbarkeit und den Edelmuth der Freundin zu wenden, daß sie immer nachgiebiger wurde und ihm schließlich versprach, nach Paris zurückzukehren und erst von da aus eine Entscheidung zu treffen.

Noch in derselben Stunde, während Mathieu's Worte noch in ihrer Seele wiederhallten, theilte sie dem Geliebten und Frau von Staël diesen Entschluß mit.

Prinz August war anfangs wie vom Blitze getroffen; auch Frau von Staël war unangenehm überrascht. Aber nachdem Beide den ungefähren Inhalt des Briefes gehört hatten, legte sich die erste Aufwallung, und als dann die junge Frau in ihrem sanften Tone, oft von Schluchzen und Thränen unterbrochen, ihnen ihre eigenen Gedanken mittheilte, als sie dem Prinzen mehr als einmal die Versicherung wiederholte, an welche ihn der Ring an seinem Finger

erinnern sollte, auch häufige Nachrichten von sich an die lieben Freunde in Coppet versprach, da siegte schließlich ihre Klugheit und Güte, und nur der Trennungsschmerz überkam Aller Herzen.

Noch einmal spazierte Frau Recamier gegen Abend am Arme des Prinzen durch den Park. Schon färbten sich die Buchengänge bräunlich, ein kalter Herbstwind blies vom Jura her gegen das Schloß. An das klare Bächlein zur Rechten, an den Teich auf der großen Wiese, an jede der vielen Steinbänke, besonders aber an die Edeltannengruppe knüpften sich zärtliche Erinnerungen für die beiden Liebenden.

„Weißt Du noch, liebe Julie," fragte Prinz August, als sie in der grünen Rundung standen, „wie Du am ersten Morgen nach meiner Ankunft mit dem Professor Schlegel in den Park tratest, wie ich euch entgegenkam, und wie wir dann hier unter dieser Tanne zusammen frühstückten? Hättest Du damals wohl gedacht, daß wir Beide uns so lieb gewinnen würden?"

„Ich wußte es ja, noch ehe wir uns kennen gelernt hatten," erwiederte Frau Recamier, während sie sich fester an seinen Arm schloß. „Als Du unterwegs an uns vorbeirittest, ahnte ich schon, daß ich Dich lieben müßte."

„Und ich werde Dich bis zum letzten Athemzuge lieben, meine Julie! Wie auch immer sich unser Beider Schicksal gestalten möge, dieser Ring hier soll mich einst in's Grab begleiten!"

Drinnen im Zimmer mit den Gobelinstapeten spielten

sie dann noch einmal ihre Lieblingsstücke zusammen. Immer weicher und trauriger klangen die Phantasieen der jungen Frau, immer reichlicher flossen die Thränen aus ihren schönen Augen. Den Prinzen rührte ihr Schmerz und ihre Liebe; zum letzten Male zog er sie an seine Brust, bedeckte ihr Antlitz mit heißen Küssen und riß sich dann aus ihren Armen los.

Auf dem Korridor begegnete er dem Grafen von Montmorency. Derselbe war im Begriffe, sich zu Frau Recamier zu begeben und sie für den nächsten Morgen zur Abreise zu bestimmen Stumm drückten sich beide Männer die Hand; sie wußten Beide, welche höchsten Interessen der nächste Tag entscheiden sollte.

Der Abendwind schlug während der Nacht in einen Sturm um. Die große Wetterfahne drehte sich knarrend in ihren verrosteten Angeln; vom See her tönte das Gekreisch der Möven, und Regenschauer prasselten gegen die Scheiben.

Niemand im Schlosse hatte am Morgen ausgeschlafen, am allerwenigsten die beiden Liebenden und ihre näheren Freunde. Frau von Staël war stundenlang in ihrem Zimmer und dem anstoßenden Billardsaale auf und ab gegangen. Nicht wie sonst hatte sie ihre Erregung durch eine Dosis Opium beschwichtigt; mehrmals war sie in Versuchung gewesen, zu Frau Recamier hinunterzugehen und durch Aufbietung aller Beredsamkeit ihre Abreise zu verzögern. Aber immer wieder sagte sie sich, daß Juliens klarer Verstand im Verein mit dem leidenschaftslosen Urtheil Mathieu's sicher-

lich das Rechte getroffen hätten. Aus reinem Wohlwollen für das Glück Anderer bezwang sie ihre eigene Lieblingsidee, die Freundin dem Prinzen von Preußen als Gemahlin zuzuführen; denn daß Julie, sobald sie erst wieder in Paris war, in ihrer Liebe zu dem Prinzen bald umgestimmt werden würde, schien der Dichterin kaum noch zweifelhaft.

Als der Reisewagen des Grafen von Montmorency im Schloßhofe hielt und der Reitknecht eine muntere Melodie auf seinem Posthorn schmetterte, wurde unter der Halle der letzte Abschied genommen. Die Frauen hielten sich lange weinend umarmt; die Männer mußten an sich halten, als Frau Recamier ihnen der Reihe nach die Hand reichte und jedem Einzelnen ein freundliches Lebewohl sagte. Der Prinz stand dem Wagen zunächst, so daß sie sich an ihn zuletzt wandte.

„Keinem Andern als Dir will ich angehören, mein Geliebter!“ sprach sie leise, als er ihre Hand küßte und Beider Augen sich zum letzten Male in heißer Liebe begegneten.

In der nächsten Minute rollte der große Wagen schwerfällig über das Pflaster des Thorwegs, und während die Schloßbewohner schon in die Halle zurücktraten, winkte Elise aus der hintern Abtheilung des Wagens mit ihrem Taschentuche einen letzten Gruß heraus. „Wenn sie man keine Pariserin gewesen wäre!“ murmelte der schmucke Gottlieb Rösener in seinen blonden Bart. Gleich darauf ging er, den dessauer Marsch pfeifend, in den Stall, um das Pferd Seiner Königlichen Hoheit zu satteln.

XVI.

Trotz der schlaflosen Nacht fand Frau von Staël auch am Tage nirgends Ruhe. Sie durchdachte lebhaft die Ereignisse der letzten Monate und konnte sich nicht des Gedankens erwehren, daß Alles anders und schlimmer gekommen sei, als sie es je gedacht hätte. Frau Recamier war nach Coppet geeilt, um den wankelmüthigen Constant auf die Probe zu stellen: statt dessen war sie selbst einem andern Manne unterlegen und gebrochenen Herzens wieder von Coppet geschieden. Bis zur Liebesprobe war es bei Constant garnicht erst gekommen, der Ungetreue hatte sein doppeltes Spiel mit so kluger Berechnung zu Ende geführt, daß die vielgeprüfte Schloßherrin um die bitterste Erfahrung ihres Lebens reicher war, als er selbst wohl schon eine Andere mit seinen Liebesschwüren bethörte.

Alle etwaigen Zweifel an dem Berichte des Hauptmanns von Clausewitz sollten durch die bald darauf einlaufenden Nachrichten aus Deutschland schlagend widerlegt werden. Ein Brief von Henriette Herz sprach von dem Aufsehen, welches

die Verbindung der Nichte Hardenberg's mit einem französischen Staatsmanne in der berliner Gesellschaft verursacht hätte, um so mehr, als das Plötzliche und Geheimnißvolle der Heirath zu den seltsamsten Gerüchten Veranlassung gegeben hätte. Eine Nummer des ‚Journal de Francfort' meldete wenige Tage später die in Frankfurt erfolgte Trauung des Liebespaares, und unmittelbar nachher fand sich in der ‚Berner Zeitung' die gelegentliche Mittheilung, daß der berühmte ehemalige Tribun auf seiner Hochzeitsreise einen kurzen Aufenthalt in der Stadt genommen hätte.

Frau von Staël hatte seit Constant's Verschwinden ihren Schmerz so vollständig zu bemeistern verstanden, daß die Schloßbewohner, als sie am nächsten Tage nicht bei Tische erschien, sich arglos mit der Auskunft begnügten, die Frau Baronin sei nach Bern gefahren, um auf der dortigen Stadtbibliothek einige seltene Werke zu studiren. In der That jedoch ließ Frau von Staël sofort nach ihrer Ankunft in Bern Erkundigungen nach Herrn von Constant einziehen. Mit leichter Mühe erfuhr sie, daß derselbe einer blonden deutschen Dame ein paar Tage vorher die Sehenswürdigkeiten der Stadt gezeigt und dann weiter nach dem Oberlande gereist wäre.

„Ich gebe ihn nicht eher auf, als bis ich ihm Auge in Auge gegenüberstehe und aus seinem eigenen Munde seine Falschheit vernehme," sprach sie entschlossen zu sich selbst. Sie befahl frische Pferde vorzuspannen und fuhr ohne Aufenthalt nach Thun. Dort hatte das neuvermählte Paar

die Post verlassen und war zu Schiff nach Interlaken weitergefahren; der Postmeister konnte nicht genug die zärtliche Aufmerksamkeit des kurzsichtigen, vornehmen Herrn gegen seine Dame rühmen. Noch vor Sonnenuntergang war Frau von Staël ebenfalls in Interlaken.

Zorn und Unruhe trieben sie dazu an, noch spät am Abend sich nach dem treulosen Liebhaber umzusehen. Sie hüllte sich in einen weiten Mantel und ging ohne jede Begleitung die Hauptstraße entlang. So oft ihr Jemand begegnete, zog sie den Schleier fester vor das Gesicht. In den meisten Häusern brannte kein Licht mehr, und schon wollte sie ihre Nachforschungen auf den nächsten Morgen verschieben, als ihr zur Seite des Weges die matterleuchteten Fenster eines Gartenhauses entgegenschimmerten. Vorsichtig theilte sie die Hecke, welche den Garten von der Straße schied, und schlich sich bis an das Häuschen heran. Drinnen wurde gesprochen, eine weibliche Stimme ließ sich ziemlich deutlich von einer männlichen unterscheiden. Die Dichterin legte beide Hände auf das klopfende Herz, sie glaubte in einzelnen Lauten die Fistelstimme Constant's herauszuhören. Den Kopf an die Scheiben legend, versuchte sie neben dem Fenstervorhang einen Blick in das Zimmer zu werfen. Durch die schmale Spalte gewahrte sie auf dem Tische einen brennenden Armleuchter und hinter demselben den Kopf einer jungen Frau in modischer Kleidung. Auf ihrer Schulter, neben ihrem blonden Haar, wurde dann eine Hand mit einem glatten goldenen Reife sichtbar. Eben

glaubte Frau von Staël mit dem scharfen Blicke der Eifersucht die weiße, magere Hand zu erkennen, als die Lider der jungen Frau sich verschämt senkten und in demselben Augenblicke der röthliche Kopf Benjamin's hinter dem Armleuchter sichtbar wurde, während die Hand mit dem Ringe den blonden Frauenkopf fest umklammerte und an sich zog.

Mit einem gellenden Schrei fiel die Dichterin besinnungslos zu Boden.

Die beiden jungen Eheleute starrten erschreckt nach dem Fenster hin. Benjamin zitterte an allen Gliedern, aber Frau von Rebecque hatte sich schnell gefaßt und trat mit dem Lichte vor die Thür.

„Hilf Himmel, eine Dame!“ rief sie erschreckt aus. „Rasch lauf' in's Dorf, Benjamin, und hole Hülfe herbei.“

Constant warf einen Blick auf den regungslos daliegenden Körper. Entsetzt bebte er zurück, die unselige Verkettung seiner Heirath mit dem todesbleichen Frauenantlitz am Boden trat ihm mit einem Schlage vor die Seele.

„Das ist Frau von Staël!“ rief er seiner Gattin leise zu. „Wir dürfen keine Hülfe holen, es wird nur einer ihrer Anfälle sein, wir müssen alles Aufsehen vermeiden. Wie hat sie mich nur zu dieser Stunde in diesem entlegenen Alpenthale aufgespürt? Sie ist manchmal so überspannt —“

Während dessen war die junge Frau schon bei den ersten Hülfsleistungen. Da die Ohnmächtige zu schwer war, als daß sie sie hätten in das Gartenzimmer tragen können, hatte sie ihr schnell einen Mantel unter den Kopf gelegt, die Klei=

der gelockert und Gesicht und Herzgrube mit kaltem Wasser besprengt. Rathlos stand Constant einige Schritte davon; das flackernde Kerzenlicht ließ ihn geisterhaft blaß und verstört erscheinen.

Nach wenigen Minuten schon erwachte Frau von Staël unter tiefem Seufzen aus ihrer Ohnmacht. Sie zog die kühle Abendluft begierig ein, richtete sich mit Hülfe der jungen Frau in die Höhe und warf einen langen, fragenden Blick auf Constant. Verlegen sah dieser zu Boden, Keiner sprach ein Wort. Frau von Rebecque begriff schnell, daß zwischen den Beiden irgend ein Geheimniß bestände.

„Ich will gehen und ein warmes Tuch holen," sagte sie, und damit verschwand sie hinter der Hecke.

„So war es also kein Irrthum! Mein nächster Freund hat mich verrathen — o wie verächtlich haben Sie an mir gehandelt!" Mit einem erst schmerzlichen und dann zornigen Blick auf Constant kehrte sie ihm den Rücken und suchte in der Dunkelheit den Weg zurück.

Schnell war Constant an ihrer Seite.

„Germaine, hören Sie mich an, ehe Sie mich verdammen!" bat er. „Es ist Alles so plötzlich gekommen, und Sie selbst haben zum Theil die Veranlassung dazu gegeben. Sie werden sich gewiß noch des Tages erinnern, als Frau Recamier zu Ihnen kam, um Ihnen ihr Liebesleid zu klagen. Sie trösteten, ja Sie beneideten die Freundin, Sie beklagten sich über meinen Wankelmuth und nannten meine Liebe ein launisches Tändeln. Ich saß im Nebenzimmer und

mußte jedes Ihrer Worte hören. In derselben Stunde schrieb ich voller Ingrimm an Fräulein von Hardenberg, bat um ihre Hand, und über alle Erwartung schnell mußte ich Coppet verlassen. — Ach, wie viel glücklicher wäre ich gewesen, wenn ich Sie hätte die Meine nennen können!"

„Verschonen Sie mich mit weiteren Erklärungen," entgegnete Frau von Staël, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. „Bewahren Sie wenigstens der jungen Frau, welcher Sie jetzt vor Gott und Welt angehören, die kaum geschworene Treue. Unsere Lebenswege gehen weit auseinander; ich für mein Theil weiß seit dieser Stunde, daß mir fortan nicht einmal die Freundschaft eine Leidenschaft mehr sein wird."

Sie waren vor dem Gasthofe angekommen, in welchem die Dichterin wohnte. Constant wollte nochmals seine Entschuldigungen beginnen, aber Frau von Staël hatte schon die Thür in der Hand und rief ihm nur noch die Worte zu: „Statten Sie Frau von Rebecque meinen Dank für ihre Bemühungen ab."

Nie im Leben war sich Benjamin Constant erbärmlicher vorgekommen als jetzt, wo ihn die einstige Geliebte vor der Thür stehen ließ. Einen Augenblick lang schwankte er, ob er ihr nacheilen und im Vertrauen auf ihre unerschöpfliche Herzensgüte sie auf den Knieen um Verzeihung anflehen, oder ob er schnell diesen Ort auf immer verlassen und vor ihrer Verachtung bis an's Ende der Welt fliehen sollte. Aber eben ihre Herzensgüte ließ ihn hoffen, daß sie bei einem

etwaigen Zusammentreffen mit seiner Gattin eine edle Rache üben und seine wiederholten Heirathsanträge mit Stillschweigen übergehen würde; seine Gattin jedoch meinte er ohne Mühe durch irgend eine erdichtete Erzählung beruhigen zu können.

In beiden Punkten hatte sich der junge Ehemann indeß arg getäuscht. Frau von Rebecque war weniger leichtgläubig und harmlos als er dachte. Wennschon sie ihn mit anscheinender Ruhe bei seiner Rückkehr empfing und sich theilnehmend nach Frau von Staël's Befinden erkundigte, so kam ihr doch über Nacht ein Plan, wie sie ihre Unruhe über das Vorgefallene zu stillen hoffte.

Am frühen Morgen, als Constant noch fest schlief, eilte sie zu Frau von Staël. Diese war bereits aufgestanden und schickte sich zur Abreise an.

„Ich komme, um nach Ihrem Befinden zu sehen," begann Frau von Rebecque, „und gleichzeitig, um aus Ihrem Munde die Veranlassung des gestrigen Unfalls zu erfahren. Ich mache mir so böse Gedanken — Sie werden einer betrübten Frau Ihren Trost nicht versagen, Frau Baronin."

„Mißtrauen Sie schon jetzt Ihrem Herrn Gemahl?" entgegnete die Dichterin spöttisch. „O, Sie sind immer noch glücklicher als ich, die ich ihm zehn Jahre lang traute, um schließlich desto plötzlicher und vollständiger enttäuscht zu werden. Vielleicht gelingt es Ihnen jetzt noch, sich einige Bürgschaften für die Zukunft zu sichern: auch gegen mich

war er in der ersten Zeit von der ausgesuchtesten Zuvorkommenheit."

Die sanften blauen Augen der deutschen Dame hatten sich während dieser Rede mit Verwunderung und Zorn gefüllt.

„Darf ich zunächst bitten, Frau Baronin, mich wissen zu lassen, welche Rechte Sie an meinen Gatten zu haben glaubten, daß Sie von einer Enttäuschung sprechen?" so fragte sie mit vor Erregung bebender Stimme, indem sie stolz die Dichterin musterte.

Frau von Staël war zu gereizt und stand noch zu sehr unter dem Eindrucke der letztverflossenen Ereignisse, als daß die ihr eigene Versöhnlichkeit sie zu einer hochherzigen Mäßigung gegen die Nebenbuhlerin gestimmt hätte. Mit großer Zungenfertigkeit schilderte sie ihr Alles, was sich auf ihr Verhältniß zu Benjamin bezog, und verschwieg selbst nicht seine mehrfachen Heirathsanträge.

„Vor kaum einem Vierteljahre," so schloß sie ihre leidenschaftliche Rede, „waren wir übereingekommen, daß ich nur noch wenige Wochen seine Treue auf die Probe stellen sollte, ehe wir uns trauen ließen, und als die bestimmte Zeit beinahe verflossen war, da hat er in der heimlichsten, undankbarsten Weise mein Haus verlassen und mich vor aller Welt auf's Schmählichste bloßgestellt."

„Wie können Sie mir beweisen, Frau Baronin, daß Sie nicht wie eine verschmähte Liebhaberin meinem Gatten alles Böse andichten?" So fragte Frau von Rebecque fast tonlos.

„Bei dem Andenken meines Vaters schwöre ich Ihnen,

Madame, daß ich die lauterste Wahrheit gesprochen habe! Lassen Sie uns zu Ihrem Gatten gehen: Wort für Wort will ich das Gesagte in seiner Gegenwart wiederholen, und keine Verstellungskunst wird ihm die Schande ersparen, als ein Verräther vor Ihnen zu erscheinen."

Frau von Rebecque öffnete langsam und nachdenklich ihr großes, antik geformtes und mit kabbalistischen Schriftzügen ausgelegtes Armband. Es war das Geschenk eines Freundes aus der Zeit ihres krankhaften Gefühlsmystizismus und barg in seinem Innern ein krystallenes Fläschchen, in welchem sich ein paar Tropfen Gift befanden. „Fahr' hin, verwesliche Materie: im neuen Jerusalem harret meiner die göttliche Liebe!" Voller Begeisterung im Blick hatte sie das Gift eingesogen, noch ehe Frau von Staël, die sie bis dahin staunend beobachtet hatte, auf sie zuspringen und ihr das Fläschchen entreißen konnte.

In wenigen Minuten hatten die Hausbewohner auf den Hülferuf der Dichterin einen Arzt herbeigeholt. Noch war es Zeit, die Wirkung des Giftes aufzuheben, und nur eine übergroße Schwäche ließ die junge Frau so leichenblaß erscheinen, als bald nachher ihr Gatte ankam, indeß Frau von Staël gerade in der Richtung nach Thun abfuhr. — —

Die täglich zu erwartende Rückkehr nach Deutschland übte auch auf den Diener des Prinzen einen sichtbaren Einfluß aus. Gottlieb Wilhelm Rösener vergaß immer mehr die Vorschrift seines Herrn, die Pferde höchstens in einem kurzen Trabe zu bewegen: kaum war er aus dem Gesichts-

kreise des Schlosses, so gab er ihnen die Sporen, nur um desto schneller in Genf bei Vater Brosi's schelmischem Töchterchen zu sein.

„Der Eugen ist wohl lange nicht mehr hier gewesen?" fragte Rösener eines Tages. „Und doch begegnet er mich fast täglich auf der Straße zwischen hier und Coppet. Soll mir doch wundern, bei wem er sich über die Abreise des Fräulein Elise trösten wird?"

Rosine war bei Eugen's Namen roth geworden, verlegen zupfte sie an ihrer Schürze.

„Ich muß Dir nur gestehen, Gottlieb," stammelte sie endlich, „daß es mit dem Herrn Eugen nicht ganz richtig zu sein scheint. Gestern Nachmittag war er seit langer Zeit zum ersten Male wieder hier. Ich wollte ihm endlich seine Geschenke wiedergeben, aber er wies sie zurück und bot mir viele tausend Franken an, wenn ich Dich aufgeben und im Winter als seine Frau mit ihm nach Paris ziehen wollte —"

„Der Kerl hat Dir was vorgeredet," unterbrach sie Rösener ärgerlich. „Wo soll der so viel Geld herhaben? Wir wissen doch Alle, daß er kaum tausend Franken Alles in Allem jährlich kriegt, und die versäuft er doch gewiß bis auf den letzten Heller."

„Aber er hat mir und dem Vater gestern ein ganzes Paket französisches Papiergeld und ein paar Rollen blanker Goldstücke gezeigt," erwiederte Rosine. „Da ich auch schon lange im Zweifel war, woher er immer das viele Geld nimmt, paßte ich ihm auf die Finger, und als gestern Abend

der bucklige Schreiber von der Präfektur beim dritten Schoppen war und wie gewöhnlich sehr gesprächig wurde, da ging ich zum Scheine auf die Verliebtheit des kleinen Schreibers ein und brachte das Gespräch auch auf Herrn Eugen. Weißt Du, was mir der Bucklige da sagte, Gottlieb? Herr Eugen soll fast täglich bei Herrn Leroy sein; sie haben lange Besprechungen bei verschlossenen Thüren; Herr Leroy schreibt dann oft bis in die Nacht hinein eigenhändige Berichte nach Paris, und mehr als einmal hat der kleine neugierige Schreiber die Namen der Frau Baronin, des Prinzen, der Frau Recamier und des Herrn von Barante in den Briefen lesen können, wenn er den Umschlag geschickt auseinander bog. Kannst Du Dir nun denken, Gottlieb, wie der Herr Eugen zu dem vielen Gelde kommt?"

Rösener schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser in die Höhe sprangen.

„Da soll doch gleich ein Donnerwetter dreinschlagen," fluchte er, während die blauen Augen wild aufblitzten. „Der Schuft ist also ein Spion! Ja, so hat er immer ausgesehen, der kriechende, glatte Herr Eugen! Aber dem breche ich noch heute Abend alle Knochen im Leibe entzwei, so wahr ich Gottlieb Rösener heiße!"

Ein dröhnender Schlag gegen seinen breiten Brustkasten sollte dieser letzten Versicherung den nöthigen Nachdruck geben. Rosine hielt ihn am Arme fest und sagte begütigend:

„Das wäre nicht klug gehandelt, Gottlieb; dadurch kann Alles erst recht schlimm werden, und die Herren Franzosen

würden sich vielleicht an Deinem Prinzen schadlos halten. Viel besser scheint es mir zu sein, wenn Du Deinem Herrn die ganze Geschichte erzähltest, damit er mit der Frau Baronin berathschlagt, wie man am besten allem Ungemach aus dem Wege gehen kann. Solche hohen Herrschaften verstehen sich auf dergleichen Intriguen besser als unsereins. Aber wenn Du nun fortgehst, Gottlieb, und ich hier allein zurückbleiben muß —" dem jungen Mädchen schimmerte bei diesem Gedanken eine Thräne im Auge.

„Ich habe Dir schon öfter gesagt, daß ich Dir nicht gleich mitnehmen kann, Rosineken," entgegnete der Brandenburger. „Aber sobald wir erst wieder zu Hause sind, und es ist Ruhe und Frieden im Lande, daß Seine Königliche Hoheit mir entbehren kann, dann kommst Du mit Vater Brosi nach, und ich will schon davor sorgen, daß es euch bei uns gefällt. Einen großen See haben wir auch da, gerade so wie ihr hier, und ein Roland steht vor dem Rathhause, so hoch und gerade, als wie ihr es hier garnicht kennt. Ja, ja, Rosineken, Du wirst schöne Augen machen, wenn Du mal erst nach Brandenburg kommst! Und die Brandenburger werden sich auch nicht wenig über die junge Madame Rösenern wundern, darauf freue ich mir schon heute."

Gottlieb Rösener hatte bei seiner Rückkehr nach Coppet nichts Eiligeres zu thun, als sich bei dem Prinzen zu melden und ihm haarklein Alles zu erzählen, was er von Rosinen gehört hatte. Prinz August kannte seinen Diener hin-

reichend, um zu wissen, daß an der Sache irgend etwas Wahres sein müsse. Ohne Zögern machte er deßhalb der Schloßherrin von dem Gehörten Mittheilung.

Frau von Staël war erst den Tag vorher aus Bern zurückgekehrt. Sie hatte noch Niemand sehen mögen und keinen Bissen Speise zu sich genommen. Gebrochen an Leib und Seele schlich die sonst so lebendige Frau in ihrem Zimmer umher, bald eine Verwünschung des Verräthers auf den Lippen und dann wieder die junge, betrogene Frau von Rebecque theilnahmsvoll beklagend.

„Sie kommen gewiß, um Abschied von dieser Stätte des Kummers zu nehmen," rief sie dem eintretenden Prinzen entgegen. „Auch für Sie hat dieß Schloß seit Juliens Abreise seinen Zauber verloren — o ich empfinde mit Ihnen, Hoheit, die Qualen einer unbefriedigten Sehnsucht!"

Den Prinzen befremdete der müde und schmerzliche Zug in Frau von Staël's Antlitz; fast gereute es ihn, gerade jetzt die wenig erfreuliche Botschaft von dem muthmaßlichen Verrathe des Kammerdieners zu überbringen. Und doch war keine Minute Zeit zu verlieren.

„Also das Gerücht hat nicht zu viel gesagt!" rief die Schloßfrau erschreckt aus. „Ist es nicht, als ob die ganze Welt sich zu meinem Untergange verschworen hätte? Kaum hat mich Benjamin verlassen, da erfahre ich den schändlichen Verrath des Dieners, der seit vielen Jahren mein volles Vertrauen besaß. Wie konnte ich auch nur glauben, daß Bonaparte mich je in Frieden lassen würde? Immer nie-

driger werden seine Rachepläne: von der öffentlich ausgesprochenen Verbannung ist er so weit gekommen, daß er durch seine Kreaturen sogar meine Dienerschaft bestechen läßt."

Sie riß an dem Klingelzuge, daß es durch's ganze Haus schallte und die Kammerfrau herbeistürzte, als ob ein Unglück geschehen wäre.

„Eugen soll sofort hieher kommen!" befahl sie hastig.

Die Kammerfrau entgegnete:

„Eugen ist gestern, gleich nach unserer Ankunft aus Bern, nach Genf gefahren und weder gestern Abend noch heute Morgen zurückgekehrt."

„Jetzt ist kein Zweifel mehr, daß der Schurke an mir und uns Allen zum Verräther geworden ist," sagte Frau von Staël voller Entrüstung zu dem Prinzen. „Schon der hundertste Theil dessen, was er hier gehört und gesehen hat, würde genügen, den Zorn des allmächtigen Korsen auf uns herab zu beschwören. Fliehen Sie von hier, Hoheit, ehe es zu spät ist; ich selbst werde, sobald es mir möglich sein wird, ein Gleiches thun."

Prinz August mußte sich gestehen, daß seine Anwesenheit der Schloßherrin eher schaden als nützen könnte. Er versuchte es hin und her, ein Auskunftsmittel zu finden, auch hielt ihn der Gedanke an die Geliebte zurück, von welcher er täglich eine Nachricht erwartete. Wäre er erst in Preußen, so würden ihn ihre Briefe spät oder garnicht erreichen. Er selbst hatte ihr schon zweimal geschrieben und wußte trotzdem noch immer nicht, welchen Empfang sie in Paris gefunden hatte.

Frau von Staël indeß widerlegte alle Einwände gegen seine sofortige Abreise, und als diese dann auch von Memel aus gewünscht wurde, da verließ er schweren Herzens das gastliche Schloß am Genfersee, wo ihm die schönste und beste Frau so viele Stunden höchsten Menschenglückes geboten hatte.

„Ob ich wohl jemals wieder in ihre lachenden Augen schauen werde?“ fragte er den vertrauten Freund und Waffengefährten, als sie schon einige Stunden unterwegs waren, und jeder bis dahin seinen eigenen Gedanken nachgehangen hatte. „Sähe ich nicht den Ring an meiner Hand, und glaubte ich nicht noch jetzt ihren Schwur zu hören, wahrlich, Clausewitz, ich verzweifelte daran, noch jemals eine glückliche Stunde von der Zukunft zu erhoffen.“

Es gelang dem Adjutanten nur schwer, den Prinzen nach und nach auf andere Gedanken zu bringen. Erst als sie sich auf deutschem Boden befanden und die Spuren des Krieges immer deutlicher hervortraten, verdrängte die Sorge um das Vaterland den Kummer des eigenen Herzens. —

Die Amtsentsetzung des alten Herrn von Barante, welche schon in den nächsten Tagen erfolgte, benahm Frau von Staël den letzten Rest von Hoffnung; jetzt wußte sie sicher, daß der Kaiser irgend einen verderblichen Anschlag gegen sie im Schilde führte. Tausend Pläne durchkreuzten ihren Kopf, und stundenlang berathschlagte sie mit den Freunden, wie man dem drohenden Unwetter ausweichen könnte. Endlich stand der Entschluß zu fliehen fest. Aber selbst die

Wahl eines Zufluchtsortes war nicht leicht, da Napoleon's Macht weithin über Europa reichte. Im Interesse ihres Buches über Deutschland, dessen hauptsächlichste Gedanken schon damals der Dichterin vorschwebten, beschloß sie, zunächst nach Oesterreich zu gehen. Ihre beiden jüngsten Kinder, sowie der Professor Schlegel sollten sie begleiten.

„In Paris mußte ich mich von den Erinnerungen meiner Jugend und dem trauten Kreise der Freunde trennen," sprach sie betrübt zu dem alten Herrn von Bonstetten, der ihr tröstend zur Seite stand, „und hier in Coppet, wo ich zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß von allen meinen Fähigkeiten diejenige, meine Leiden zu ertragen, die mächtigste ist, hier muß ich mein Letztes und Theuerstes, das Grab meiner Eltern, zurücklassen. Wenn ich in früheren Jahren von meinen Reisen oder von meinem Winteraufenthalte in Paris nach Coppet zurückgekehrt war und dem besten der Väter von den Menschen und den Ereignissen in der großen Welt etwas vorplauderte, wie belebte dann der Vaterstolz sein edles Antlitz, wie glänzte ihm die Freude über Alles, was mir begegnet war, aus den ernsten Augen! Noch heute rufe ich ihn in meinen Gebeten an, und wenn mir noch jemals im Leben eine Freude beschert werden sollte, so bin ich meinem Vater dafür zu Dank verpflichtet. Kommen Sie, lieber Freund, lassen Sie uns hinübergehen in meine eigenste Heimat, an das Grab meiner Eltern; dort allein vermag ich noch Frieden und Zuversicht zu finden."

Sie ergriff ein großes Bund Schlüssel und schritt dem

alten Herrn voran die Treppe hinunter. Unten aus dem Bibliothekzimmer holte sie den Professor Schlegel und ihre Kinder ab; Alle ahnten, daß ihnen ein ernster, folgenschwerer Gang bevorstände.

Nur zweimal im Jahre, am Geburts- und Sterbetage des alten Necker, wurde das Thor, welches in den Buchenhain jenseits der Dorfstraße führte, von der Schloßherrin geöffnet; Niemand anders als sie allein hatte das mitten in dem Wäldchen gelegene Grabdenkmal bisher mit Augen gesehen. Es war aus schwarzem Marmor erbaut, wie er oben im Rhonethale gebrochen wurde. Ueber der eisernen Eingangsthür hatte Friedrich Tieck, der Bruder des Dichters und der von Schlegel verehrten Sophie Bernhardi, ein kunstvolles Relief nach einer Idee der Schloßherrin ausgeführt: die himmelwärts steigende Idealgestalt der Mutter zog den noch auf der Erde weilenden Necker nach sich; theilnehmend wandte sich der Alte noch einmal nach der Tochter um, einem verschleierten jungen Weibe, das sich in Schmerz aufgelöst über den Grabhügel der Eltern warf.

Ganz so wie auf dem Marmorrelief kniete die Dichterin jetzt auf der zu der eisernen Thür führenden Steinstufe nieder, aber nichts als ein leises Schluchzen ließ auf das Zwiegespräch schließen, das ihr Herz mit dem Geiste des großen Todten hielt. Ihre leidenschaftliche Erregung schien immer mehr zu weichen, und nur eine wehmüthige Trauer strahlte aus den großen Augen, als sie sich erhob und sich an die Umstehenden mit den Worten wandte:

„Wir müssen die Stätte verlassen, meine Lieben, die das höchste Besitzthum unserer Familie umschließt. Was gut und wahr an mir und an meinen Kindern ist, das verdanken wir dem Segen meines Vaters. Selbst wenn ich nicht die Hoffnung auf ein zukünftiges Leben hätte, das uns Alle wieder vereinigen wird, so würde ich dennoch Gott dafür danken, daß er mich hat leben, daß er mich meinen Vater hat kennen und lieben lassen. Ich bitte in dieser Scheidestunde meinen ältesten Sohn August, als ein treuer Hüter dieses Heiligthums hier zu bleiben und es wie seinen Augapfel zu beschützen, während ich es meinen beiden anderen Kindern zur Pflicht mache, mich nicht zu verlassen, bis daß mein Leib einst durch diese selbe Thür zur letzten Ruhestätte getragen wird; wenn ich am Ende der Welt stürbe, wünsche ich dennoch, an der Seite meines Vaters begraben zu werden. Versprecht mir das, meine Kinder, und ich will voller Zuversicht den dornenvollen Weg der Verbannung weiter wandeln.“

„Wir versprechen es Dir, Mutter!“ entgegnete der junge Baron August von Staël, ‚das ganze Ebenbild des Großvaters‘, wie die Dichterin den hochaufgeschossenen, ernsten Jüngling zu nennen liebte. Der lebhafte Albert und die sanfte, kluge Albertine umklammerten weinend die innig geliebte Mutter.

„Der Abschied wird mir leicht, nun ich die Gewißheit habe, daß ich lebend oder todt wieder hieher zurückkehre,“ sprach Frau von Staël mit einem letzten Blick auf das

Denkmal. Dann schritt sie in der Mitte ihrer Kinder und Freunde langsam durch den friedlichen Buchenhain zum Ausgange zurück und verschloß sorgfältig die schwere Pforte hinter sich. —

Einige Tage später fuhr der neue Präfekt des Genfersees neugierig um sich blickend in den Schloßhof von Coppet ein, um der berühmten Frau seinen Besuch als ihr zukünftiger Kerkermeister zu machen. Er war sehr erstaunt, als er alle Fensterläden geschlossen fand und der Kastellan ihm mittheilte, der junge Herr Baron wäre auf die Jagd gegangen, indeß die Frau Baronin und die übrigen Herrschaften eine Reise angetreten hätten. —

XVII.

Frau Recamier war eine von den Ersten gewesen, welche nach dem Sturze Napoleon's im Frühjahre 1814 nach Paris zurückkehrten. Auch sie hatte, ebenso wie Schlegel und Mathieu von Montmorency, ihre Freundschaft für Frau von Staël mit der Verbannung büßen müssen: mit unerbittlicher Härte hatten sich die Prophezeiungen der Dichterin erfüllt. Die junge Frau hatte in Châlons und Lyon, in Rom und Neapel ein paar wechselvolle Jahre verlebt; alle Welt war ihr mit der Verehrung entgegengekommen, welche ihre Schönheit und Tugend Männern wie Frauen abnöthigte, so daß sie sich bei ihrer Vorliebe für ein bescheidenes Zurücktreten viel leichter als die unruhige Freundin in die Verbannung aus Paris fand.

Aber eine andere Sorge sollte ihr dafür nicht erspart bleiben. Ihr Gatte hatte zum zweiten Male in seinen kaufmännischen Unternehmungen Schiffbruch gelitten; sogar die Hälfte ihres eigenen, mütterlichen Vermögens hatte sie geopfert, ohne indeß mehr als den guten Namen zu retten.

Herr Jacques-Rose war mit dem zunehmenden Greisenalter nicht vorsichtiger geworden, er war und blieb nun einmal der gutmüthige, vertrauensselige Lebemann, kaum ließen ihn die körperlichen Gebrechen an die bevorstehenden Sorgen seines Lebensabends und an die Zukunft seiner Gattin denken. Mit den geringen Mitteln, welche ihr nach allen Schicksalsschlägen übrig geblieben waren, kaufte sich Frau Recamier deßhalb in das weltliche Frauenstift der Abbaye-au-Bois auf Lebenszeit ein, während sie für ihren alten Vater und den nicht viel jüngern Gatten eine kleine Wohnung ganz in der Nähe des Stiftes miethete. Sie war den beiden Greisen die zärtlichste Tochter und Freundin; mit liebevoller Umsicht erspähte sie alle ihre Schwächen, und kein Tag verging, ohne daß sie ihnen eine Freude zu bereiten wußte. Jeden Nachmittag sah man die beiden Alten mit fröhlicher Miene die drei Treppen zu ihrer lieben Kleinen hinaufhumpeln, wo für sie der Mittagstisch gedeckt war, und so wohl fühlte sich Herr Recamier in der Wohnung seiner Gattin, daß er lange Jahre nachher noch in seiner Todesstunde den Wunsch aussprach, in den Räumen sterben zu dürfen, wo seine Juliette voller Anmuth waltete.

Julie selbst befand sich unter diesen veränderten Lebensverhältnissen zufrieden und glücklich. Sie sah in der Fürsorge für die beiden Greise, in der Freundschaft zu den vielen trefflichen Menschen, welche ihr im Leben nahe getreten waren, und in der Wohlthätigkeit gegen hülflose Waisenkinder die hauptsächlichste Aufgabe ihres Lebens. Schwer-

lich ahnte sie damals wohl, daß es ihr noch ein volles Menschenalter hindurch vergönnt sein sollte, in der stillen Abbaye-au-Bois zu leben und nach allen Seiten hin Gutes zu wirken, sowie daß ihre Vaterstadt Lyon einst auf öffentliche Kosten eine Lobschrift auf sie ausschreiben würde, obschon sie niemals aus den Grenzen des privaten Lebens herausgetreten und keine Zeile mit der Absicht der Veröffentlichung geschrieben hatte.

Ganz wie in den Tagen des Jugendglückes spiegelte auch jetzt ihr Zimmer die Stimmung seiner Bewohnerin wieder. Eine kleine, gewählte Büchersammlung, eine Harfe und ein Klavier vervollständigten ihr einfaches Hausgeräth. Vor dem Fensterpfeiler stand auf einer Marmorsäule die Büste der Dante'schen Beatrix, zu welcher Frau Recamier dem großen Canova in Rom als Modell gedient hatte. Das engelschöne Antlitz mit den himmelwärts gerichteten Augen war von einem Schleier umrahmt; ein Olivenkranz deutete sinnig auf den Sieg, welchen die holde Beatrix über das Herz ihres Sängers davongetragen hatte. Ueber dem Sopha prangte das große Oelbild der Corinne, aus welchem ihr die glutvollen Züge der Freundin entgegenleuchteten. Ueber dem Schreibtische dagegen hing eine Ansicht von Coppet in Mondscheinbeleuchtung und darunter, unter Glas und Rahmen geborgen, der Strauß von Alpenblumen, welchen Prinz August einst für sie im Gletschergarten gepflückt hatte. Ein Lächeln unaussprechlichen Glückes glitt in stillen Stunden über ihr Antlitz, wenn sie das vergilbte Edelweiß und die

einst so purpurn prangenden Enzianen betrachtete: „Wie war er doch so männlich schön!“ flüsterten dann wohl ihre immer noch rosigen Lippen. — Nicht führte wie in früheren Jahren ein hoher Blumengang zu ihren Zimmern hinauf, aber doch standen auf den Fensterbrettern im Sommer und Winter einige blühende Topfgewächse. Die Fenster gingen auf den Stiftsgarten hinaus, in dessen Laubgängen sich die frommen Schwestern ergingen oder muntere Pensionsmädchen umhertummelten. Der Gipfel einer Akazie reichte fast bis an den dritten Stock heran. Manch schlanker Kirchthurm zeichnete sich an dem weiten Horizonte ab, welchen die Hügel von Sèvres begrenzten, und wenn dann die untergehende Sonne das Landschaftsbild mit goldigem Glanze übergoß, wenn der Lärm der großen Stadt sich immer mehr abdämpfte, und endlich die Schwalben ihre Nester unter der überhangenden Dachfirst aufsuchten, dann träumte sich Frau Recamier gern in die stille, heitere Jugendzeit im lyoner Kloster zurück, wo sie noch nichts von dem Wogenschwall des Lebens wußte, wo ihre ganze Welt nur aus Wolken von Weihrauch, aus Prozessionen, Gesängen und Blumen bestand.

Diesen Frieden ihres gläubig frommen Herzens hatte sie in der Abbaye-au-Bois wiedergefunden. Das Weltgetümmel lag hinter ihr. Zwar hatte sie noch vor Kurzem in ihr Petschaft den Wahlspruch: „Kein Tag ohne Gewölk“ eingraben lassen, aber dennoch hatte ihre helle Stirn das Ansehen, als hätte die Sorge nie auf ihr zu ruhen gewagt,

und immer noch schimmerten leise die Purpurtinten des frischen Geblüts durch ihre reine Haut. Wären erst die Feinde Frankreichs wieder jenseits des Rheines und alle die theuren Freunde glücklich zurückgekehrt, wie heiter würde sich dann das Leben in dem schönen Paris gestalten! Nur vor dem Zusammentreffen mit dem Prinzen August scheute sie zurück: sie fürchtete die Wunde ihres Herzens wieder aufbrechen zu sehen; ach, und dann wäre es vielleicht vorbei mit der Ruhe und dem Glück. Sie hatte gehört, daß der Prinz vor den östlichen Thoren von Paris mit seiner Brigade lagerte und daß er, wie alle höheren Befehlshaber, gewiß häufig in die Stadt hineinkäme, nur würde ihm ihre Rückkehr aus der Verbannung und ihr abgelegener Zufluchtsort noch unbekannt sein. In ihrer Zaghaftigkeit getraute sie sich nicht, ihm persönlich alles das zu sagen, was sie ihm in den letzten Jahren so oft und so umständlich geschrieben hatte. Damals, als sie sich in Coppet Lebewohl sagten, hatte ihr der Gedanke an eine Heirath noch nahe gelegen. Aber je länger sie in Paris war, und je weiter die Einzelheiten ihres Aufenthaltes am Genfersee zeitlich zurücktraten, desto schwächer wurde auch die Liebesleidenschaft, welche in der unmittelbaren Nähe des Geliebten so allgewaltig ihr Herz berauscht hatte. Sie konnte ihren Gatten, der seine Güte gegen sie womöglich noch steigerte und mit keinem Worte ihrem Zartgefühl zu nahe trat, nicht unglücklich und verlassen sehen, und andererseits war Paris gerade damals mehr als sonst die Stadt, neben welcher alle

anderen Städte häßlich erschienen. Nichts ließen außerdem die Freunde unversucht, um sich die Königin der Anmuth nicht entführen zu lassen, und so kam es, daß sich in Juliens eigener Brust immer mehr das Gefühl geltend machte, sie brächte dem Geliebten nicht Liebe genug entgegen, um ihn für alle die Opfer zu entschädigen, die er sich ihretwegen auferlegen wollte. Seine feurigen Briefe beantwortete sie in immer ruhigerem Tone; nur das Versprechen, keinem andern Manne anzugehören, erneuerte sie ihm wieder und wieder.

Die Zeitumstände hatten bisher jedes auch noch so oft geplante Zusammentreffen unmöglich gemacht. Als sich der Prinz hierüber eine Zeitlang ganz verzweifelt geberdete, schickte ihm die Geliebte ihr großes, von Gérard gemaltes Oelbild zum Geschenk. Dasselbe stellte sie in einem ihrer Sittsamkeit angemessenen weißen Kleide dar, mit einem Badegemache als Hintergrund. In bewußtlos träumender Ruhe saß sie auf einer lilafarbenen Ottomane, den schlanken Körper nachlässig an die Polster geschmiegt, einen falben Kaschmirshawl um die Hüften, die kleinen Hände nachlässig im Schooße ruhend. Auf dem amarantfarbigen Vorhange des Gemaches hoben sich die weißen zarten Schultern und Arme in freundlichem Glanze ab. In freier Bewegung fanden sich die Hauptschönheiten der Form entwickelt, während der Künstler gleichzeitig wie ein zweiter Tizian den Blick und nicht nur die Augen in ihrer süßen Schalkhaftigkeit zu malen verstanden hatte. —

Aber erst dem weltbewegenden Ereignisse der Wiedergeburt Preußens gelang es, den Sinn des ritterlichen Prinzen August von seiner Herzensidylle in andere Bahnen zu lenken. Unter den Helden der Befreiungskriege nahm der Prinz bald eine hervorragende Stellung ein. Das nationale Unglück hatte in Preußen das bisher Zerstreute gesammelt, das Feindselige versöhnt und eine tiefernste, opferwillige Stimmung im ganzen Volke hervorgerufen. Wie König Friedrich Wilhelm III. in den Tagen des Unglücks am meisten gelitten hatte, so war er auch im höchsten Grade durch die bittere Schule der Erfahrungen klug, weise und gut geworden und in den Stand gesetzt, für die schnelle Genesung des Vaterlandes die geeignetsten Männer und Hülfsmittel aufzufinden. „Der König ist von uns Allen der Einsichtsvollste," äußerte der Freiherr von Stein einmal, „nur weiß er es nicht, so wenig als ein Kind es weiß, daß es unschuldig ist." Der König hatte den Prinzen August schon im Jahre 1808 zum Chef der gesammten Artillerie und zum Brigadegeneral ernannt. In edler Bescheidenheit hatte sich der Prinz Scharnhorst's Rathschlägen untergeordnet und war dann an die gänzliche Umgestaltung jener in der Folgezeit so wichtigen Truppengattung gegangen. Seine Bemühungen, den hergebrachten Kastengeist zu bannen und die Artillerie für ihre Bestimmung im Kriege in Verbindung mit den anderen Waffen auszubilden, hatten den besten Erfolg.

Außer diesen Friedenslorbeeren sollte den Prinzen indeß

bald auch der Ruhm hoher persönlicher Tapferkeit schmücken. Bei Großgörschen wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen, auf welchem sein Bruder Louis geblieben war, und auf dem er selbst den großen Ritt von Soissons nach Coppet gemacht hatte. Der König verlieh ihm für seinen unermüdlichen Eifer während der Schlacht das eben erst gestiftete eiserne Kreuz. Noch glänzender zeichnete sich Prinz August bei Kulm aus. Als die schlesische Landwehr in's Weichen kam, sprang der Prinz vom Pferde, sammelte einige Hundert Soldaten des zweiten schlesischen Infanterieregiments um sich, ergriff die Regimentsfahne und stellte sich an die Spitze der Truppen, wo er durch seine hohe Gestalt und den kampfesfreudigen Heldenblick bald viele Soldaten der Linie und Landwehr begeistert mit sich fortriß. Mit gefälltem Bajonnet und Hurrah ging es auf den Feind, der dem mächtigen Anprall nicht zu widerstehen vermochte. In der Völkerschlacht bei Leipzig war es wiederum Prinz August von Preußen, welcher bei Probstheida vor den Augen Napoleon's Wunder von Tapferkeit verrichtete. Auf dem Schlachtfelde schenkte ihm sein König eins der fünfzehn von ihm eroberten Geschütze zur bleibenden Erinnerung an den weltgeschichtlichen achtzehnten Oktober 1813. Noch einmal, am vierzehnten Februar 1814, in der Ebene von Champaubert, war es dem tapfern Prinzen gegönnt, durch seinen Heldenmuth an der Spitze der zwölften preußischen Brigade, in Verbindung mit Blücher, Gneisenau und Kleist, das ganze schlesische Heer vom Untergange zu retten, ja selbst

noch in der Schlacht von Paris konnte er wie an Gestalt, so auch an Muth alle Anderen überragen. Unmittelbar nachher ernannte ihn der König trotz seiner Jugend zum General der Infanterie und übertrug ihm interimistisch das Kommando des zweiten Armeekorps.

Bei diesem Helden, dessen hauptsächlichste Schicksale sie aus seinen eigenen Briefen und aus den Zeitungen kannte, verweilten die Gedanken der schönen Frau Recamier wie an jedem Tage der vergangenen Jahre, so jetzt ganz besonders, wo die vielen fremdländischen Uniformen auf den Straßen von Paris sie bei jedem Ausgange an den einstigen Geliebten erinnerten. Aber fast ebenso oft sprangen ihre Augen von dem Alpenstrauße zu dem Bilde der Corinne hinüber: auch von Frau von Staël war sie nun schon mehrere Jahre ohne Nachricht geblieben.

An einem warmen Frühlingsabend saß sie wie gewöhnlich am offenen Fenster ihres Zimmers und blickte träumerisch in die Blütenpracht des Stiftsgartens hinab. Sie hatte die hastigen Schritte nicht gehört, welche die Treppe herauf kamen; erst als sich die Thür öffnete, wandte sie den Kopf um.

„Da bin ich endlich, meine beste Juliette!“ jubelte Frau von Staël der Freundin entgegen. „Jetzt ist alles Leid zu Ende: ich bin in Paris, ich habe meinen Engel wieder — nun wollen wir vergessen, was hinter uns liegt, und tausend schöne Pläne für die Zukunft schmieden!“

Immer wieder umarmten sich die Freundinnen; Freuden=

thränen perlten Beiden aus den Augen. Frau Recamier mußte zuerst erzählen: eine Verwünschung Napoleon's oder ein Ausruf der Bewunderung, wenn die Rede auf den Prinzen August kam, unterbrachen allein den umständlichen Bericht. Dann begann Frau von Staël zu sprechen, von ihrem Werke über Deutschland, dessen ganze Auflage Bonaparte als gar zu wenig französisch hatte einstampfen lassen, von ihrer beabsichtigten Auswanderung nach Amerika, wo sie sich allein vor dem Hasse des Tyrannen sicher glaubte, von Schlegel's Verbannung, nur weil er, wie die kluge Julie einst warnend vorhergesagt, an Racine's Phädra nicht Alles lobenswerth gefunden hatte, und endlich von ihren eigenen Irrfahrten durch Europa.

„Der Mann an der Spitze einer Million Soldaten," meinte die Dichterin mit rollenden Augen, „mit einer Milliarde jährlicher Einkünfte, welcher über alle Gefängnisse Europas verfügt und die Könige zu Gefängnißwärtern bestellt hat, dem die gesammte Presse zu Gebote steht, den nur seine Tyrannei an den Ufern derselben Seine hat heimisch werden lassen, welche meine Wiege umspülte: er hetzte mich überall auf, seine Spione verfolgten mich in Wien wie in Brünn, in Galizien wie in Polen; ich studirte die Karte Europas, um zu fliehen, während Bonaparte sie gleichzeitig studirte, um sich die Länder Europas zu unterjochen. Ich war in Kiew, in Moskau, in Petersburg; tiefe Ströme und endlose Steppen, weite Sümpfe und dichte Urwälder habe ich durchwandert, und selbst von den goldschimmernden Kup-

peln Moskaus scheuchte mich das Nahen meiner eigenen Landsleute auf. Von den Grenzen Asiens zog ich quer durch Finnland und setzte in einem gebrechlichen Fahrzeuge unter tausend Gefahren nach Schweden über. Ich hatte jedes Vertrauen in die Vorsehung verloren. Ein düsteres Verhängniß schien über meinem Schicksal zu walten; kein glücklicher Zufall begegnete mir, und Alles, was ich irgendwie zu fürchten hatte, traf auch wirklich ein."

Von Schluchzen unterbrochen theilte sie der Freundin alsdann den in Schweden erfolgten Tod ihres reichbegabten Sohnes Albert mit: ein Zweikampf hatte dem Leben des aufbrausenden Jünglings dort ein jähes Ende bereitet.

„Ich nahm meine Zuflucht zum Gebet," fuhr sie fort, „aber fast schien es mir, als hätte ich die Gottheit erzürnt, und als wäre der Himmel für mich von Erz. Selbst meine Rückkehr nach Frankreich sollte keine ungetrübte sein. Als ich neulich in Calais landete, trugen die ersten Menschen am Ufer preußische Uniform, und immer mehr wurde mir das Herz bei der Weiterreise zusammengeschnürt. Deutsche, Russen, Kosaken und Baschkiren umlagerten die Kirche von Saint Denis, welche einst die Asche der Könige Frankreichs aufnahm. Zwar mußte ich die Fremden bewundern, weil sie so schnell das Joch des allmächtigen Tyrannen abgeschüttelt hatten, aber unser schönes Paris und unsern Louvre von Truppen besetzt zu sehen, welchen unsere Sprache, unsere Geschichte, unsere großen Männer weniger bekannt sind als der kleinste Khan der Tartarei — das war mir ein uner=

träglicher Seelenschmerz! Ich kenne jedoch den hochherzigen Kaiser Alexander, der mir als ein Wunder der Vorsehung erscheint, um die von allen Seiten bedrohte Freiheit zu retten; ich kenne auch den gerechten König von Preußen und so manchen andern der verbündeten Fürsten. Ich will meinem lieben Frankreich durch die That beweisen, daß ich trotz der zehnjährigen Verbannung seine beste Tochter geblieben bin, indem ich mit allen nur erdenklichen Mitteln meinen Einfluß auf die Monarchen zu Frankreichs Gunsten geltend machen will."

Von der Politik kamen die beiden Frauen auf ihre Herzensangelegenheiten zu sprechen. Frau Recamier gestand der Freundin ihre Scheu vor dem Wiedersehen des Geliebten, obschon sie andererseits sich herzlich darnach sehnte, wenn es ihr nur nicht den mühsam errungenen Frieden raubte.

„Ich sehe, meine Julie ist immer noch das sanfte Täubchen, das sie früher war," lachte die Dichterin. „Es ist gut, daß Alles anders gekommen ist, als ich es einst in Coppet wünschte. Eine irdische Liebe würde Sie nie beglückt haben: die ist tyrannisch und geht niemals mit der Klugheit zusammen. Aber trösten Sie sich, Juliette! Der Hohenzollernprinz ist zu hochherzig, als daß er Ihre Neigung würde erzwingen wollen. Lassen Sie mich wie in Coppet Ihre Verbündete sein. Der Prinz kommt sicher zu mir; Herr von Humboldt hat ihm schon heute meine Rückkehr nach Paris gemeldet. Ich will kein Verständniß für deutsche Sitte

haben, wenn unser galanter Prinz nicht zu Ihnen wie zu einer Heiligen aufschaut, sobald sein Takt ihn herausfühlen läßt, daß in Ihrem keuschen Busen nur noch das milde Feuer der Freundschaft glimmt. Wir werden es einzurichten wissen, daß er sich niemals mit Ihnen unter vier Augen befindet; die Gegenwart Anderer wird ihm die Selbstbeherrschung wesentlich erleichtern. — Sollte man es wohl jemals gedacht haben," fuhr Frau von Staël dann mit vielsagendem Lächeln fort, „daß wir Beiden schließlich doch noch die Rollen vertauscht haben? Die schöne Juliette ist ledig geblieben, und die alternde Schloßfrau von Coppet hat noch an ihrem Lebensabend die Freuden der Liebe gekostet. Ja, staunen Sie immerhin, meine Beste! Sie allein sollen das Geheimniß hören, wie ja einst auch ich Ihre erste Vertraute war: seit Jahr und Tag habe ich den Wittwenschleier abgelegt und bin die Gattin eines schönen und edlen Mannes geworden."

Frau Recamier starrte sprachlos vor Verwunderung die Freundin an; das war das Letzte, was sie zu hören erwartet hätte! Frau von Staël erzählte ihr alsdann in kurzen Umrissen das Nähere. Sie wäre vor ihrer Abreise nach Rußland noch einmal in Genf gewesen. Dort hätte sie zufällig Herrn von Rocca, einen ausnehmend schönen, blutjungen Mann, kennen gelernt, dessen Leben damals in großer Gefahr schwebte, da er als Husarenoffizier in Spanien fünf schwere Wunden davongetragen hatte. Seine Bewunderung für die Verfasserin der Corinne hätte sich blitzschnell zu einer

leidenschaftlichen Liebe gesteigert. Als ihn seine Kameraden auf die Alters- und Standesunterschiede aufmerksam machten, hätte er gemeint: „Ich werde sie so lieben, daß sie mich schließlich doch nehmen wird!“ Und das sei denn auch wirklich eingetroffen — Herr von Rocca sei der beste Ehemann und seine Corinne die glücklichste Gattin geworden. „Nur die Lächerlichkeit fürchtete ich als echte Französin,“ schloß Frau von Staël, „da mein ältester Sohn nicht viel jünger als Herr von Rocca ist, und da meine Gegner sich gern auch einmal über mich lustig machen möchten, wie ich es so oft ihnen gegenüber gethan habe. Deßhalb habe ich meine Heirath vor der Welt verheimlicht und den Namen beibehalten, welchen ich in den Jahren des Leids getragen und allen meinen Schriften vorgesetzt habe. Aber wenn Sie zu mir kommen, meine theuerste Juliette, dann wird Ihr kluges Auge bald die Liebesfluten gewahren, welche endlich, endlich mein dürstendes Herz beim Anblicke eines geliebten Mannes durchwogen. Wie war ich früher so neidisch auf Sie, wenn man meine Hand küßte, bloß weil ich Ihr Engelsbild in meinem Armbande trug! Wie wollte mir das Herz brechen, als mich sogar Benjamin verließ — ach, und nun ist Alles so viel anders und schöner gekommen!“

Lange noch plauderten die Freundinnen von dem Einst und Jetzt, von dem Wechsel der Freuden und Leiden, und als endlich Frau von Staël die dunklen Treppen hinunter gestiegen war und dann durch die Straßen ihres lieben Paris fuhr, da sprach sie still vor sich hin die Worte: „Die

gute Julie! So treu ist sie ihrer Pflicht geblieben! Welch' ein edles Menschenkind umschließen doch die Wände jenes bescheidenen Stübchens! Wenn ich überhaupt an Heilige glaubte, so würde ich ihr vor allen anderen einen goldenen Schrein in meinem Herzen weihen."

XVIII.

Ungleich glänzender als einst auf ihrem entlegenen Schlosse am Genfersee hatte Frau von Staël ihre Hofhaltung in der Rue Royale zu Paris eingerichtet. In dem prächtigen Palaste hörte man die gefeiertsten Namen Europas nennen. Schon der Umstand, daß die Schloßherrin, wenn sie allein oder in wenig Gesellschaft war, das Gespenst der Langenweile vor sich aufgerichtet wähnte, füllte zu allen Tagesstunden ihren Salon. „Man plaudert nur in Frankreich und in französischer Sprache," pflegte sie mitunter voller Genugthuung zu sagen. „Man spricht ohne Zweck und doch stets mit Interesse. Man zeigt seinen Geist in allen Schattirungen durch den Ton, die Bewegung, den Blick."

Dabei bildete sie selbst trotz ihrer merklich gealterten Züge immer noch den Mittelpunkt der Gesellschaft. Wie in Coppet saß sie am liebsten unter dem Bilde ihres Vaters, das Haar à la Corinne mit einem Turban geschmückt, die großen, tiefliegenden Augen voll sprühenden Geistes. Je älter sie geworden, desto mehr fühlte sie sich von ihrer Natur

dazu angetrieben, viel und ausdrucksvoll zu sprechen, und ihre Bewunderer bedauerten es oft, daß man die glänzende Farbe, welche überall in ihren Worten und der sie begleitenden Handlung durchschimmerte, nicht auf dem Papiere festzuhalten vermöchte. Ihre literarischen Werke hatten ihr einen europäischen Ruf verschafft, aber fast noch mehr hatte ihr großartiger Lebensstyl und die unausgesetzte Verfolgung Bonaparte's dazu beigetragen, ihren Salon zum Sammelplatz der Royalisten wie der fremdländischen Berühmtheiten zu machen.

„Was wissen Sie von dem Robespierre zu Pferde und von seinem Abgange aus Paris zu erzählen?“ Das war die stehende Frage, mit der sie sich nach Napoleon bei allen Denen erkundigte, welche den Ereignissen der letzten Zeit persönlich nahe gestanden hatten. Die lange Verbannung hatte sie in diesem einzigen Punkte verbittert gemacht. Nicht oft genug konnte sie es hören, daß Bonaparte in dem überraschend schnellen Abfalle des Volkes, der Behörden, ja selbst der Soldaten die herbe Frucht der Tyrannei voll zu kosten bekommen, daß selbst sein Roustan, der ihm vierzehn Jahre lang tagtäglich den Spiegel gehalten und wie ein Hund vor seiner Thür gewacht, sich heimlich aus dem Staube gemacht hatte, als es nach Elba abgehen sollte. Am dreißigsten März hatte man sich noch für den Kaiser vor den Thoren von Paris geschlagen; am einunddreißigsten waren die Verbündeten mit vollem Prunke in die Hauptstadt eingezogen; auf den Straßen, aus den Fenstern, von den Dächern herab

hatten die Pariser ihnen ein begeistertes: „Es leben unsere Befreier!“ entgegen geschrieen, während man der Bildsäule Napoleon's auf dem Vendômeplatze einen Strick um den Hals gelegt und sie herunterzureißen versucht hatte. Schon am ersten April war dann der Sturz Napoleon's durch eine Festoper gefeiert worden. Ueberall im Theater hatte man silberne Lilien auf den Hüten und in den Knopflöchern gesehen, der Adler über der Kaiserloge war verhüllt, Körbe voll weißer Kokarden wurden unter die Menge vertheilt, jede Anspielung auf den neuen König wurde mit einem Hoch auf denselben und Tücherschwenken begleitet.

Frau von Staël fragte nach Allem, ihre Neugier schien keine Grenzen zu kennen. Sie mußte wissen, was für Uniformen, Federhüte und Orden der Kaiser Alexander, der König von Preußen und der Fürst Schwarzenberg beim Einzuge angelegt hatten; sie fragte nach dem ihr aus Berlin her bekannten Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und nach dessen jüngerem Bruder, dem schwächlichen, siebenzehnjährigen Kapitän Prinz Wilhelm: so scharf ihr heller Geist auch in die Zeit blickte, das Eine ahnte sie allerdings nimmer, daß fast zwei Menschenalter nachher derselbe Kapitän Prinz Wilhelm noch einmal, und zwar als siegreicher Kaiser des geeinigten Deutschlands, in ihr liebes Paris einziehen würde.

Es war für die Dichterin und ihren Freundeskreis ein Augenblick voller Spannung, als Prinz August zum ersten Male ihren Salon betrat. Frau Recamier hatte sich gerade

in ein Gespräch mit Mathieu von Montmorency und ihrem neuen Freunde Ballanche vertieft, als die hohe Gestalt des Prinzen in der Flügelthür erschien. Das Lagerleben und die Frühlingssonne hatten seine Züge gebräunt; er sah noch stärker und männlicher aus als vor sieben Jahren; das eiserne Kreuz, der russische Wladimir- und der schwarze Adlerorden schmückten die breite Heldenbrust. Rasch schritt er auf die Dame vom Hause zu, welche sich ebenso schnell von ihrem Sopha erhob und ihn freudig begrüßte. Dann erst gewahrte er die Geliebte, wie sie tief erröthend einen Augenblick bewundernd zu ihm hinüberschaute und gleich darauf zitternd den Blick zu Boden senkte. Er überhörte die Frage, welche Frau von Staël eben an ihn richten wollte; er sah nicht die hundert Augen ringsum, die jede seiner Mienen beobachteten, und eilte mit ausgestreckten Armen auf Frau Recamier zu.

Aber ein leiser Zuruf des Grafen von Montmorency hatte genügt, Julien einigermaßen ihre Fassung wiederzugeben. Anmuthig lächelnd schlug sie in die Hände des Prinzen ein und erwiederte seinen stürmischen Gruß mit der ihr eigenen reizenden Verschämtheit. In der nächsten Minute hatte auch Mathieu seine Bekanntschaft mit dem Prinzen erneuert, und als dann der Kronprinz von Schweden mit seinem neuen Sekretär, dem Professor August Wilhelm von Schlegel, auf die Gruppe zu trat, da war dem Wiedersehen der beiden Liebenden bald jeder leidenschaftliche Charakter genommen, und in wohlthuendem Behagen plauderte man

von den einst so glücklichen Tagen im fernen Coppet. Jedem Anlaufe des Prinzen, einen wärmeren Ton anzuschlagen oder dem allgemeineren Gespräche eine persönliche Wendung zu geben, machte bald ein Einwurf Mathieu's, bald ein Scherz Bernadotte's oder eine freundschaftlich gefärbte Antwort Juliens ein Ende, ohne daß Prinz August während des ganzen Abends Gelegenheit zu einer Betheuerung seiner noch glühenden Liebe gefunden hätte.

Frau von Staël's gutem Auge entging nichts von alledem, was zwischen den Freunden vorfiel. Als sich Frau Recamier beim Nachhausegehen von ihr verabschieden wollte, meinte sie:

„Ich habe immer die Kunst bewundert, mit welcher Sie, meine theure Julie, alle Liebesangriffe auf Ihr schönes Selbst zurückgeschlagen haben, ohne daß die Besiegten Ihnen deßhalb gram geworden sind. Seit zwanzig Jahren werden Sie von der Männerwelt umworben: Keinen haben Sie erhört, und dennoch haben Sie Alle zu Freunden behalten. So sicher ich auch in meinem Vertrauen auf Ihre bewundernswerthe Taktik nach und nach geworden war, dem Hohenzoller gegenüber konnte ich die leise Befürchtung nicht unterdrücken, daß alle die schweren Herzenskämpfe schließlich doch vergeblich gewesen wären. — Aber jetzt denke ich anders: Ihre Güte wird den stolzen Siegesmuth auch dieses Mannes entwaffnen und ihn der Zahl Ihrer besten Freunde einreihen. Wie wahr hat doch Mathieu gesprochen, dem ich heute Morgen diese Befürchtung mittheilte, und der mich voller

Zuversicht mit dem Bibelwort tröstete: ‚Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen; sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebenlang.‘“

„O daß dieß Wort sich auch dießmal erfüllte!“ entgegnete die junge Frau in sanftem Tone. —

Prinz August war mit sich selbst nicht recht zufrieden, als er das Hotel der Rue Royale verließ. Er mochte sich nicht eingestehen, daß Julie mit den Jahren eine Andere geworden wäre. War sie doch noch immer so schön, und glaubte er sich doch durch so manchen Blick voll Theilnahme im Laufe des Abends beglückt. Er suchte den ehemaligen Waffengefährten auf, welcher es inzwischen zum Generalstabschef gebracht und gleich seinem fürstlichen Freunde zu manchem Erfolge der preußischen Waffen wesentlich beigetragen hatte. Unparteiisch wie Clausewitz dem langjährigen Verhältnisse der beiden Liebenden gegenüber gestanden, hatte sein menschenkundiger Blick sofort das Rechte getroffen, und unumwunden machte er den Prinzen auf die feine Art und Weise aufmerksam, in welcher die fromme, kluge Dame allen Liebeswerbungen wohl nicht ohne Absicht die Spitze abbräche.

Am nächsten Abend zog es den Prinzen schon zu früher Stunde in den Salon der Frau von Staël. Da Julie noch nicht anwesend war, suchte er sich der Dame vom Hause zu nähern.

„Fast scheint es mir mit Eurer Königlichen Hoheit hier ebenso wie einst in Coppet zu ergehen,“ scherzte diese; „wenig-

stens habe ich gestern vergeblich nach einem Wörtchen von Ihnen geschmachtet. Erzählen Sie mir, mein Prinz, wie es in Berlin aussieht; ach, die gute Königin Luise weilt leider nicht mehr auf dieser Welt!“

Prinz August erwiederte, daß gerade die Königin Luise die höchste Bewunderung für Frau von Staël's Dichtwerke gehegt und niemals ohne Thränen die Corinne gelesen hätte. In den literarischen Kreisen Berlins wäre das neue Werk ‚Ueber Deutschland‘ mit kaum zu beschreibendem Interesse aufgenommen worden. Dann kam der Prinz auf die kriegerischen Ereignisse der letzten Jahre zu sprechen, und ehe es sich die Dichterin versah, hatte er begonnen, ihr sein Herz auszuschütten. Er klagte ihr den kürzlich erfolgten Tod seines alten Vaters; nun wäre er zwar der reichste Grundbesitzer im preußischen Staate, aber er fühlte sich trotzdem oft arm und verlassen und riefe sich immer wieder die glückliche Vergangenheit zurück. Selbst König Friedrich Wilhelm hätte nachträglich seine Neigung zu Frau Recamier halb und halb gebilligt, und manche der augenblicklich in Paris versammelten Fürsten schätzten sich glücklich, die anmuthige Dame persönlich kennen gelernt zu haben.

„Und dennoch war es besser so, daß Julie in edler Selbsterkenntniß und Selbstverleugnung es über sich vermocht hat, auf die Hand Eurer Königlichen Hoheit Verzicht zu leisten,“ erwiederte die Dichterin ernst. „Sie dürfen meiner guten Beobachtungsgabe um so mehr vertrauen, als auch mir an dem Ufer des blauen Sees der Bund Ihrer

Herzen vom Himmel geweiht erschien. Frau Recamier wird jedoch ihrer Natur zufolge niemals in der Liebe zu einem Manne aufgehen; das empfindet sie selbst am besten, und das wissen auch die ihr nahestehenden Freunde. Aber in der Freundschaft zu ihr ist man vor jeder Enttäuschung sicher, da gibt es keine zartere, großmüthigere Seele als die ihrige. Treten Sie ein in den Kreis der ausgezeichneten Männer, mein Prinz, welche diese seltene Frau um sich gebannt hält. Sie gerade werden ihrem Herzen immer am nächsten stehen — o, Sie glauben garnicht, welch' einen starken Reiz der Verkehr mit ihr auf die Freunde ausübt!"

Noch ehe Prinz August Zeit gewann, über diese Sinnesänderung seiner ehemaligen Bundesgenossin nachzudenken und sich die Beweggründe dafür klar zu legen, ward die Aufmerksamkeit der Frau von Staël durch die inzwischen herbeigekommenen Gäste ihres Hauses in Anspruch genommen.

„Meine Albertine kennen Hoheit wohl gar nicht wieder?" fragte sie den Prinzen, indem sie auf eine sanfte junge Dame mit dem Fächer hinwies. Sie tritt in die Fußstapfen der Mutter: schon jetzt schriftstellert die Kleine. In einer Beziehung jedoch wird sie glücklicher als ich sein. Der junge Herzog von Broglie, von dessen seltener Bildung und politischer Freisinnigkeit Frankreich einst das Beste erwarten darf, hat vor Kurzem bei mir um Albertinens Hand ange-

halten. Hoheit glauben garnicht, wie glücklich mich dieses Verlöbniß macht, und wie inbrünstig ich meinen Vater segne, daß er mir diese Gnade bei dem allgütigen Gott ausgewirkt hat. Unser Professor Schlegel ist seitdem ordentlich stolz auf seine ehemalige Schülerin, und selbst der lebensfrohe Bonstetten hat mir von Rom aus, wo er mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen über die Verödung der Campagna beschäftigt ist, die herzlichsten Glückwünsche für die beiden jungen Leute und für mich selbst geschickt. Wie wird der Alte über den Sturz Bonaparte's gejubelt haben! Denn jetzt wird Genf ohne Zweifel bald wieder frei sein, und die hochherzigen genfer Freunde, welchen keine Unterdrückung ihren Glauben an den Sieg der Freiheit rauben konnte, werden nun ohne Scheu wieder nach Coppet hinauswandern dürfen."

Dann fragte die Dichterin, während sie abwechselnd den einen oder andern der Gäste mit einem freundlichen Zuruf bewillkommnete, auch nach dem Hauptmann von Clausewitz, und selbst auf den blauäugigen Gottlieb Wilhelm Rösener besann sie sich noch recht gut. Sie war nicht wenig überrascht zu hören, daß Vater Brosi, theils aus Furcht vor der Rache der Franzosen und theils aus Liebe zu seinem muntern Töchterchen, sein Geschäft schon seit sechs Jahren von Genf nach Brandenburg verlegt, und daß Frau Rosine Rösener's Ruf als flinke Wirthin sich weit in der Umgegend verbreitet hätte. „Jeden Herbst, wenn ich zu den Manövern nach Brandenburg kam," meinte Prinz August, „konnte

mir der brave Gottlieb einen neuen blondköpfigen Buben vorstellen, und dennoch wollte er durchaus wieder mit in den Krieg, als der König den Aufruf an sein Volk erließ. — Da kommt endlich unsere Freundin — was bedeutet jedoch die Erregung, die aus ihren sonst so milden Zügen spricht?"

Frau Recamier war in der That ungewöhnlich erregt.

„Denken Sie nur, beste Freundin," begann sie nach den ersten Begrüßungen, „soeben hat mir Herr von Constant seinen Besuch gemacht. Er ist auf die Einladung Bernadotte's nach Paris gekommen; in dem kleinen Göttingen und unter dem Regimente seiner gestrengen deutschen Hausfrau scheint er es vor Ungeduld nicht haben aushalten zu können. Sein neues Werk ‚Ueber den Geist der Eroberung und der Thronanmaßung' soll ihm die Wege an unserem Königshofe ebnen, er scheint sich mit großen Plänen für die Zukunft zu tragen."

„Wenn es ihm nur nicht so geht wie in Deutschland, wo man seinen glatten Worten niemals rechten Glauben beimessen wollte," warf Prinz August mit leichtem Spotte ein.

Ueber Frau von Staël's eben noch so heiteres Gesicht hatte sich eine Wolke von Unmuth gelegt. Die bloße Erinnerung an Benjamin hatte sie bisher immer unangenehm berührt, und jetzt suchte er sich augenscheinlich wieder den ehemaligen Freunden zu nähern.

„Herr von Constant ist ein feiner politischer Kopf,"

entgegnete sie auf die Bemerkung des Prinzen. „Gerade der schwer zu durchschauende Kronprinz von Schweden, dem keine Partei so recht traut, dürfte für Benjamin's winkelzügige Denkart der passendste Herr sein. Aber um Eins bitte ich Sie, liebe Julie —"

Frau Recamier fiel der Freundin mit einer abwehrenden Bewegung in die Rede.

„Bitten Sie nicht, liebe Germaine! Sie wissen, ich kann so schwer einen Gefallen ausschlagen, und als mich Herr von Constant vorhin bat, seine Fürsprecherin bei Ihnen zu sein und ihm Ihre Verzeihung auszuwirken, da versprach ich ihm Alles im Vertrauen auf Ihre unerschöpfliche Herzensgüte. Nicht wahr, Sie empfangen ihn wieder bei sich, wäre es auch nur als den Bundesgenossen unserer guten Sache, welcher seine glänzende Begabung viel nützen kann?"

„Wenn Sie bitten, Juliette, dann hilft kein Widerstreben!" sprach die Dichterin schon halb zustimmend. Dann fuhr sie mit einem Seitenblick auf den neben ihr stehenden Herrn von Rocca, dessen Augen wie die aller Schwindsüchtigen in unruhigem Glanze hin und her flackerten, flüsternd fort: „Ist Benjamin denn nicht im Grunde genommen die erste Veranlassung zu meinem jetzigen Glücke gewesen? Er selbst hätte mir nie die heiße Liebe bieten können, nach welcher ich mich mein Lebenlang sehnte, und die mich noch so spät für die verlorenen Jahre entschädigt. Wohlan, ich will ihm noch einmal glauben; er soll kein

herbes Wort von mir zu hören bekommen, so lange ihn unsere wohlthätige Sirene ihrer Freundschaft für würdig hält.“

Ganz wie am vorhergehenden Abend bot sich dem Prinzen August wiederum keine Gelegenheit dar, eine vertraulichere Unterredung mit Frau Recamier anzuknüpfen; ungerufen, und doch stets im richtigen Augenblicke, mischte sich ein Dritter in die Unterhaltung ein, oder es fand sich für die junge Frau eine Veranlassung, von dem gerade angeknüpften Gespräche auf etwas Anderes überzuspringen. Der Prinz mußte sich endlich mit schwerem Herzen gestehen, daß Clausewitz doch wohl wie gewöhnlich das Richtige gesehen hätte. Dann erst ward ihm auch Frau von Staël’s Aufforderung klar, sich an Juliens Freundschaft genügen zu lassen.

Es bedurfte indeß der ganzen Geschicklichkeit und der oft mit anscheinender Kälte untermischten Güte der schönen Frau, die immer wieder auflodernden Liebesregungen des Prinzen nach und nach zu einer gleichmäßigen Gelassenheit in ihrem beiderseitigen Verkehre herabzustimmen. Da ihr das Geschick die Neigungen versagt hatte, welche sonst das Herz einer Frau auszufüllen pflegen, trug sie in das Gefühl der Freundschaft eine unvergleichliche Wärme und Beständigkeit hinein, bis in der Seele des Prinzen auch der leiseste Mißton über die Wendung seines Verhältnisses zu der Freundin verklungen war. Aber Wochen gingen darüber hin, und erst als Prinz August mit dem Könige und den übrigen

Fürstlichkeiten zu einem Besuche nach England abgereist war, konnte Frau Recamier der Freundin das Geständniß ablegen, daß nun aller Kampf überwunden wäre. „Er ging als mein bester Freund von mir," sagte sie gerührt; „er bat mich, versichert zu sein, daß er meiner stets in aufrichtiger Verehrung und Hochachtung bis zum letzten Athemzuge gedenken würde. — O, er war so schön und gut, so männlich stolz und doch so weich wie ein Kind, der liebe, liebe Mann! Ach, Germaine, ich kann Ihnen das tiefe Herzensglück nicht mit Worten schildern, das mich bei der Erinnerung an seine Freundschaft durchzittert."

„Julie, mein theurer Engel," rief die Dichterin voller Bewunderung aus, „ich kenne kein menschliches Wesen, das Ihnen gleichkommt! Das Beste an Ihnen läßt sich nur ahnen, es ist für uns gewöhnliche Sterbliche zu zarter, wesenloser Natur. Der gute Ballanche hat ganz Recht, wenn er Ihrer Schönheit einen versittlichenden Einfluß zuschreibt, wenn er in dem Glanze Ihrer Augen nur den Wiederschein Ihrer schönen Seele sieht und daraus wie Plato auf das Unsterbliche der wahren Schönheit schließt. Gleich ihm erachte auch ich es als etwas an sich Gutes, daß man Sie liebt und werthschätzt, selbst wenn Sie einst nicht mehr sein werden. Es wäre ein wahres Unglück, wenn ein so ausgezeichnetes Wesen nur als ein reizender Schatten an uns übrigen Menschen vorüberginge. Man hat mich selbst wohl mit meiner Corinne personifizirt und an mir die Begeisterung gerühmt, mit der ich die Menge für die idealen Güter

unseres Erdenlebens einzunehmen versucht habe. Dann sind Sie jedoch in noch viel höherem Grade die Beatrix des göttlichen Dante, welche die Mitmenschen für das Höchste auf Erden gewonnen und sie zu reiner Erkenntniß, zu verklärter Liebe emporgeführt hat. Wahrlich, so lange die französische Gesellschaft bestehen, so lange der Sinn für das Schöne und Gute in der Welt herrschen wird, kann das Andenken an Julie Recamier niemals erlöschen!"